

WANDEL DURCH **AUFKLÄRUNG**

30 Jahre Neukonstitution der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften



Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
(vormals Preußische Akademie der Wissenschaften)

WANDEL DURCH **AUFKLÄRUNG**

30 Jahre Neukonstitution der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

Bericht über die Festtage vom 14.–17. Juni 2023



Impressum

Sonderausgabe zum BBAW-Bericht 2023

Herausgeber:

Der Präsident der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Christoph Marksches

Redaktion der Abschnitte I. und II.:

Roland Römhildt

Redaktion des Abschnitts III. Debatte:

Dr. Karin Elisabeth Becker unter Mitarbeit von Kathrin Künzel

Redaktionsschluss: 4. Dezember 2023

Covermotiv: iStockphoto/phive2015

Fotos: BBAW (wenn nicht anders angegeben)

Fotos im Abschnitt I. BBAW

Fotos im Abschnitt II. BBAW / Judith Affolter

Grafik und Layout: eckedesign GmbH, Carolin Schneider

Druck: PIEREG Druckcenter Berlin GmbH

© Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 2023
Jägerstr. 22/23, 10117 Berlin, www.bbaw.de

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Herausgebers.

ISBN 978-3-949455-29-2

Vorwort



Am Anfang der Überlegungen, die Festtage anlässlich der dreißigjährigen Wiederkehr der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie im Juni 2023 in einem eigenen Berichtsband zu dokumentieren, stand, wie es sich für eine vormals Preußische Akademie gehört, eine äußerst nüchterne, pragmatische Entscheidung: Wer mag schon einen Jahresbericht 2023 lesen, der fast vierhundert Seiten umfasst? Unterscheiden sich nicht die Kreise, die eigentlich nur wissen wollen, was in diesem krisengeschüttelten Jahr in der Akademie passierte, von denen, die vielmehr wissen wollen, wie diese Einrichtung gerade auf die Vergangenheit zurückblickt, ihre Gegenwart einschätzt und was sie für die Zukunft plant? Damit war die Idee eines eigenen Festtagsberichtes geboren, der für das Jahr 2023 zusätzlich zum BBAW-Bericht in einem eigenen Band vorgelegt wird.

Der Band dokumentiert die allermeisten Veranstaltungen im Rahmen der Festtage anlässlich der Wiederkehr der Neukonstituierung. Sehr bewusst wurde bei der Vorbereitung dieser Festtage auf einen Aufsatzband „Dreißig Jahre Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften“ verzichtet, der an die Seite der drei Bände zur Akademiegeschichte treten könnte, die die 1997 bis 2000 wirkende Interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Berliner Akademiegeschichte im 19. und 20. Jahrhun-

dert“ unter Leitung von Jürgen Kocka vorgelegt hat.¹ Die folgenden Seiten machen deutlich, warum sich die vorbereitende Gruppe entschlossen hat, stattdessen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der entscheidenden Jahre nach 1989/1990 zu interviewen, diese Menschen mit Fachleuten, jüngerer Wissenschaft und Critical Friends der Akademie ins Gespräch zu bringen – und einfach zunächst erst einmal in verschiedensten Runden wie Formaten Eindrücke und Impulse einzusammeln: Die Sichtweisen auf die Ereignisse sind noch viel zu konträr (oder vielmehr: sie werden teilweise gerade erst richtig konträr), um übersichtlich bilanziert werden zu können, die Eindrücke von der Gegenwart und die Ideen für die Zukunft müssen ebenfalls noch vertieft werden, bevor sie feierlich als Manifest für die Zukunft der Akademie auf dem Gendarmenmarkt präsentiert werden können. Wie der Gendarmenmarkt ist Akademie gerade auch Baustelle: Verwaltungsreformen, Schärfung des Fachprofils, Professionalisierung unserer Funktionen im Wissenschaftssystem und so fort. Der hier vorgelegte Festtagsbericht lädt zur Baustellenbesichtigung ein, zum Mitdiskutieren und zum Ergänzen der Bauplanung.

.....

1 <https://webarchive.bbaw.de/default/20181026075439/http://akademiegeschichte.bbaw.de/Publikationen> (letzter Zugriff am 4. Dezember 2023).

Allerdings stellt die Akademie mit diesem Bericht auch einen ambitionierten Plan zum Weiterbau zur Diskussion: Wir wollen in unser Forschungsprofil stärker auch natur- und technikwissenschaftliche Projekte integrieren und uns um die vielfältigen Verbindungen zwischen den großen Wissenschaftsbereichen kümmern; wir möchten neben den Forschungsprojekten, der Gesellschafts- und Politikberatung und der Wissenschaftskommunikation auch noch mehr (im Zuge der Nationalen Forschungsdateninfrastrukturen) zu einer zentralen Institution der Langzeitdaten-Kuratierung auf den Feldern der deutschen Sprache und der Altertumswissenschaften werden. Das wird uns gelingen, wenn wir noch internationaler und pluraler werden, wenn uns aber auch noch mehr Menschen begleiten und (durchaus auch finanziell) unterstützen. Für die, die es bereits tun, sind wir sehr herzlich dankbar!

An jedem älteren Gebäude, das eine um Verjüngung bemühte Institution beherbergt, wird gewerkelt und gebaut. Weiterbau bei laufendem Betrieb kann nur gelingen, wenn es in einer solchen Institution Menschen gibt, die höchst professionell die Bauarbeiten begleiten, Mitglieder, Mitarbeitende – und im Falle der Montage dieses Festtagsberichtes die bewährten starken Kräfte aus dem Präsidialbüro und der Kommunikation der Akademie. Ihnen danke ich von ganzem Herzen: Roland Römhildt und Sandra Vogel, Dr. Karin Elisabeth Becker, Barbara Frey und Kathrin Künzel, dazu Frau Lindsay Munro und der Agentur eckedesign. Nun hoffe ich, dass der Bericht nicht nur Vergangenes dokumentiert und es dabei unterhaltend präsentiert, sondern auch Appetit auf die nächsten Monate, Jahre und Jahrzehnte Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften macht. In diesem Sinne: Viel Vergnügen beim Lesen!

Berlin, im Advent 2023



Christoph Marksches
Akademiepräsident

Inhalt

I. Eröffnung und Symposien

Eröffnung der vier festlichen Tage durch Christoph Marksches	8
Grußwort von Gerald Haug	12
Symposium I: Der Umbruch 1989 und die Folgen – heute gesehen. Teil I	14
Symposium I: Der Umbruch 1989 und die Folgen – heute gesehen. Teil II	32
Die Neukonstitution der BBAW – Zeitgenossinnen und Zeitgenossen im Gespräch	48
Upheavals and Transformations – Europäische Umbrüche und Transformationen	72
Die Akademie feiert	88

II. Leibniztag

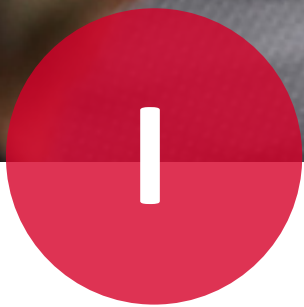
Begrüßung	92
Grußwort von Sabine Döring	95
Grußwort von Ina Czyborra	98
Grußwort von Manja Schüle	101
Verleihung der Leibniz-Medaille an Björn Wittrock	104
Podiumsdiskussion: „Die nächsten 30 Jahre BBAW – Ratschläge von Critical Friends zum Schluss eines Jubiläums“	108
Bericht des Akademiepräsidenten: „Leibniz ohne Perücke – Berichte und Ausblicke nach 323/30 Jahren“	118
Feierliche Eröffnung „Marbach an der Spree“	124

III. Debatte

Wissenschaftliche Sitzung der Versammlung der Akademiemitglieder am 16. Juni 2023: Die Zukunft der Akademie	128
Einleitung	129
Impulse	130
Diskussion	142
Schlussworte	148

Personenregister	150
------------------	-----





Eröffnung und Symposien



Eröffnung der vier festlichen Tage

anlässlich der dreißigsten Wiederkehr der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 14. Juni 2023

CHRISTOPH MARKSCHIES

Mein Grußwort zur Eröffnung unserer festlichen Tage anlässlich der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften nimmt seinen Einsatzpunkt, meine sehr verehrten Damen und Herren, nicht 1993. Und auch nicht 1992, 1991, 1990 oder gar 1989. Es beginnt, chronologisch betrachtet, deutlich vorher. Es beginnt siebenundvierzig Jahre vor der Neukonstituierung, über die und deren Kontexte wir heute nachdenken wollen, deren Impulse für Gegenwart und Zukunft wir thematisieren wollen. Ich beginne vor fast achtzig Jahren, ziemlich bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, dessen Spuren hier im Leibniz-Saal so deutlich sichtbar sind. Am 1. Juli 1946 befahl die sowjetische Militäradministration „die Eröffnung der Deutschen Akademie der Wissenschaften auf der Grundlage der letzteren“, dem grammatischen Zusammenhang der Übersetzung aus dem Russischen nach also auf der Grundlage der Preußischen Akademie der Wissenschaften.¹ Eine gewisse Form der Kontinuität war angesagt, aber zugleich auch Abbruch, Aufbruch und Neubeginn. Juristisch konnte man durchaus darüber diskutieren, ob die vormals Preußische Akademie am Gendarmenmarkt fortbestand oder nur in den Rechtskonstruktionen der Juristen. Neunzehn Ordentliche Mitglieder, fünf wissenschaftliche Beamte, zwölf wissenschaftliche Mitarbeiter und sechzehn sonstige Mitarbeiter hatten sich bis zum 4. Juni 1945 bei der Akademie gemeldet und bildeten den kleinen Stamm, der personelle Kontinuität innerhalb von brüchiger institutioneller und ideeller Kontinuität zu garantieren schien. Und bereits im selben Jahr gibt

es Debatten über den künftigen Namen. Einige wollten auf Preußen verzichten, aus den unterschiedlichsten Gründen, andere – darunter der bedeutende, später in Tübingen lehrende Gräzist Wolfgang Schadewaldt – protestierten dagegen. Bei der festlichen Wieder- oder eben Neueröffnung der Akademie am 31. Oktober 1946 wurde ein neues Statut verabschiedet, in dem es heißt: „Mit dem Beginn des Wiederaufbaus nach dem Zusammenbruch im Frühjahr 1945 hat die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wie der Name der bisherigen Preußischen Akademie fortan lauten wird, mit dem 1. August 1946 ihre Arbeit auf neuer Grundlage und in erweiterter Form wieder aufgenommen“.²

Mir scheint, meine sehr verehrten Damen und Herren, (ohne dass ich mir als Theologe und Historiker der römischen Kaiserzeit zeithistorische oder wissenschaftliche Kompetenzen anmaßen will), dass diese Formulierung „auf neuer Grundlage und in erweiterter Form“ nicht nur das Leitmotiv der Akademie für den Umgang mit der Zäsur von 1945/1946 darstellt. Man könnte diese Doppelformulierung „auf neuer Grundlage und in erweiterter Form“ auch über den Neubeginn von 1992/1993 nach der großen Zäsur von 1989/1990 setzen, aber selbstverständlich auch über die großen Akademiereformen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, die wir mit den Namen Humboldt und Schleiermacher verbinden, über die Akademiereformen der Harnacks und Mommsens, über die Reformideen zu Beginn der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts, die wenig bekannt sind – immer geht es um eine schwierig zu analysierende Mischung von Kontinuität und Bruch, von institutionellem wie personellem und ideellem

1 Conrad Grau, Der Akademiegedanke in Berlin nach 1945 aus wissenschaftshistorischer Sicht, Gelehrtensozietät der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR, erweiterte Fassung eines Vortrags vor dem Plenum der Gelehrtensozietät am 17. Oktober 1991, Berlin 1991 (als Manuskript gedruckt), 4 (Quellennachweis der Edition des russischen Originals in Anm. 10 auf S. 19).

2 Rudolf Landrock, Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1945 bis 1971, 512–580 (Gegenüberstellung der Statuten von 1946, 1954, 1963 und 1969), hier S. 512.

Neubeginn bei Fortsetzung des Bewährten, die wir im Titel unserer festlichen Tage mit dem reichlich allgemeinen Ausdruck „Wandel“ auf den Begriff gebracht haben. Natürlich wurde er gewählt, weil er im Vorfeld der Ereignisse von 1989/1990 – und genauer gesagt schon vor sechzig Jahren – für eine neue Entspannungspolitik formuliert wurde. Von „Wandel durch Annäherung“ sprach erstmals 1963 Egon Bahr bei einer Rede vor der Evangelischen Akademie Tutzing – die Rede und ihre nämliche Formulierung war nach Selbstauskunft von Egon Bahr „das Produkt langer und sorgfältiger Arbeit. Die Manuskripte gingen zwischen Brandt und mir hin und her. [...] Ich] hatte den Einfall, einen Punkt aus der Rede Brandts zu nehmen und ihn für die Konsequenzen des Verhältnisses zwischen den beiden deutschen Staaten zu exemplifizieren“. Wir hätten natürlich statt des reichlich allgemeinen Ausdrucks „Wandel“, der auf die lange Vorgeschichte der Neukonstituierung der BBAW und ihren zeitlichen Kontext aufmerksam macht und „Wandel durch Annäherung“ in der Form von „Wandel durch Aufklärung“ variiert, alles mit dem schönen Berliner Ausdruck „Transformationen“ titelgerecht zusammenfassen können. „Transformationen“ wurde als Ausdruck für Prozesse politischen und kulturellen Wandels von einem Berliner Sonderforschungsbereich der Jahre 2005 bis 2016 geprägt, in dem eben diese Melange aus „Einiges ändert sich, anderes bleibt gleich“ präziser mit Hilfe einer Typologie bestimmt werden sollte und den es ohne die Akademiemitglieder Bredekamp, Münkler, Osterkamp und Perler ebenso wenig gegeben hätte wie das Konzept der Transformation zur Beschreibung von Wandel.

Nun sind unsere Festtage freilich nicht allein überschrieben mit dem Ausdruck „Transformation“ und also auch nicht der feingliedrigen Typologie des Berliner Sonderforschungsbereichs „Transformationen der Antike“ verpflichtet. Unsere Festtage sind „Wandel durch Aufklärung“ übertitelt. Das könnte nach einer etwas vorlauten Behauptung aussehen, als seien wir der Ansicht, die multiplen Transformationen in der Geschichte der Berliner Akademie seit dreihundertdreißig Jahren und allzumal in den Jahren 1990 bis 1993 seien jeweils durch Aufklärung bewirkt oder jedenfalls maßgeblich betrieben worden. Natürlich war die Vorbereitungsgruppe, die diese festlichen Tage seit über einem Jahr geplant hat (ich nenne gleich noch ihre Mitglieder), nicht so vorwiegend, alle ideellen, personellen und institutionellen Transformationen der Berliner Akademie seit dreihundertdreißig Jahren oder auch nur die letzte vor dreißig Jahren mit der Aufklärung zu verbinden. Dazu sind diese Verbindungen viel zu prekär, wie bereits ein naheliegendes Beispiel von den Anfängen klarlegen kann. Ob beispielsweise Leibniz, der gemeinsam mit Daniel Ernst Jablonski und anderen diese Akademie gegründet

hat, ein Aufklärer oder nur ein Voraufklärer war, könnten wir jetzt mit den Philosophinnen und Philosophen unserer Akademie des Langen und Breiten diskutieren. Susan Neiman votiert energisch dafür, ihn als Voraufklärer zu rubrizieren, ich nehme mir – wie beispielsweise auch Martin Mulsow – die Freiheit, zu widersprechen und ihn als Aufklärer par excellence zu bezeichnen. Eher wird man schon die 1992/1993 handelnden Personen, den Althistoriker Christian Meier und den Biologen Hubert Markl zu allererst, aber natürlich nicht allein, ihrem Selbstverständnis wie ihrer Wirkung nach als Aufklärer bezeichnen können. Aber ich möchte um alles in der Welt den Eindruck vermeiden, als seien alle angespielten Transformationen der Berliner Akademie schnurgerade Wirkungen von Aufklärung und also die Institution, an deren Neukonstituierung 1993 wir heute erinnern, sozusagen das in Permanenz gestellte Jahresthema 2023|24 „Projekt: Aufklärung!“. Eher schon würde mich freuen, wenn Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, der Vorbereitungsgruppe und mir selbst die These abnehmen wollten, dass aller Wandel in der Akademie zu Berlin, den wir heute noch einen Wandel zum Besseren nennen, mit unterschiedlichen Interpretationen von Aufklärung in Zusammenhang steht.

Vielleicht haben Sie sich bei der Lektüre des Programms der vier Tage bis Samstag, die „Wandel durch Aufklärung“ überschrieben sind, gefragt, warum man die vergleichsweise kurze Epoche von dreißig Jahren derartig üppig feiert. Dazu ist zu sagen: Spätestens nachher in den Pausen und beim Buffet heute Abend wird deutlich, dass von „üppig“ gar keine Rede sein kann. Preußisch bescheiden, der Haushaltslage angemessen. Auch weniger eine Feier als ein Nachdenken in angenehmem Rahmen, in einer Umgebung, die das gemeinsame Nachdenken leicht macht. Denn wir wollen vor dem Hintergrund der Geschichte der Neukonstituierung über die Zukunft der Akademie nachdenken. So, wie wir das zuletzt anlässlich des dreihundertjährigen Jubiläums der Akademie gemeinsam und mit Gästen getan haben – der von Wilhelm Voßkamp herausgegebene Band „Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie“ aus dem Jahre 2002³ kündigt ebenso von den Überlegungen des Jahres 2000 wie das schwungvolle Brevier des seinerzeitigen Akademiepräsidenten Dieter Simon aus dem Jahre 1999. Überhaupt, ich werde darauf noch im Grußwort zur Abendveranstaltung eingehen, haben Akademiemitglieder sehr bald nach 1993 mit Reflexionen

.....

3 Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie?, hg. v. Wilhelm Voßkamp, Interdisziplinäre Arbeitsgruppen. Forschungsberichte 11, Berlin 2002; Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Wissenschaften und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch, hg. v. Jürgen Kocka u. Renate Mayntz, Interdisziplinäre Arbeitsgruppen 6, Berlin 1998.

über die Neuordnung der Wissenschaftslandschaft der DDR (wohlgemerkt nicht: von Westdeutschland) begonnen und dabei auch ihre eigene Akademie behandelt: Ich nenne heute nur Renate Mayntz, deren Beitrag zur Transformation der Akademie der Wissenschaften der DDR schon 1994 erschien,⁴ und das Büchlein „Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart“ von Jürgen Kocka aus dem Folgejahr.⁵ Uns schien es nach mehr als zwanzig Jahren hohe Zeit, noch einmal in die Debatte um die konkreten Utopien für die nächsten Jahre einzutreten (um die schöne Formulierung von Wilhelm Voßkamp zu bemühen), aber auch noch einmal die Ereignisse der Jahre 1989 bis 1993 samt ihren Kontexten in den Blick zu nehmen. Um Letzteres geht es heute in zwei Runden, um Ersteres am Freitag und Samstag, jeweils mit Gästen, die ich noch einmal sehr, sehr herzlich begrüße.

Eine besondere Freude ist mir, dass sich Gerald Haug, der Präsident der Leopoldina, freimachen konnte, um uns gleich zu begrüßen. Warum verschweigen, dass zu den Debatten vor dreißig Jahren auch die Frage gehörte, ob Leopoldina und BBAW ebenfalls, wie das ganze Land, vereinigt werden sollten, um gemeinsam eine nationale Akademie zu bilden. So wünschte sich das nicht nur Manfred Erhardt, dem die BBAW unendlich viel verdankt, der aber heute nicht aus München kommen kann. Es ist bekanntlich anders gekommen – und inzwischen sind wir nicht vereinigt, aber arbeiten heiter und unter Wahrung der höchst unterschiedlichen Profile vertrauensvoll und eng zusammen, nicht nur im Blick auf die Präsidenten, sondern auch im Blick auf die zahlreichen Doppelmitglieder darf ich sagen: heiter und freundschaftlich, lieber Gerald, der Geologe und der Theologe, wie du gern zu sagen pflegst. Vielleicht muss auch eine Nationalakademie hin und wieder fragen, was unter neuen Bedingungen (beispielsweise einer Zeitenwende oder jedenfalls eines Regierungswechsels) Akademie zu sein heißen kann und wo die Arbeit „auf neuer Grundlage und in erweiterter Form wieder aufgenommen“ werden muss oder jedenfalls in veränderter Form fortgeführt werden sollte.

Bevor du dein Grußwort sprichst, liegt mir daran, von Herzen denen zu danken, die gemeinsam mit mir diese vier Tage im Juni vorbereitet haben: Julia Fischer, Ute Frevert, Jürgen Kocka, Ulrike Kuhlmann, Wilhelm Krull,

.....

- 4 Renate Mayntz, Deutsche Forschung im Einigungsprozess. Die Transformation der Akademie der Wissenschaften der DDR 1989 bis 1992, Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln 17, Frankfurt/Main und New York 1993; East European Academies in Transition, hg. v. Renate Mayntz, Uwe Schimank und Peter Weingart, Sociology of the Sciences Library 1, Dordrecht/Boston/London 1998.
- 5 Jürgen Kocka, Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart, Kleine Vandenhoeck-Reihe 1576, Göttingen 1995.

Klaus-Peter Schmitz, Helmut Schwarz, Nathalie von Siemens – aber auch Karin Elisabeth Becker, Barbara Frey, Kathrin Künzel und Roland Römhildt. Nun aber frisch ans Werk mit dem ersten Symposium unserer vier Festtage – und zunächst dem Grußwort von Gerald Haug.

Das Grußwort von
Christoph Markschieß können
Sie sich auch in der
BBAW-Mediathek ansehen:



Grußwort von Gerald Haug

PRÄSIDENT DER DEUTSCHEN AKADEMIE DER NATURFORSCHER LEOPOLDINA –
NATIONALE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Christoph, sehr geehrte Repräsentantinnen und Repräsentanten nationaler und internationaler Wissenschaftseinrichtungen, sehr geehrte Mitglieder der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, hochverehrte Festversammlung, meine Damen und Herren!

Zum 30. Jahrestag der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften überbringe ich Ihnen mit wirklich ganz großer Freude die herzlichen Grüße der Leopoldina. Die Leopoldina gratuliert der BBAW zu ihrem erfolgreichen Neubeginn nach der Vereinigung Deutschlands und wünscht ihr, dass sie ihren beeindruckenden Weg in den kommenden Jahrzehnten voller Elan weiter beschreiten wird. Eine Gemeinschaft exzellenter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, eine pulsierende Stätte langfristig angelegter Forschungsvorhaben und ein lebendiges Forum der intellektuellen Debatte: Dank des geglückten Zusammenspiels dieser drei Tätigkeitsfelder strahlt die BBAW in Wissenschaft und Öffentlichkeit weithin sichtbar aus. Unsere beiden Akademien haben jede für sich in den vergangenen drei Dekaden eine anfangs kaum

absehbare Entwicklung durchlaufen. Dass wir in vielen Bereichen intensiv und, Christoph hat es schon erwähnt, auch sehr vertrauensvoll und produktiv miteinander gearbeitet haben, wirkte sich auf diese parallelen Prozesse der Neuorientierung sehr förderlich aus.

Daher möchte ich meine institutionellen Grüße mit einem persönlichen Dank an die Mitglieder der BBAW und stellvertretend an ihren Präsidenten, Christoph Marksches, verbinden. Lieber Christoph, ich danke dir herzlich für deine mehr als kollegiale Unterstützung und dein freundschaftliches Engagement im Sinne unserer gemeinsamen Ziele. Ich darf kurz von meinem Manuskript abweichen. Vor drei Jahren haben wir uns kennengelernt, der Theologe und der Geologe, im Café Einstein. Ich glaube, ich darf sagen, ohne missverstanden zu werden, mein lieber Christoph, das war Liebe auf den ersten Blick – und sie hält an. Ich bin auch sehr stolz darauf, selber Mitglied der BBAW sein zu dürfen.

Meine Damen und Herren, der Titel der heutigen Festveranstaltung bringt das gemeinsame Ziel von BBAW und Leopoldina auf den Punkt: Wandel durch Aufklä-



rung. Dieses Motto gilt unabhängig davon, ob die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen, unter denen wir tätig sind, unserer Arbeit helfen oder sie eher behindern. Aber Wandel durch Aufklärung wird umso dringlicher, je stärker die Zeitläufte sich an die gegenteilige Devise zu halten scheinen: Zerfall durch Unvernunft. Leider scheint dies auf die Gegenwart häufig zuzutreffen. Ich möchte aber die Stimmung zu Beginn der BBAW-Festtage nicht durch eine Aufzählung der bedenklichen Tendenzen und manifesten Krisen trüben, die sich auch auf die Wissenschaft negativ auswirken. Sie sind Ihnen allen leider wohlbekannt. Stattdessen möchte ich die Gelegenheit nutzen, an zwei Aufgaben von Wissenschaftsakademien zu erinnern, die aus unserem Motto „Wandel durch Aufklärung“ folgen und die zunehmend an Bedeutung gewinnen.

Die erste Aufgabe bezieht sich auf das Stichwort Aufklärung und ist, wenn Sie so wollen, von eher defensiver Natur. Die Akademien müssen sich als Verteidigerinnen der Aufklärung verstehen, der Aufklärung, wie sie von der freien Wissenschaft verkörpert wird, die der gesellschaftlichen Suche nach verlässlichem Wissen über die Wirklichkeit verpflichtet ist. Verlässlich heißt dabei, dass dieses Wissen von der jeweiligen Fachgemeinschaft methodisch überprüft wird, aber selbstverständlich weiterhin falsifizierbar ist. Die Mechanismen wissenschaftlicher Selbstkontrolle funktionieren am zuverlässigsten in autonom handelnden Wissenschaftseinrichtungen. Unsere Akademien sollten sich an dem hohen Anspruch messen lassen, nicht nur streitbare Fürsprecherinnen für eine solche institutionelle Unabhängigkeit zu sein, sondern sie auch selbst möglichst überzeugend zu verwirklichen und zu leben. Hierzu gehört es nicht zuletzt, akademische Normen zu bewahren, die von außen zeitweise auch als unzeitgemäß kritisiert werden, aber die Weitergabe der hohen Standards wissenschaftlicher Exzellenz von einer Generation zur nächsten gewährleisten.

Wie trägt unsere Verantwortung wissenschaftlicher Aufklärung zum gesellschaftlichen Wandel bei, wie es das Motto der BBAW-Festtage verspricht? Ich möchte jetzt auf die zweite, offensivere Aufgabe der Wissenschaftsakademien zu sprechen kommen. Sie hat gerade in den vergangenen 30 Jahren massiv an Bedeutung für uns gewonnen, nicht nur für Deutschland, sondern weltweit. Der zunehmende Bedarf an wissenschaftsbasierter Beratung in Politik und Gesellschaft hat die altherwürdige Institution der Akademie wieder stärker in die öffentliche Aufmerksamkeit gerückt. Für diese unverhoffte Aktualität der Akademien gibt es mehrere Gründe, von denen ich nur zwei nennen möchte, auf die schon Leopoldina-Altpräsident und BBAW-Mitglied Jörg Hacker immer wieder hingewiesen hat.

Erstens vertreten die Akademiemitglieder gleichsam auf engem institutionellen Raum das gesamte Spektrum der Forschung, von der Mathematik, den Natur- und Technikwissenschaften über die Lebenswissenschaften und Medizin bis zu den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften. Diese Vielfalt erleichtert in der Politikberatung die Einsetzung interdisziplinärer Arbeitsgruppen, die das Panorama der möglicherweise relevanten wissenschaftlichen Erkenntnisse in den Blick nehmen sollen.

Zweitens sind Akademien sowohl dank ihrer ausländischen Kooperationspartner als auch dank ihrer Mitglieder auf kurzem Wege weltweit mit anderen Exzellenzzentren vernetzt. Wissenschaftsbasierte Beratung benötigt angesichts der länder- und kontinenteübergreifenden gesellschaftlichen Herausforderungen eine solche hochgradige Internationalität der Institutionen, die sie durchführen.

Akademien sind also aufgrund ihrer, und das kann ich nicht ausreichend intensiv betonen, Unabhängigkeit, Interdisziplinarität und Internationalität aussichtsreiche Kandidatinnen dafür, die anspruchsvollen Voraussetzungen für wissenschaftsbasierte Beratung von Politik und Gesellschaft erfüllen zu können. Den Stein der Weisen für einen erfolgreichen Wandel durch Aufklärung besitzen freilich auch sie nicht. Stattdessen müssen sie bei jedem einzelnen Beratungsvorhaben darüber nachdenken, wie sie ihre jeweiligen Stärken am besten einbringen können, beispielsweise die BBAW ihre Kompetenzen als, Christoph, ich darf dich zitieren, geisteswissenschaftliche Großforschungseinrichtung.

Zwar repräsentieren die Akademien jeweils für sich wissenschaftliche Exzellenz in ihrer ganzen Breite, doch weisen sie wichtige Unterschiede hinsichtlich ihrer organisatorischen Strukturen, strategischen Zielsetzungen und thematischen Fokussierungen auf. Diese Vielfalt der deutschen Akademienlandschaft sollten wir behutsam fortentwickeln, bei gleichzeitiger Intensivierung des gemeinsamen Gesprächs über die Rolle von Akademien in Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Meine Damen und Herren, uns allen wünsche ich nun während der Festtage der BBAW Begegnungen und Einsichten, die zu diesem Gespräch beitragen. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Das Grußwort von
Gerald Haug können
Sie sich auch in der
BBAW-Mediathek ansehen:





**Marianne Birthler, Wilhelm Krull,
Steffen Mau und Christoph Marksches**

Der Umbruch 1989 und die Folgen – heute gesehen. Teil I

14. Juni 2023, Leibniz-Saal der Akademie

Symposium I: Der Umbruch 1989 und die Folgen – heute gesehen Teil I

MIT MARIANNE BIRTHLER, WILHELM KRULL,
STEFFEN MAU UND CHRISTOPH MARKSCHIES

Christoph Marksches: Heute Nachmittag erwarten Sie zwei Runden, die inhaltlich geschieden sind. In der ersten Runde behandeln wir die Situation vor 1989 und den spannenden Punkt des Umbruchs selbst. Wir haben drei Personen auf dem Podium, Marianne Birthler, Steffen Mau und Wilhelm Krull, der ein Stück weit die Verbindungsperson zwischen den beiden Runden ist.

Zuerst stelle ich Ihnen Marianne Birthler vor, die den ersten Impuls geben wird. Frau Birthler ist seit der und durch die Wende zur Politikerin und zur Expertin für Erinnerungskultur geworden. Sie war in den Jahren 2000 bis 2011 die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der Deutschen Demokratischen Republik, aber sie hat einen ganz anderen Berufsweg begonnen. Sie hat, was, glaube ich, für eine Bildungsgeschichte der DDR typisch ist, nach dem Abitur zunächst im Außenhandel gearbeitet und ein Fernstudium in der Außenhandelswirtschaft absolviert. Ab 1976 wurde sie dann zur Katechetin und Gemeindegliederin ausgebildet und hat sich ehrenamtlich in Schwedt an der Oder engagiert. Sie arbeitete in der Kinder- und Jugendarbeit und ist dann, und da sind wir natürlich gespannt, wie es dazu kam, an Oppositionsgruppen und am zentralen Runden Tisch beteiligt und im März 1990 ist sie bei der berühmten Wahl in die Volkskammer gewählt worden. Dort waren Sie, liebe Frau Birthler, Sprecherin der Fraktion von Bündnis 90 und bis 1992 in Brandenburg Ministerin für Bildung, Jugend und Sport. Wir freuen uns darauf, wenn Sie in Ihrem Impuls ein bisschen vom Umbruch 1989 und den Folgen für das Bildungssystem berichten, wie Sie das Bildungs- und Forschungssystem der DDR erlebt haben, die Umbrüche am Ende der Achtzigerjahre und die heißen Jahre 1989/90. Vielen, vielen Dank und einen großen Applaus für Marianne Birthler.

Marianne Birthler: Ich bedanke mich herzlich für die Einladung zu einer Zeitreise, das ist es ja bei mir. Wobei

sich gerade eine ganze Reihe von Veranstaltungen diesem Thema widmet, was da eigentlich vor 30, 35 Jahren passiert ist. Ich bin in Berlin groß geworden. Man muss vielen, die die ostdeutsche Geschichte nicht so gut kennen, immer zum Stichwort Kirche etwas sagen. Das mache ich jetzt auch, damit Sie das Nachfolgende verstehen. Es gab ja in der DDR keine Öffentlichkeit, also jedenfalls keine, die diese Bezeichnung verdient hätte, und deshalb war für Menschen, die gemeinsam einem Thema nachgehen wollten, eigentlich nur ein Weg offen: sich entweder privat in Gruppen zu treffen – auch das ist geschehen, obwohl es bereits dafür schon wieder Strafrechtsparagrafen gab. Die sind nicht so oft angewendet worden, aber man konnte ja nie wissen. Als ich eine ganz junge Frau war, hatten wir Hauskreise, in denen wir uns um alternative Erziehungsmethoden bemüht haben oder Umweltthemen diskutierten. Es ging meistens so, dass sich jemand von uns ein Buch aus dem Westen organisiert hat, das gründlich studierte und dann seine Freundinnen und Freunde einlud, um etwas darüber zu erzählen und darüber ins Gespräch zu kommen. Der noch bessere Weg war es, dann direkt unter das Dach der Kirche zu gehen. Damit war man de facto eine kirchliche Gruppe und hatte einen gewissen Schutz. Und das erklärt auch, warum etliche von diesen Neupolitikern von 1990 zuvor etwas mit Kirche zu tun hatten. Das war ein ganz gutes Übungsfeld. Und es gab ja nicht wenige, die zu DDR-Zeiten Theologen oder Jugendreferenten geworden sind, weil ihnen andere Berufe aus politischen Gründen versperrt waren oder weil sie sich von vornherein verweigerten, in solche Berufe zu gehen, beispielsweise Lehrerin zu werden. Diese Leute sind dann häufig in der Kirche gelandet, was der Kirche, finde ich, ganz gutgetan hat, weil sehr viele lebendige Impulse damit verbunden waren. Zu jenen Personen gehörte ich auch. Ich habe von Mitte der Achtzigerjahre an in einer Kirchengemeinde in Berlin gearbeitet, später dann im Stadtjugendpfarramt. Das war



so eine Leitstelle für evangelische Jugendarbeit, und das war zugleich auch ein Link zu den ganzen politischen Gruppen, die sich in der zweiten Hälfte der Achtziger in Ost-Berlin und nicht nur dort gründeten. Das waren alles Ein-Punkt-Bewegungen, Friedensgruppen, Öko-gruppen, Erziehungsgruppen, Schwulengruppen, Lesbengruppen, all das war eine bunte Gesellschaft unter dem Dach der Kirche. Die vernetzten sich natürlich, weil sie ja ein großes gemeinsames Thema hatten, nämlich das Fehlen offizieller und guter Arbeitsmöglichkeiten für ihre Themen. In diesem Netz bewegte ich mich also. Und da wurden halt auch Bildungsthemen diskutiert. Ich hatte mit dem Bildungsthema durch meine Kinder- und Jugendarbeit natürlich schon zu tun. Irgendwann, als ich später Ministerin war, hat mir jemand vorgeworfen: Sie waren ja nie Lehrerin. Dann habe ich gesagt: Stimmt, ich habe nie vor Kindern gestanden, aber immer hinter den Kindern in der Christenlehre und in der jungen Gemeinde. Da haben wir, zum Beispiel, geübt, wie man Erwachsenen widersprechen kann, ohne sich um Kopf und Kragen zu reden. Ich habe mich in dem Kontext sehr intensiv mit dem Bildungswesen beschäftigt, unter anderem, weil ich drei Töchter hatte, die in DDR-Schulen ihre zumindest ersten Schuljahre verbrachten. Die Gruppen, die sich da sammelten, nahmen sich ganz unterschiedliche Aufgaben vor. Manche analysierten Schulbücher nach verschiedenen Gesichtspunkten, Militarisierung oder Geschlechterbilder oder so. Das haben wir natürlich alles nur illegal veröffentlicht oder auf Veranstaltungen vorgestellt. Und dann gab es 1987 einen sehr schwerwiegenden Vorfall in Pankow an der Berliner Ossietzky-Schule. Da sind – ohne jetzt Details zu nennen – mehrere Schüler aus politischen Gründen von der Schule relegiert worden, eigentlich nur, weil sie einer Aufforderung des Direktors nachgekommen sind, an einer Pinnwand ihre Meinungen zu veröffent-

lichen. Das war weiß Gott nicht das erste Mal, dass Schüler aus politischen Gründen relegiert wurden, aber es war das erste Mal, dass dies ein großes Echo fand, DDR-weiten Protest. Gruppen bildeten sich, die sagten: Wir müssen etwas tun, versuchen, Einfluss zu nehmen. Und die Hauptthemen waren natürlich kindgerechte Schulen und ein Unterricht, der von den Bedürfnissen, von den Wünschen und Fragen der Jugendlichen ausgeht. Es ging natürlich auch um Entmilitarisierung der Schulen und, und, und. Also alles, was man so in einer Diktatur normalerweise an Schulen zu bemängeln hat, auch die hohe Ideologisierung des Unterrichts, das haben wir thematisiert und es darin ziemlich weit geschafft. Inzwischen sind wir schon im Jahr 1988/89. Ich habe als Reaktion auf besagte Relegierung zusammen mit Freunden so etwas wie eine alternative Abendschule gegründet, „Anders Lernen“ hieß die. Da haben wir Jugendliche regelmäßig zusammengeholt und die durften dann miteinander das Curriculum diskutieren und beschließen, und wir haben ihnen über Themen wie Geschichte, Kommunikation und Literatur allerhand vermittelt. Das war als Nullserie gedacht. Wir wollten die Erfahrung auswerten und die Sache auf breitere Beine stellen, denn das Interesse war riesengroß. Aber als wir so weit waren, diesen Kurs abzuschließen und neue vorzubereiten, war es Herbst 1989, und es lagen andere Fragen vor unseren Füßen. Wir haben das aber alles einigermaßen gesichert, auch unsere Reformvorstellungen. Bei manchen von denen würde ich sagen: Gut, dass wir gar keine Chance hatten, die umzusetzen. Aber manche waren doch sehr vernünftig.

1990 war für mich ein Jahr, in dem ich in drei verschiedenen Parlamenten saß. Das eine war die Volkskammer. Dann war ich noch zwei Monate im Deutschen Bundestag, denn die Deutsche Einheit begann ja mit dem

3. Oktober, aber die ersten gesamtdeutschen Wahlen waren erst im Dezember. Und damit es dort eine Vertretung Ostdeutscher gab, ist ein Drittel der Volkskammerabgeordneten vom Deutschen Bundestag für die kurze Zeit übernommen worden. Dazu gehörte ich, war da aber schon entschlossen, danach in Brandenburg fürs Bündnis 90 zusammen mit Matthias Platzeck und Günter Nooke Politik zu machen. Das ist auch ganz interessant, weil wir alle drei Bündnis 90 waren und heute entweder in der SPD, in der CDU oder bei den Grünen sind. Wir waren dann sehr überrascht, dass unser Ergebnis so ausfiel, dass sich daraus eine Koalition ergeben hat, wenn Sie so wollen, die erste Ampel der Bundesrepublik. Und ich wurde Bildungsministerin. Das war insofern interessant, als ich ein Ministerium noch nie von innen gesehen hatte, von Verwaltung keine Ahnung hatte und so richtig viel auch nicht von Schulen. Aber das war eine ganz normale Situation für viele dieser Neupolitikerinnen und Neupolitiker. Und wir waren nicht allein, es gab ja jede Menge Hilfe. Ich saß dann an meinem kleinen Schreibtisch in Potsdam in der Thomas-Mann-Allee, kriegte wirklich Wannen voller Briefe, hatte aber noch gar kein Ministerium. Sie wissen ja, dass die Länder in der DDR abgeschafft worden waren. 1990 wurden sie wieder eingerichtet. Ich finde, es ist viel zu selten davon die Rede, dass das fast die einzige Entscheidung im Zusammenhang mit 1989/90 war, die völlig unumstritten war und gut angenommen wurde. Plötzlich waren die Leute wieder Sachsen-Anhalter oder Brandenburger oder Mecklenburger. Es gab nach meiner Kenntnis überhaupt keine Kritik daran. Aber es gab eben keine Landesverwaltungen, es gab keine Landesgesetze, es gab gar nichts. Es gab nur die ehemaligen Bezirksschulverwaltungen. Wir mussten ohne Gesetz, ohne Ministerium, ohne Mitarbeiter anfangen. Und – das erzähle ich jetzt wirklich mehr so anekdotenhaft – an einem Abend habe ich, weil diese Briefstapel immer größer wurden, so ein Doppelzimmer im Erdgeschoss besetzt, habe ein großes Pappschild gemalt, da stand drauf „Ministerium für Bildung, Jugend und Sport“ und habe gesagt: Hier fange ich morgen an. Da gab es noch einen kleinen Aufbaustab aus Nordrhein-Westfalen, das war unser Partnerland, die hatten sich schon alles ausgeguckt, sogar den Staatssekretär und so. Das wurde dann nichts. Wir bauten Schritt für Schritt dieses Ministerium auf. Irgendeiner von unseren Westkollegen kam, sah sich den Laden an und sagte: Ihr baut ja ein Schiff auf hoher See. Und so fühlten wir uns manchmal auch. Manche von Ihnen waren vielleicht dabei in irgendeiner Ihrer Funktionen. Es war wirklich ein Abenteuer, mit vielleicht einem Dutzend Menschen eine komplette Schulreform in Angriff zu nehmen. Zumal es dann dort nicht mehr um die Dinge ging, über die wir monatelang diskutiert hatten, innere Schulreform und so weiter und so fort, kindgerechter Unterricht, son-

dern längst hatte die Debatte um die Schulstrukturen getobt. Es gab Interessenlobbys, die wollten natürlich in den ostdeutschen Bundesländern möglichst jeweils ihr Schulprinzip durchsetzen, also Gesamtschulen oder richtige Gymnasien oder, oder. Und dieser Streit war längst zu den Brandenburger Eltern übergeschwappt, die nun demonstrierten, weil sie Angst hatten, dass ihre Kinder keine anständigen Abschlüsse an der Schule bekommen, die noch existierte. Das nur als Andeutung. Von Lehrplänen war sowieso nicht die Rede, und die Schulbücher waren auch ganz überwiegend nicht mehr zu gebrauchen. Zudem wussten wir überhaupt nicht, wer eigentlich mit dem Ministerium für Staatssicherheit in den Schulen und in den Schulleitungen und so fort kollaboriert hatte. Es war eine aufregende Zeit, aber alle, die damals beteiligt waren, kriegen immer noch leuchtende Augen, wenn sie daran denken.

Christoph Markschies: Wenn ich das richtig beobachtet habe, haben Sie uns ebenfalls leuchtende Augen gemacht. Vielen, vielen Dank, Frau Birthler. Ich bin in West-Berlin aufgewachsen, und immer wenn wir nach Dänemark in den Urlaub fahren, dann war die allerletzte Strecke bis zum Fährhafen in Warnemünde, wo, jedenfalls für die, die ein Ausreisevisum hatten, es nach Gedser ging. Da fuhr man durch eine riesige Hochhaussiedlung. Und ich entsinne mich immer noch, dass ich bei Lütten Klein dachte: Aha, das sind diese Hochhäuser. Jetzt ist es so, Steffen Mau wird natürlich immer mit Lütten Klein verbunden, und auch diese Vorstellung beginnt damit, weil Sie da geboren sind. Also: Sie führen nicht nur eine wissenschaftliche Analyse von Lütten Klein durch.

Steffen Mau: Ich bin in der Universitätsklinik Rostock geboren.

Christoph Markschies: Ich präzisiere: Sie sind dort aufgewachsen. Daran sieht man, dass es nicht nur Autobiografie, sondern auch wissenschaftliche Soziologie ist. Makrosoziologie an der Humboldt-Universität, an der Sie, wenn ich das richtig sehe, seit 2015 sind, nachdem Sie nach dem Abitur bei dem VEB Schiffselektronik in Rostock ausgebildet wurden und dort in der Forschungs- und Entwicklungsabteilung gearbeitet haben. Das Studium, zu dem Sie delegiert wurden, haben Sie nicht angetreten, waren aber von 1988 bis 1990 in der NVA zum Grundwehrdienst und haben dann an der Freien Universität Soziologie und Politikwissenschaften studiert und nach mancherlei Stationen dann eben die Humboldt-Universität erreicht. Wir sollten noch sagen, dass Sie Mitglied der BBAW sind, aber auch anderer Akademien, und dass Sie den Leibniz-Preis bekommen haben. Die weiteren Veröffentlichungen, von denen fange ich nicht an zu reden, denn sonst hätten Sie keine Zeit für Ihren Impuls, um den wir Sie jetzt bitten.

Steffen Mau: In einer Sache muss ich Frau Birthler – wenngleich ungern – widersprechen: Das ist die Unumstrittenheit der Gründung der ostdeutschen Länder. Das ist in Mecklenburg-Vorpommern, jedenfalls in Rostock, ein riesiges Trauma, weil es natürlich die Konkurrenz um die Landeshauptstadt gab. Und bei diesem Wettbewerb hat die Universitätsstadt Rostock, die zweieinhalb Mal so groß wie Schwerin ist, das ja knapp 100.000 Einwohner hat, verloren. Und dann ist Schwerin diese Provinzstadt, bis heute eigentlich unvorstellbar, Landeshauptstadt geworden. Also das war zumindest in meinem lokalen Kontext doch eine sehr intensiv diskutierte Frage. Heute sind viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen hier, und es ist natürlich gefährlich, über einen Prozess etwas zu sagen, an dem man weder in verantwortlicher Position noch mit vollständigem wissenschaftlichen Bewusstsein und Instrumentarium beteiligt gewesen ist, besser als jemand, der gerade erst anfang zu studieren. Es gibt in der soziologischen Diskussion eine breite Diskussion nicht darüber, ob die DDR eine Diktatur war, ich denke, das ist unbestritten, sondern darum, ob die DDR eigentlich eine moderne Gesellschaft war, ob es Ansätze funktionaler Differenzierung oder eine Teilautonomisierung von bestimmten Systemen gegeben habe. Da stellt sich natürlich für die Wissenschaft ganz zentral die Frage: Inwieweit hatte die DDR überhaupt ein Wissenschaftssystem, das in irgendeiner Weise mit denen moderner Gesellschaften vergleichbar ist? Ich denke, das muss man leider mit einem Jein beantworten. In der DDR wurde die Einheit der Wissenschaft politisch relativ stark propagiert, man hatte ja so etwas wie einen Forschungsrat, eigentlich eine Parallelorganisation zum Wissenschaftsrat, der 1957 gegründet wurde und dann bis 1990 existierte. Ich habe mir noch einmal die Verordnung über das Statut dieses Forschungsrates von 1965 angesehen. Da heißt es, dass seine Aufgabe sei, der staatlichen Plankommission beziehungsweise anderen staatlichen Organen Vorschläge zur Vervollkommnung der Planung und Leitung von Wissenschaft, Forschung und Technik zu unterbreiten. Also war auch im Wissenschaftsfeld letztlich ein planwirtschaftlicher Ansatz dominant. Es geht um die Gestaltung ökonomischer und sozialpolitischer Hebel auf dem Gebiet von Forschung, Wissenschaft und Technik und um die planmäßige Entwicklung und Konzentration von Forschung und Entwicklungskapazitäten. Autonomie ist – jedenfalls in diesem Statut – nicht so ohne weiteres zu erkennen. Nichtsdestoweniger gab es natürlich habituell und auch institutionell Forschung in der DDR, teils sehr erfolgreich. Und es gab natürlich auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich dieses Autonomiebestreben persönlich als zentrales Motiv zu eigen gemacht haben, die eigentlich wussten: Ich muss mich wegbewegen von bestimmten politischen Vorgaben, von bestimmten Ideologisierungen des Wissenschaftssystems, um über-

haupt eine gute Wissenschaftlerin oder ein guter Wissenschaftler zu sein. Klar, im Bereich der, wie soll man sagen, ideologisch leicht aufladbaren Fächer, Disziplinen wie der Soziologie, kann man am deutlichsten erkennen, welche Hemmnisse so eine stark durch ein ideologisches System vorgeprägte Wissenschaft beinhaltet: Also Freiheit von Forschung und Lehre, wissenschaftlicher Pluralismus, Erkenntnisoffenheit, das war nicht gegeben, sondern es gab statt einer bürgerlichen Soziologie, wie das weithin hieß, einen wissenschaftlichen Sozialismus oder auch Marxismus, gleichzeitig aber auch die Nutzung bestimmter sozialwissenschaftlicher Methoden und Forschungsinstrumente. Das kann man sich sehr gut angucken, wenn man die vielen Berichte sieht, die dann in Schubladen gelandet sind. Da wurde eigentlich sehr ähnlich Forschung betrieben, wie das in der Bundesrepublik zu der Zeit der Fall war. Die DDR-Gesellschaft selber ist durch einen relativ geringen Akademisierungsgrad gekennzeichnet gewesen. Das ist eine Entwicklung, die nicht für die ersten 20 Jahre der DDR gilt, sondern, die erst ab den Siebzigerjahren erkennbar wurde. Als in der Bundesrepublik das Universitätssystem massiv ausgebaut wurde, ist in der DDR die Zahl der Studierenden nach unten gegangen, geschrumpft worden. Und wenn man das auf die Kohorten bezieht: 1989 und 1990 war der Anteil der Hochschulzugänge in der DDR um die 60 Prozent des westlichen. Also viel, viel kleinere Kohorten.

Dass sich die DDR selber große Probleme mit dieser Schrumpfung des hochschulischen Systems verursacht hat, lässt sich beispielsweise daran sehen, dass sie die Aufstiegsambitionen weder der Klasse der Intelligenz noch der Arbeiter- und Bauernklasse irgendwie befriedigen konnte, sondern der Flaschenhals wurde immer enger. Und die Auswahl war klarerweise nicht rein meritokratisch. Es zählte stark, was die Eltern waren, welche Berufe die ausübten, welchen Berufswunsch man hatte. Wenn man Offizier der NVA werden wollte, dann war es relativ leicht, zum Abitur zu kommen. Sodass im Prinzip zum Ende der DDR das ganze System, auch das Wissenschaftssystem, das hochschulische System, stark paralytisch war. Im Herbst 1989 ist das in gewisser Weise aufgebrochen worden, noch nicht durch die Frage einer Vereinigung, sondern durch innere Reformen. Es gibt großen Streit darüber, ob es zu diesem Zeitpunkt schon weitreichende Reformen gab. Das ist sehr unterschiedlich von Universität zu Universität, die Uni Jena ist anders als die Humboldt-Universität oder die Universität Rostock. Es gab zum Teil große Kontroversen um einzelne Personen. Der Vorgänger von Christoph Marksches bei der Humboldt-Universität, der Rektor Fink, war zum Beispiel jemand, der staatsicherheitsbelastet gewesen ist, für den sich aber die Studierendenschaft sehr intensiv eingesetzt hat. Da gab es Demonstrationen Unter den Linden, die dann jemand, der besonders schlau sein



wollte, sogar bis vor die amerikanische Botschaft umgeleitet hat, wenn ich mich recht erinnere. Zu dieser Zeit gab es also vielfältige Kontroversen um diese inner-universitären, hochschulischen, auch wissenschaftlichen Reformen. Der Wissenschaftsrat selbst hat ja schon sehr frühzeitig eine Stellungnahme zu den Reformprozessen abgegeben. Die ist im Juli 1990 erschienen, sehr, sehr schnell erarbeitet. Und da steht drin: „Durch Wissens- und Personaltransfer kann man von der Bundesrepublik Deutschland aus dazu beitragen, übergreifende wissenschaftliche Arbeits- und Kommunikationszusammenhänge herzustellen, die Umgestaltung des bisher zentralistisch organisierten Bildungswesens der DDR zu unterstützen, ein föderal strukturiertes Hochschulwesen aufzubauen, die außeruniversitären Forschungseinrichtungen neu zu organisieren, den Aufbau der akademischen Selbstverwaltung in allen Bereichen von Wissenschaft und Forschung voranzutreiben und die Freiheit von Forschung und Lehre wiederzugewinnen und zu sichern.“ Die Idee war also schon, dass man so reformiert, dass das Wissenschaftssystem der DDR sich dem des Westens annähert – mit der Einschränkung, dass man sagte: Wir müssten diese Phase vielleicht auch nutzen, um selber Reformen zu bewerkstelligen. Es gab ja durchaus große Probleme im westlichen Universitäts- und Hochschulsystem dahingehend, dass es eben Studierendenberge gab, dass es schlechte Betreuungsquoten gab, dass es hohe Abbruchquoten gab. Und da war immer die Idee, man könnte vielleicht so ein Reformumfeld für eigene Veränderungen nutzen. Es ist fast gar nicht bekannt, dass es 1990 eine große Diskussion darüber gab, dass jetzt die Abiturienten aus der DDR alle an die westdeutschen Universitäten kommen. Die DDR hat 30.000 Abiturienten produziert und nur 20.000 Studienplätze gehabt. Einige Kultusminister in verschiedenen bundesdeutschen Ländern haben frühzeitig gewarnt und gesagt: Jetzt gibt es diese Schwemme aus dem

Osten, die uns die Studienplätze wegnimmt. Dem muss man einen Riegel vorschieben. Und warum war das so besonders problematisch? Weil man feststellte, dass die Ostdeutschen viel bessere Abiturnoten hatten: 50 Prozent hatten eine Note zwischen 1,0 und 1,5. In Hessen lag der Notendurchschnitt damals bei 2,4, in Bayern bei 2,42, in Berlin bei 2,7. Die Dortmunder Zentralvergabe-stelle von Studienplätzen hat damals einen Notendurchschnitt der DDR von 1,58 ausgerechnet. Und das wollte man natürlich nicht. Was hat man gemacht? Man hat nochmal diskutiert, ob man das so ohne weiteres anerkennen konnte. Ich musste dann zum Berliner Senat und mein Abiturzeugnis da anerkennen lassen. Und als ich das zurückbekam, war die Note plötzlich abgesenkt und einige Studienfächer waren ausgeschlossen. Das hatte natürlich bestimmte Folgen. Wenn man sich bei Studienwerken und Förderwerken bewerben wollte, hatte man plötzlich gar kein so gutes Abitur mehr. Die Ostdeutschen haben das ganz anders interpretiert. Die haben nämlich gesagt: Ja natürlich, im Westen machen ja doppelt so viele Leute Abitur, natürlich ist die Note dann schlechter. Wenn man die Schlechtesten alle abschneiden würde, dann wären die auf unserem Niveau. Solche Diskussionen gab es in dieser Phase des Übergangs. Viele von Ihnen waren ja an dieser Frage der Begutachtung der wissenschaftlichen Einrichtungen beteiligt. Es gab mehrere hundert Gutachter, die über 130 Einrichtungen besucht haben und Einzelpersonen, aber auch die Strukturen insgesamt evaluiert haben. In diesen Hochschulstrukturkommissionen waren nur zehn Prozent ostdeutsche Wissenschaftler, also eine sehr geringe Quote. Wahrscheinlich würde man das mit heutigem Blick anders entscheiden. Es gibt viele, die daran beteiligt waren, die sich im Nachhinein sehr kritisch zu diesem Evaluationsprozess geäußert haben. Von über 200.000 Wissenschaftlern verloren etwa die Hälfte ihre Stellen, viele gingen in den Vorruhestand. Bei den



Professorinnen und Professoren war der Anteil noch größer. Also handelte es sich im Prinzip um den Versuch, einen Reformimpuls auszulösen, indem man einen personellen Wandel vorantrieb. Und wie wurde das gemacht? Häufig durch Ersatzeliten, die aus dem Westen kamen. Viele der Neuberufenen waren Westdeutsche, für die die Vereinigung eine riesige Chance war. Plötzlich gab es 20 Prozent mehr Stellen im Gesamtsystem, so dass damals Habilitierte die Möglichkeit hatten, eine Professur zu bekommen, die ihnen ohne die deutsche Wiedervereinigung vielleicht verwehrt geblieben wäre. Wenig überraschend resultierte das in Diskussionen: Da kommt jetzt die zweite Riege. Für die Humboldt-Uni trifft das natürlich nicht zu, aber an anderen Universitäten möglicherweise. Was man damals nicht gemacht hat, ist, spezielle Stipendienprogramme zum Beispiel für Ostdeutsche aufzulegen, die ihnen vielleicht geholfen hätten, in diesem System besser anzukommen. Das hat bis heute Effekte auf die Zusammensetzung der Professorenschaft in der Bundesrepublik. Wir wissen gar nicht genau, wie viele Ostdeutsche im Wissenschaftssystem sind. Wir wissen, dass es bei den Spitzenpositionen nur ein bis zwei Prozent sind, also die Top 200 Spitzenpositionen in der deutschen Wissenschaft, Akademiepräsidenten, Hochschulrektoren. Es gibt zwei ostdeutsche Hochschulrektor:innen, an der BTU in Cottbus und an der Universität Frankfurt/Main. Eine eigenständige ostdeutsche Elitenbildung hat auch in der Wissenschaft fast gar nicht stattgefunden. Oder vielleicht müssen wir es anders sagen: Wir wissen es schlicht nicht genau. Selbst die Humboldt-Universität kann nicht sagen, wie viele Professorinnen und Professoren aus Ostdeutschland kommen. Und ich finde, das ist ein großes Defizit der Beobachtung solcher Transformationsprozesse. Vielen Dank.

Christoph Markschies: Jetzt muss ich kurz eine Anekdote erzählen. Als ich meinen Vorgänger Dieter Simon kennenlernte, hatte er gerade öffentlich den Satz geäußert: Es ist häufig nur die dritte Garde aus dem Westen in den Osten gekommen. Meine erste Professur war in Jena, und ich habe lange überlegt, ob ich mich dem Präsidenten Simon vorstelle: Markschies, dritte Garde. Jetzt ist aber nicht die Aufgabe, mich vorzustellen, sondern nochmal ganz, ganz herzlich Wilhelm Krull zu begrüßen. Er ist Vorsitzender des Senats der BBAW. Der Senat der BBAW hat sich in sehr erfreulicher Weise in der Vorbereitung dieses Symposiums engagiert. Wilhelm Krull ist derzeit Gründungsdirektor und Senior Advisor des Hamburger New Institutes, das sich, so steht es auf der Homepage, mit der Entwicklung konkreter Visionen zukünftiger sozioökonomischer und politischer Realitäten befasst. Er hat in der Zeit, um die es jetzt geht, selbst die Entwicklungen mitgestaltet. Nach Studium und Promotion war er DAAD-Lektor an der Universität Oxford und dann beim Wissenschaftsrat und in der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft. Wir sind auf deinen Impuls gespannt.

Wilhelm Krull: „Akademien im Einigungsprozess. Wissenschaftspolitisches und Persönliches in historischer Perspektive“

Der Weg zur deutschen Einheit war in vielerlei Hinsicht komplex und kompliziert. Er war zudem mit vielen Unsicherheiten und Verunsicherungen belastet. Das gilt auch für die damit verbundenen wissenschafts- und forschungspolitischen Herausforderungen, die seinerzeit viele hier im Saal und auch mich umgetrieben haben,

sowie die erst in den Jahren danach sichtbar werden, gravierenden Auswirkungen auf die gesamtdeutsche Wissenschaftslandschaft.

Aus einem historischen Abstand von mehr als 30 Jahren stellt sich Manches vielleicht anders dar, als wir es damals wahrgenommen haben. Auch neigt unser Gedächtnis bekanntlich dazu, die positiven Momente zu verklären und die kritischen oder gar negativen Aspekte zu verdrängen. Das dürfte *cum grano salis* auch für mich und meine damalige Beteiligung am Einigungsgeschehen gelten. Daher trifft es sich gut, dass Vieles durch Archivmaterialien, Dokumente und Veröffentlichungen überprüft werden kann. Gleichwohl möchte ich gleich zu Beginn meiner Retrospektiven und Reflexionen betonen, dass die folgenden Ausführungen die eines intensiv Beteiligten – zunächst beim Wissenschaftsrat, dann ab März 1993 bei der Max-Planck-Gesellschaft – sind, der aber dadurch – so hoffe ich – auch jenseits subjektiver Eindrücke neue Einblicke in Strukturen und Prozesse des Einigungsvorgangs im Wissenschaftsbereich vermitteln kann.

I. Nah und doch so fern – Momentaufnahmen zur Situation Ende der Achtzigerjahre

Die jahrzehntelange Abgrenzungspolitik hatte gravierende Folgen für die Ausgestaltung der Hochschul- und Forschungslandschaft in den beiden deutschen Staaten. Sowohl die institutionellen Gegebenheiten im Hochschulsektor (zum Beispiel mit der Einrichtung von Spezialhochschulen versus Neugründung von Universitäten) als auch die Trägerschaft von außeruniversitären Forschungsinstituten durch die AdW, die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (AdL) und die Bauakademie der DDR unterschieden sich grundlegend von der föderalen Verfasstheit des bundesdeutschen Wissenschaftssystems. Hinzu kam, dass bereits seit den Fünfzigerjahren die Kontakte zwischen Forschenden aus beiden deutschen Staaten drastisch reduziert worden waren. Es gab auf westdeutscher Seite weitaus mehr wissenschaftlichen Austausch mit anderen Ostblockstaaten, etwa mit Polen und Ungarn, als mit Forschenden aus der DDR.

Erst mit dem Abkommen im Kulturbereich (1986) und dem zwischen den beiden Regierungen im September 1987 ebenfalls abgeschlossenen Abkommen über die Zusammenarbeit auf den Gebieten der Wissenschaft und Technik (WTZ-Abkommen) wurde ein vertraglicher Rahmen für den Wissenschaftleraustausch und die Durchführung gemeinsamer Forschungs- und Entwicklungsprojekte geschaffen. Bis Mitte 1990 waren auf Grundlage des WTZ-Abkommens freilich gerade 60 Einzelvorhaben auf den Weg gebracht worden.

Man kann also durchaus festhalten, dass für die westdeutsche Seite – trotz der vom Bund finanzierten „Beobachtungsinstitute“ in Bochum (für Bildung und Wissenschaft, geleitet von Professor Anweiler) und Erlangen (für Forschung und Technologie, unter Leitung von Professor Burchrichter) – die ostdeutsche Hochschul- und Forschungslandschaft weitgehend eine *terra incognita* war, jedenfalls bis zum Mauerfall. Schon in den folgenden Wochen, erst recht ab dem Frühjahr 1990, änderte sich dies durch eine Vielzahl von Kontakten und Begegnungen, nicht zuletzt auch durch die Reisen von „Missionaren und Emissären“ (Dieter Simon), die den ostdeutschen Hochschul- und Institutsleitungen ihre Rezepturen für eine scheinbar sichere Zukunft zu vermitteln suchten.

In all den Jahren wurde zwar auf beiden Seiten der Grenze weiterhin Deutsch gesprochen. Aber der alltägliche Sprachgebrauch hatte sich doch über vier Jahrzehnte Teilung deutlich auseinanderentwickelt. Ich musste verschiedentlich an die bereits zu Beginn der Sechzigerjahre geführte Auseinandersetzung zwischen dem DDR-Sprachwissenschaftler Professor Joachim Höppner und dem schwedischen Germanisten Professor Gustav Korlén denken. Letzterer plädierte damals dafür,⁶ die Auseinanderentwicklung des Sprachgebrauchs „nicht allzu sehr (zu) dramatisieren“ und schließt mit der Feststellung: „Im Grunde handelt es sich ja doch zu einem erheblichen Teil um eine ostdeutsche Sondersprache der Funktionäre.“

Vor allem der vom ZK der SED geforderte, linientreue marxistisch-leninistische Jargon prägte lange Zeit sowohl die Berichte der Akademiepräsidenten als auch die jährliche Berichterstattung der Institute. Wie ein Vergleich der beiden Reden von Professor Scheler im Jahre 1989 und von Professor Klinkmann im Juni 1990 ebenso zeigen wie zum Beispiel der jeweilige Kurzbericht des Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften, war in der Tat der Parteijargon von einem Jahr aufs andere völlig verschwunden. Die allenthalben betonte „marxistisch-leninistische“⁷ Ausrichtung des Instituts weicht dem folgenden, sachlich gehaltenen Einleitungstext zu „Aufgaben und Ergebnisse“: „Am Institut werden komplex wirkende Prozesse der Wissenschaftsentwicklung und des wissenschaftlich-technischen Fortschritts untersucht und wissenschaftlich begründete Empfehlungen für ihre praktische Gestaltung erarbeitet“.⁸

.....

6 Zur Entwicklung der deutschen Sprache diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs, in: *Sprache im technischen Zeitalter*, Nr. 4 (1962), S. 259–279, hier S. 277.

7 AdW-Jahrbuch 1988, S. 145.

8 AdW-Jahrbuch 1989, S. 147.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Einschätzung der damaligen Lage in der DDR von Professor Manfred Bierwisch, wie er sie 1993 bei der Jahresversammlung der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften formuliert hat, zusätzlich an Bedeutung, dass die AdW als eine ideologisch geformte und gegängelte Institution einer grundlegenden Umgestaltung bedurfte und dass dies zum Ende der DDR hin unstrittig war.

II. Erste Begegnungen, Sondierungen und konzeptuelle Vorüberlegungen für die „Zwölf Empfehlungen“

Die DDR hatte ich zwar als Schüler und Student verschiedentlich besucht; mit den Besonderheiten ihres Bildungs- und Forschungssystems hatte ich mich jedoch bis Ende der Achtzigerjahre kaum befasst. Das änderte sich im Herbst 1989, als mich Professor Werner Meske und Dr. Hansguenter Meyer aus dem oben erwähnten AdW-Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften besuchten. Sie befanden sich auf einer Erkundungsreise und wollten mit mir über verschiedene Reformoptionen für die Weiterentwicklung des Wissenschafts- und Forschungssystems der DDR sprechen. Dabei interessierte sie in erster Linie die Frage, wie man in einem ZK- und parteigesteuerten System eine wissenschaftsgeleitete Beratungsstruktur etablieren und damit zugleich neue Handlungsspielräume gewinnen könnte.

Obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits größere Fluchtbewegungen in Richtung Prag, Budapest und Warschau im Gange waren, gingen die Herren Meske und Meyer selbstverständlich von einem kontinuierlichen Fortbestehen der DDR aus; vor allem, wenn es gelingen könnte, neue Beratungsstrukturen und Partizipationschancen zu eröffnen. Dabei erhofften sie sich einen erheblichen Reformschub durch ein dem Wissenschaftsrat vergleichbares Gremium. Durch den Fall der Mauer nur wenige Wochen später kam es nicht mehr zu den angedachten Reformschritten. Werner Meske und Hansguenter Meyer erwiesen sich aber als wichtige Kontaktpersonen, um überhaupt ein verlässliches Bild – nicht zuletzt anhand aktueller Daten – von der Lage der Hochschulen und Forschungseinrichtungen der DDR zu gewinnen (die beiden bereits genannten Institute in Bochum und Erlangen verfügten nur über ältere Datenbestände). Für mich und meine Mitarbeitenden war sofort klar, dass in den kommenden Monaten ganz neue wissenschaftspolitisch-konzeptuelle Aufgaben auf uns zukämen.

Tatsächlich bat die Bundesregierung Anfang Januar 1990 den Wissenschaftsrat darum, sich mit der neuen

Situation möglichst umgehend zu befassen. Freilich ging auch sie weiterhin von einer Zweistaatlichkeit aus und bat darum, Empfehlungen zu erarbeiten, die zu einer Intensivierung der Zusammenarbeit beitragen sollten. Noch am Rande der üblicherweise Ende Januar im Reichstagsgebäude stattfindenden Sitzungen verständigten sich der damalige Vorsitzende des Wissenschaftsrates, Professor Dieter Simon, und ich uns mit den beiden Staatssekretären des BMBW, Dr. Fritz Schaumann, und des BMFT, Dr. Gebhard Ziller, darauf, dass es für uns wenig Sinn ergäbe, den bereits allenthalben laufenden Kontaktaufnahmen im Sinne einer Verbesserung der „deutsch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen“ (so der Titel der Arbeitsgruppe) hinterherzuschreiben. Wir würden stattdessen alles auf eine Karte setzen, nämlich das Vorausdenken eines möglichen Vereinigungsszenarios für Wissenschaft und Forschung. Sollte die makropolitische Lage zu einer gegenteiligen Entwicklung führen, würde es eben kein Empfehlungspapier geben.

In einer Arbeitsgruppe unter Vorsitz von Dieter Simon, in der auch sechs Wissenschaftler aus der DDR mitwirkten (darunter Horst Aurich, Horst Klinkmann, Friedhart Klix und Tom Rapoport), wurden sowohl einzelne Hochschulen besucht als auch Gespräche mit politischen Entscheidungsträgern geführt. Letzteres vor allem ab April 1990 mit Vertretern der neu gewählten Regierung. Dadurch sollte Schritt für Schritt der Boden für ein Konzept bereitet werden, das komplementär zu den zunächst bei den Regierungsverhandlungen im Vordergrund stehenden Fragen der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion ab dem Frühjahr 1990 in zwölf Empfehlungen pragmatisch umsetzbare „Perspektiven für Wissenschaft und Forschung auf dem Weg zur deutschen Einheit“ eröffnen sollte.

Trotz der insbesondere von Helmut Kohl im Laufe der Achtzigerjahre allenthalben gepflegten Wiedervereinigungsrhetorik waren die amtlichen Schubladen in puncto Zukunftsgestaltung leer. Das galt nicht nur für die Bonner Ministerialbürokratie. Auch für die Westberliner Senatsverwaltung galt: „Wir waren auf die Ereignisse nicht vorbereitet. Nicht nur, daß wir über die ökonomische und politische Stabilität der DDR offensichtlich weniger wußten als bestimmte bayerische Fleischfabrikanten mit DDR-Lizenzen. Wir hielten die DDR für ein für die nähere Zukunft unabänderliches Faktum, allenfalls allmählicher Evolution zugänglich: Sie interessierte uns nicht, sie war ein weißer Fleck auf der Landkarte, ein Zwischenraum zwischen Dreilinden und Helmstedt, mit dem man sich arrangiert hatte, gelegentliche Ausflüge in die Umgebung waren selten, die Selbstbeschränkung ein wesentlicher Teil unseres Lebens – auch wir waren eine Nischengesellschaft. Das Wissenschaftssystem der USA hatten wir vor der Gründung des Wissenschafts-

kollegs besucht, das der DDR war uns unbekannt“.⁹

Im Bundeskanzleramt und in den einschlägigen Ministerien war man im Frühjahr 1990 mehr mit den rechtlichen als mit den strukturellen und organisatorischen Fragen einer möglichen Vereinigung befasst. Dabei stand die Erarbeitung einer Überleitungsgesetzgebung im Sinne einer „Beitrittslösung“ im Vordergrund. Mit gerade 38 Jahren kam ich in die Situation, getragen vom Vertrauen des Vorsitzenden, Dieter Simon, und der erwähnten, ersten gesamtdeutschen Arbeitsgruppe, einen Text zu entwerfen, der in „Zwölf Empfehlungen“ den Rahmen für die Zusammenführung zweier höchst unterschiedlicher Wissenschaftssysteme abstecken sollte. Dabei galt es, sowohl für die Hochschulen als auch für die über 130 Forschungsinstitute mit rund 30.000 Beschäftigten und deren Transformation realistische, das heißt vor allem verlässliche Lösungsvorschläge zu erarbeiten und dafür zu sorgen, dass diese im Konsens mit den Ministerien und Wissenschaftsorganisationen beider Staaten implementiert und durch entsprechende Regelungen im Einigungsvertrag (§ 38 mit einer Übergangszeit von 15 Monaten für die Akademie-Institute; leider nur mit einer Abwicklungsfrist von drei Monaten gemäß § 13 für die Hochschulen) abgesichert würden. Die nicht zuletzt durch die Vertreter der westdeutschen Länder bewirkte Asymmetrie in den Übergangszeiten zwischen den in alleiniger Verantwortung für die Hochschulen stehenden Neuen Ländern und den von Bund und Ländern gemeinsam zu finanzierenden Forschungseinrichtungen sollte sich in der Folgezeit – insbesondere an den Schnittstellen – noch vielfach als Stolperstein für die Neuordnung der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft erweisen.

III. Die Evaluation der Akademie-Institute und ihre Folgen

Noch im Juli 1990 wurden den Institutsleitungen entsprechende Fragenkataloge übermittelt, so dass bereits vor dem 3. Oktober 1990 erste AdW-Institutsbesuche durch Expertengruppen stattfinden konnten. Nimmt man die Strukturberatungs-Arbeitsgruppen für die Hochschulen hinzu, dann ergibt sich die Zahl von insgesamt rund 500 Gutachtenden, darunter etwa 100 aus

.....
⁹ Jochen Stoehr: Am Anfang war das Chaos. In: KAI-AdW. Entwicklung und Abwicklung. 3.10.1990–31.12.1993. Berlin 1995. S. 19.



dem Ausland, davon die Hälfte aus Österreich und der Schweiz. Es war eine Mammutaufgabe, den Transfer- und Transformationsprozess des sozialistisch und zentralistisch geprägten Wissenschaftssystems der DDR in den föderalen Forschungsverbund der Bundesrepublik nicht nur vorzudenken, sondern auch durch konkrete Empfehlungen und Stellungnahmen zu strukturieren sowie schließlich für eine adäquate Umsetzung Sorge zu tragen.

Das zentralstaatliche, akademiebasierte Forschungssystem der DDR litt im Laufe der Achtzigerjahre immer mehr unter dem „Zurückdrängen der Grundlagenforschung an der Akademie zu Gunsten vordergründiger Industrieforschung“ (Horst Klinkmann in seiner Antrittsrede als Präsident der AdW im Juni 1990). Das bundesdeutsche System hingegen war und ist durch föderale, vom Subsidiaritätsprinzip außeruniversitärer Forschung getragene, stark vernetzte Strukturen geprägt. Dies bedeutet freilich nicht, dass das vielgliedrige westdeutsche System Ende der Achtzigerjahre optimal aufgestellt war. Im Gegenteil: Wie die Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrates zur Zusammenarbeit von Großforschungseinrichtungen und Hochschulen bei diversen Ortsbesuchen festgestellt hatte, bestanden sowohl qualitativ als auch strukturell erhebliche Defizite. Auch gab es unter den damaligen Blaue Liste-Instituten zum Teil erhebliche Mängel in puncto Qualität und Originalität der Forschungs- und Serviceleistungen, die freilich – trotz erheblicher Kritik – nur selten auch Schließungen zur Folge hatten. Vor diesem Hintergrund war Dieter Simon und mir sehr daran gelegen, den im Laufe der Beratungen im Wissenschaftsrat wiederholt zur Streichung vorgeschlagenen Satz aus den „Zwölf Empfehlungen“ zu verteidigen. Er lautet: „Insgesamt gesehen kann es nicht einfach darum gehen, das bundesdeutsche Wissenschaftssystem auf die DDR zu übertragen. Vielmehr bietet der Prozeß der Vereinigung auch der Bundes-

republik Deutschland die Chance, selbstkritisch zu prüfen, inwieweit Teile ihres Bildungs- und Forschungssystems der Neuordnung bedürfen“.¹⁰ Dabei war uns klar, dass dies nicht schon im ersten Schritt der notwendigen organisatorischen Einpassung, sondern erst im weiteren Verlauf der Neunzigerjahre geschehen könnte.

Aus den Evaluationen der Akademie-Institute gingen Empfehlungen für 30 Akademievorhaben und rund 80 neu zu gründende Einrichtungen (die Neugründung war aus juristischer Sicht unverzichtbar, um jeden Anschein eines „Betriebsübergangs“ zu vermeiden) mit rund 11.000 Beschäftigten hervor, die sich wie folgt aufteilen:

- 3 neue Großforschungseinrichtungen plus 9 Außenstellen
- 27 neue Blaue Liste-Institute plus 4 Außenstellen
- 11 neue Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft (inklusive der 7 geisteswissenschaftlichen Zentren)
- 17 Einrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft
- 3 Bundesforschungseinrichtungen plus 4 Außenstellen
- 6 Landes- und Mehrländereinrichtungen.

Diese Empfehlungen wurden nahezu ausnahmslos von Bund und Ländern umgesetzt. Aufgrund der bereits erwähnten Asymmetrie in den Übergangsregelungen des Einigungsvertrages blieb freilich ein Großteil des Wissenschaftler-Integrations-Programms (WIP), mit dem rund 2.000 Forschende aus Akademie-Instituten in Hochschulen transferiert werden sollten, auf der Strecke. Daran vermochten leider auch Hartmut Grübel und seine überaus engagierten Mitarbeitenden in der „Koordinierungs- und Abwicklungsstelle für die Institute und Einrichtungen der ehemaligen AdW der DDR“ (KAI-AdW) nicht viel zu ändern. Dabei wurde die Evaluierungsarbeit des Wissenschaftsrates alles in allem recht positiv bewertet, wie spätere Umfragen zeigten.

.....

.....

10 S. 6.

Christoph Marksches: Wir werden jetzt einen ganz kurzen Gesprächsgang auf dem Podium haben und diesen dann öffnen. Steffen Mau: Wilhelm Krull hat ja einige Kommentare abgegeben, wollen Sie replizieren und ins Gespräch kommen?

Steffen Mau: Ich stimme im Großen und Ganzen der Beschreibung zu. Herr Krull war da an wichtiger Position. Ich finde, das Wissenschaftsratspapier ist sehr hellsichtig, und zwar dahingehend, dass es eben diese Reformation in Richtung Westen mitdenkt. Davon hat sich wenig realisiert. Dafür waren, würde ich schon so sehen, die Beharrungskräfte zu stark und bestimmte Probleme, die man da im Hinterkopf hatte, mit denen schlagen wir uns ja heute noch herum. Natürlich ist so ein bisschen die Frage: Was macht man mit dem vorhandenen Personal? Das ist die Kardinalfrage. Das ist eine spezifisch deutsch-deutsche Lösung gewesen. Die findet man natürlich in Ungarn oder in Polen oder in Tschechien nicht, weil sich da die Eliten, auch die Wissenschaftseliten, von innen heraus rekrutiert haben. In gewisser Weise, und das ist das Spezifikum der deutschen Transformation, war sie eben dreifach exogen. Und das hat bestimmte Nachteile, und zwar: Institutionen wurden von außen transferiert, das Geld kam zum größten Teil aus dem Westen in Richtung Osten und natürlich ebenso die Transformations- und Wissenschaftseliten. Das hat langfristig zu einer bestimmten Passivierung der ostdeutschen Bevölkerung geführt, auch zu einer bestimmten Mentalitätsverfestigung, dass man sagt: Da gibt es immer andere, die Probleme lösen, und es ist auch relativ leicht, dann alles, was nicht funktioniert, zu attribuieren und zu sagen: „Da gibt es Verantwortliche. Ihr habt doch gesagt, Ihr löst hier jedes Problem.“ Ich glaube, im Wissenschaftsbereich war es vielleicht nochmal doppelt hart für Leute, ihren Job zu verlieren, weil es eben keinen alternativen Arbeitsmarkt gibt. Man kann sich nicht ohne Weiteres umorientieren. Und man hat vielleicht auch nicht daran gedacht, dass man im Hinblick auf diese Nachwuchspflege, die ich angesprochen habe, stärker darauf achten soll. Die ganzen Elitenstudien sind ja doch verblüffend, diese unglaublich starke Kontinuität oder auch Elitenschwäche Ostdeutschlands. Und dass man daran nicht gedacht hat, ist bis heute ein großer Makel der Wiedervereinigung. Gut, es können ja Leute kommen, aber dann sollen die vielleicht die Doktoranden und die Postdocs, die ja schon in den Startlöchern stehen und aus Ostdeutschland kommen, auch mitberücksichtigen. Dann würde sich vielleicht die gesamte Geschichte etwas anders gestaltet haben.

Wilhelm Krull: Es trifft zu, dass ein erheblicher Aderlass in den Institutionen der DDR passiert ist. Aber zum Beispiel, was die Akademie-Institute angeht, bei weitem nicht in dem Maße wie in etwa den wirtschaftlichen



Bereichen und eben innerhalb der Akademie vor allem bei denen, die, wie ich das mal genannt habe, die Wiedererfindung des westlichen Rades betrieben haben. Wir hatten ja Institute, wo es zehn Abteilungen gab, neun davon hatten 60 Leute, eine hatte 600. Und dann war klar, die arbeiten an einer bestimmten Nachentwicklung von Medikamenten oder Ähnlichem. Und insofern war dann die Suche nach privatwirtschaftlich verfassten Möglichkeiten für diese Beschäftigten eine besondere Schwierigkeit, die sich ergeben hat und die ja leider so nicht gelöst werden konnte, weil auch die Industrie ansonsten nicht aufnahmefähig war. Ich habe bereits darauf hingewiesen: Die Asymmetrien zwischen Hochschulbereich und Akademie waren ein Problem, das meines Erachtens aus dem Einigungsvertrag resultierte. Dass ein Transfer aus der Akademie in die Hochschulen gar nicht stattfinden konnte, weil die Ungleichzeitigkeit der beiden Entwicklungen gegeben war. Ich bin mir jedoch nicht sicher, ob stimmt, dass diese nicht gefördert wurden, denn es gab eine Reihe von Stipendienprogrammen. Und es sind durchaus eine Reihe von Leuten erfolgreich gewesen, die sind nur oft nicht in Deutschland geblieben. Also wenn wir dem nachgehen wollten, müssten wir noch mal schauen, wer ist in Dänemark oder anderswo hingewandert. Und natürlich sind auch etliche, sagen wir: die sichtbarsten, Forscherinnen und Forscher aus der Akademie, etwa in den Biowissenschaften, gleich in die USA gegangen. Ein ganz prominenter: Tom Rapoport nach Harvard. Es ist also nicht so, dass man sagen kann, die saßen da jetzt alle und haben nur gewartet. Aber natürlich gab es am Ende des Tages für nur gut ein Drittel bis die Hälfte eine Chance, wieder auf eine Posi-

tion zu kommen. Gleichwohl: Es gab eine Befragung an den naturwissenschaftlichen Instituten und bis auf ein Institut war man überall der Meinung, dass die Bewertungen durch den Wissenschaftsrat völlig angemessen bis angemessen waren. Im Grunde wussten alle, dass das, was bei ihnen der Fall war, so auf keinen Fall weitergeführt werden konnte. Das muss man berücksichtigen.

Christoph Markschies: Ich würde gern aufgreifen, was Marianne Birthler beschrieben hat, und es etwas zuspitzen: Ich meine die Gegenöffentlichkeit, also dass man sich außerhalb des Bildungssystems traf und versuchte, an der Reform des Bildungssystems zu arbeiten. Gab es so etwas auch im Wissenschaftsbereich? Ich entsinne mich nur, dass die Humboldt-Universität sich den Aufbauplan der Universität Bochum besorgt und durchaus auch in der offiziellen Humboldt-Universität Debatten darüber geführt hat, was man daraus lernen könnte. Die dritte Hochschulreform 1968 mit der Abschaffung der Fakultäten und der Talare und so weiter hatte ja manche Strukturparallelen zu westdeutschen. Gab es so eine Form der Reformdiskussion in der Gegenöffentlichkeit in der Wissenschaft?

Steffen Mau: Ich könnte es nicht mit Sicherheit sagen. Ich vermute, dass es so etwas in kleinen Zirkeln gab. Aber es gab natürlich auch Reformprojekte. Also die Universität Erfurt als mehr oder weniger Neugründung war so eine Idee, das anders zu organisieren. In gewisser Hinsicht ebenso die Viadrina. Das waren ja letzten Endes Versuche, Universität noch einmal neu zu denken, die fachlichen Strukturen anders zu organisieren. Aber in



der Fläche ist vieles übernommen worden: die Art der Fachbereiche oder der Fakultäten, die akademische Selbstverwaltung, die Mitbestimmungsformen bis hin zu den universitären Statuten. Aus meiner Sicht, aber vielleicht erwarte ich auch zu viel, sehe ich keine enormen Reformimpulse und überhaupt keine, die in den Westen übergeschwappt sind. Eine Fußnote zu Herrn Krull: Ich verstehe das aus einer systemischen Perspektive extrem gut. Aus einer sozialen oder politischen Perspektive stellt sich das allerdings anders dar. Also stellen Sie sich vor: Das amerikanische Wissenschaftssystem ist vielleicht in großen Teilbereichen dem deutschen überlegen und jetzt würden Leute von dort kommen, hier alle evaluieren und sagen, dass lediglich 40 Prozent bleiben dürfen. Klar, das ist ein Schockmoment für die Beteiligten, die sich in der Mitte ihres Lebens befinden und auch nicht von null neu beginnen können. Die sind 50 oder 52 Jahre alt, und dann wird ihnen plötzlich gesagt: Das ist es jetzt eigentlich gewesen, Ihr kommt auf ein Abstellgleis und habt keine Chance mehr in dem Bereich, in dem Ihr Euch versucht habt, mit dem Ihr Euch identifiziert und in dem Ihr fachliche Kompetenzen ausgebildet habt.

Wilhelm Krull: Die soziale Frage spielte durchaus eine Rolle. Es war ja nicht so, dass eine Vorgabe nach dem Motto „Wir finanzieren höchstens die Hälfte oder wir finanzieren höchstens ein Drittel“ ausgegeben wurde. Sondern es war klar, dass über Konzepte und über die Rahmenbedingungen jeweils auf der Basis der Bewertung der Institute gesprochen wurde. Dass am Ende das dabei herauskam und in weiten Teilen akzeptiert wurde, hat eben etwas mit dem Zustand davor zu tun und mit der weitverbreiteten Auffassung – ich könnte da jetzt viele zitieren, ob Klinkmann oder Bierwisch oder andere – dass man durch Evaluation und Neustrukturierung

mit der AdW gewissermaßen brechen musste. Wir dürfen also nicht vergessen, dass das auch die Perspektive der damals Beteiligten war. Das Bild in den Hochschulen war höchst unterschiedlich. Um mal ein Beispiel zu nennen, ein Wirtschaftswissenschaftler der Hochschule für Ökonomie sagte zu mir: „Das Einzige, was wir noch brauchen, ist jemanden, der kapitalistisches Steuerrecht kann. Den Kapitalismus haben wir ja lange genug beobachtet, also können wir sofort Wirtschaftswissenschaften unterrichten.“ Dann gab es aber auch diese vielen runden Tische an den Hochschulen. Der Rostocker Universitätsrektor Maeß sagte im April 1990 zu mir: „Was hatten wir für eine wunderbare Zeit die letzten Monate. Wir konnten wirklich frei denken und konzipieren, was wir wollten. Das einzige, was uns zur absoluten Freiheit gefehlt hat, war das Geld.“ Das scheint mir die Spannweite.

Christoph Marksches: Frau Birthler: Waren in Ihren Runden auch Professoren? Oder war die Revolution oder die Reform im Bildungssystem doch eine, die im Wesentlichen von Katechetinnen und Katecheten gestaltet wurde?

Marianne Birthler: Wenn ich von der Zeit der Opposition spreche, kann ich das glatt verneinen. Es gab dafür aber eine ganze Reihe von Akademikern, die wegen Berufsverbot als Heizer oder Schwimmmeister oder sonst was arbeiteten. Ein bekanntes Beispiel ist der Physiker Gerd Poppe. Die hatten überhaupt keine Chance, in einem anspruchsvollen Beruf Karriere zu machen, erst recht nicht in einer Universität. Hinzu kam natürlich ein ständiger Energieverlust: Im Unterschied zu den anderen Ländern in Mittel- und Osteuropa war die Entscheidung, in den Westen zu gehen, sich diesen Zwängen zu

entziehen, zwar nicht formal, aber doch mental leicht, weil man ja in die gleiche oder eine ähnliche Kultur ging, die Sprache kannte und so weiter. Das führte zu einer ständigen Verdünnung. Wirkliche Karrierechance hatte man nur, wenn man absolut angepasst und in der Partei war. Es mag Ausnahmen gegeben haben, vor allem in den vorigen Generationen. Mein Schwiegervater war Chemiker und nie in der Partei und hat trotzdem eine erhebliche Karriere gemacht, allerdings keine universitäre. Das gründete aber noch in der Zeit vor dem Mauerbau, als man noch alles Mögliche tat, um kritische Geister zu halten. In den Achtzigerjahren konnte davon keine Rede sein. Und dann, nach dem Mauerfall, gab es eine kurze Zeit, als viele davon ausgingen, dass es zumindest für einige Jahre noch eine eigenständige Entwicklung in der DDR geben würde. Man darf ja nicht vergessen, dass sogar Helmut Kohl Anfang 1990 noch gesagt hat: Es kann mit der Einheit ganz schnell gehen, vielleicht haben wir sie schon 1995. Wir sind alle miteinander erst mal von mehreren Jahren ausgegangen. Und da gab es dann natürlich einige, die den Kontakt zu ehemaligen Dissidenten oder zu Strukturen suchten. Aber ich muss schon sagen, das war eher wenig der Fall. Als ich mein Personal suchte, ich war ja nicht für den Wissenschaftsbereich, sondern nur für den Schul- und Weiterbildungsbereich zuständig, stand ich eigentlich immer vor der Wahl: Nehme ich jemanden, der korrumpiert ist und eine politisch fragwürdige Entwicklung genommen hat, oder nehme ich jemanden aus dem Westen? Das ist keine leichte Entscheidung. Es gab einige wenige zwischendrin, die versucht haben, insbesondere in den letzten drei DDR-Jahren, alternativ zu denken, auch über Bildungskonzepte, aber das waren sehr wenige. In der Praxis hieß das wirklich – das hätte vor keinem Arbeitsgericht Bestand gehabt – dass ich den Leuten ins Gesicht sehen und überlegen musste, können wir mit dem was anfangen oder nicht. Ist der entwicklungsfähig? Ist dieser schöne Satz: „Das sehe ich heute alles anders“ glaubwürdig oder nicht? Das waren keine schönen Zeiten. Und bezogen auf das Thema, was Sie eben hatten, die Evaluation an den Universitäten, muss man auch immer sehen: Die erfolgten zu einer Zeit, als es überhaupt noch keine entwickelte Diskussion über die Biografien in Ostdeutschland gab. Man hat da wirklich nur sehr schematisch entscheiden können. Das werfe ich niemandem vor. Wir sind alle inzwischen klüger und wissen, wie widersprüchlich einzelne Biografien sind und wie Menschen sich gerade durch den Schock von 1990 verändert haben und darin dann eine Chance lag. All dieses Wissen und diese Erfahrungen hatten wir nicht und trotzdem mussten hunderte oder tausende von Entscheidungen getroffen werden, die tief in Biografien eingriffen. Da kann einem nachträglich ein bisschen schwindelig werden. Und sicherlich sind sehr viele fatale Entscheidungen gefallen in die eine ebenso

wie in die andere Richtung. Vorhin fiel der Name Heiner Fink. Ich erinnere mich an die Studentendemos, die so richtig angefüttert waren unter dem Motto: Unsern Heiner nimmt uns keiner. Es gab ganze Bewegungen, die sich mit den aus meiner Sicht Falschen solidarisierten. Und die anderen, die waren dann einfach weg, und keiner hat mehr an sie gedacht. Das hat Folgen bis heute. Soweit ich weiß – wenn, dann müsste sich das in den letzten drei Jahren geändert haben – gibt es in der Humboldt-Universität kein Gedenkzeichen oder eine Gedenktafel oder ähnliches, was der zahlreichen exmatrikulierten Studierenden oder der von der Uni verwiesenen Professoren und so weiter gilt. Ich finde das ziemlich aufschlussreich. An anderen Universitäten Ostdeutschlands ist das vermutlich nicht anders. Aber darüber kann ich keine Aussage treffen. Es gibt ja ein Buch, das schon seit ein paar Wochen auf der Bestsellerliste steht, von einem Herrn Oschmann, einem der wenigen Professoren aus dem Osten. Ich habe es noch nicht zu Ende gelesen, aber immerhin herumgeblättert und zahlreiche Rezensionen gelesen, auch Diskussionen mit ihm gehört. Er hat natürlich solchen Erfolg, weil es in der Tat eine im Osten weit verbreitete unterdrückte Wut gibt, auch unter den Intellektuellen, glaube ich. Sie haben das vorhin angesprochen, es ist sehr schwer, wenn man mit 50 irgendwo nochmal ganz neu anfangen muss, in einem Alter, wo die Leute im Westen die letzten Stufen ihrer Karriereleiter gerade erklimmen. Das ist ein sehr bitteres Gefühl. Ich kenne auch Menschen, die zu DDR-Zeiten keine Chance auf einen Studienplatz hatten, dann endlich studierten, aber natürlich zu spät mit ihren Karrierehoffnungen kamen. Die Bitterkeit und die Wut, die Oschmann in seinem Buch nutzt, so will ich das jetzt mal formulieren, die ist natürlich vorhanden. Die Frage ist nur, wie man damit umgeht. Und er tut es für meinen Geschmack auf eine sehr populistische Weise, die auch völlig vernachlässigt, dass es Erfolgsgeschichten von Ostdeutschen auf diesem Weg gibt und, und, und. Aber vielleicht würde es sich lohnen, mal über dieses weitverbreitete Gefühl von Wut, auch von Scham übrigens, zu sprechen, was noch in der Gegenwart hochrelevant ist. Also wenn Sie auf Wahlergebnisse gucken und die nach wie vor bestehenden Unterschiede, dann ist das nicht die einzige, aber eine der Erklärungen.

Christoph Markschie: Die BBAW betreibt ein Langzeitvorhaben, was sie aus der DDR-Akademie übernommen hat, zu mittelalterlichen Glasfenstern. Damit die inventarisiert werden können, werden die Fenster aus den großen Bahnen der Stadt- und Dorfkirchen herausgenommen und dann restauriert. Da kommen viele Menschen, die in diesen Städten und Dörfern leben, und sagen zu unseren Mitarbeitenden in diesem Vorhaben: „Endlich nimmt uns mal einer ernst aus dem Westen“. Es gibt also neben der Wut auch eine Art Demütigungs-

und Marginalisierungserfahrung. Nun sollten wir die Diskussion öffnen. Zunächst Mitchell Ash.

Mitchell Ash: Meine Frage ist für Frau Birthler. Aber einen Satz kann ich mir nicht verkneifen zu dem, was Steffen Mau gesagt hat. Gabriele Metzler wird das sicher ansprechen und in die Tiefe gehen. Ich halte es für einen ganz großen Fehler, die Geschichte der Hochschulen anhand der abgewickelten Fächer pars pro toto zu analysieren. Es sind fünf Fächer. Die Universität hat weit mehr Fächer. Abgesehen davon, dass die Abwicklungsentscheidungen selber rein rechtlich äußerst fragwürdig gewesen sind. Sie basieren auf einer abenteuerlichen Lesart des Artikels 13 des Einigungsvertrages. Dieser Artikel spricht von Staatseinrichtungen, über die zu entscheiden sei, ob sie fortzuführen oder abzuwickeln sind. Universitäten sind Staatseinrichtungen, Fächer aber nicht. Die Arbeitsgerichte haben das festgestellt, ziemlich schnell sogar, im Jahr 1991. Also ich warne davor, das, was bei den abgewickelten Fächern stattgefunden hat, zu verallgemeinern. Es gibt schon Forschungen darüber, das stimmt so einfach nicht. Frau Birthler, Sie haben es in einer Antwort angedeutet in Ihrer Stellungnahme jetzt gerade in der Diskussion: Eine der Entwicklungen, die ich damals schon beobachten konnte, war, dass in den neuen Bundesländern der Lehrkörper weitestgehend übernommen wurde und es erst später zu anderen Entscheidungen kam. Vermutlich hatte das rein pragmatische Gründe. Die Schulen mussten fortgeführt werden, die Eltern waren in heller Aufruhr etc. Das kann ich gut verstehen. Sie waren damals dabei. Wie war das in Brandenburg? Halten Sie das für eine gute Entscheidung oder nicht?

Christoph Markschies: Die nächste Frage kommt von Michael Hecker.

Michael Hecker: Ich hätte viele Fragen, aber ich muss mich konzentrieren. Zuerst würde ich etwas sagen wollen: Frau Friedrich und ich haben ein Buch im Druck, und da steht: Zu Oschmann nehmen wir keine Stellung. Das Buch war vorher fertig und wir halten das nicht für so wichtig. Nur in einer Fußnote steht, dass wir in der Wissenschaft zu völlig anderen Schlussfolgerungen kommen.¹¹ In den hochkompetitiven abgehängten molekularen Lebenswissenschaften war der Erfolg das gute Miteinander zwischen Ost und West, das den Anschluss gebracht hat. Das ist passiert, und es waren zuverlässigerweise vor allem zunächst die Bundesdeutschen, die in der Welt waren. Das hat uns geholfen, dass wir aufgeholt haben. Heute ist das für viele Teile der Wissen-

.....
¹¹ Michael Hecker/Bärbel Friedrich: Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2023.



schaften überhaupt kein Problem mehr, ob der Neuberufene aus Kiel oder aus Leipzig kommt. Der Beste wird genommen. Diese Erfahrungen der Wissenschaft sind die Vorreiter des Zusammenwachsens. Mag der Oschmann für andere Disziplinen recht haben, mag sein, da ist noch vieles nicht passiert. Ich bin auch gegen diese These, dass die Spitzenpositionen an den Universitäten von Westdeutschen besetzt werden. Was wollten wir denn als Wissenschaftler? Wir wollten Professoren werden. Und es sind so viele Ostdeutsche Professoren geworden. Es herrschte die Meinung, an den Universitäten gab es keine Forschung, die fand in den Akademie-Instituten statt. Das war falsch, aber die Akademie-Institute waren besser. Wieso hat man nicht, um die Universitäten schnell an den Westen heranzuführen, die Spitzeneinrichtungen der Akademie in Universitäten zu überführen. Wir hatten am Ende 50 Leibniz-Institute, drei Helmholtz-Zentren und so weiter. Wieso war das keine Strategie?

Christoph Markschies: Und es schließt den Reigen dieser ersten Fragerunde Ute Frevert.

Ute Frevert: Das schließt unmittelbar an. Steffen Mau, Sie haben vorhin von den ideologisch belasteten Fächern gesprochen, zu denen Sie auch die Soziologie gezählt haben. In meinem Kopf hat sich irgendwie festgesetzt, aber ich wüsste es gerne nochmal von den Experten genauer, dass diese Fächer, zu denen zum Teil auch die Geschichtswissenschaft gehörte, in der Abwicklung oder der Überführung der Akademievorhaben als auch in der Abwicklung der Universitäten ganz besonders kritisch betrachtet worden sind, während es bei den Natur- und Lebenswissenschaften anders gelaugert war. Da verstand man sich, ideologische Marx- und



Engels- und Lenin-Zitate spielten sozusagen keine Rolle, sondern Formeln. Stimmt es, dass man da kollegialer miteinander umging?

Christoph Markschie: Jetzt machen wir das ganz alphabetisch. Es beginnt mit Marianne Birthler, die ja Mitchell Ash gefragt hatte.

Marianne Birthler: Das ist eine Frage, die fast immer zu den ersten in Diskussionen über den Transformationsprozess gehört. Wenige wissen, dass diese Entscheidung, das Personal aus dem öffentlichen Dienst, der nicht so hieß, zu übernehmen, per Einigungsvertrag gefallen ist. Das Innenministerium insbesondere, das damals von Schäuble geleitet wurde, hat einen deutlichen Integrationskurs gefahren. Und es gab eigentlich wenige Ausnahmen. Also um es ganz praktisch zu sagen: Ich war natürlich sehr kritisch gegenüber einem großen Anteil der Lehrerinnen und Lehrer, aber ich hatte keine Möglichkeit, wenn die nicht für die Stasi gearbeitet haben oder wenn man ihnen nicht wirklich schuldhaftes Verhalten im konkreten Fall nachweisen konnte, jemanden von der Schule zu verweisen. Das war ein riesengroßes Problem. Nicht mal die Stasi-Verwicklung, die überhaupt kein geeignetes Kriterium ist oder jedenfalls nicht das einzige, war damals sicher, denn die Unterlagen für eine Prüfung waren ja erst zwei, drei Jahre später zugänglich. Das war ja ein ganz allmählicher Prozess. Es gab dann eine Chance. Wir mussten in allen fünf neuen Bundesländern den Personalbestand an den Schulen innerhalb kurzer Zeit um 20 Prozent reduzieren, und ich dachte natürlich: Prima, da fallen mir gleich eine ganze Reihe von Lehrern ein, die wir bei der Gelegenheit loswerden. Und dann gab es eine harte

Begegnung mit dem öffentlichen Dienstrecht. Wir hätten die entlassen müssen, die erst kurze Zeit im Dienst waren, also gerade die jungen frisch ausgebildeten und so weiter. Also das durfte man nicht verknüpfen. Leider passierte es in einigen Ländern so. Da gab es viel Unrecht, viele, viele Prozesse, die meistens von den Betroffenen gewonnen wurden. In Brandenburg haben wir das anders gemacht. Wir haben alle Lehrkräfte auf 80 Prozent runtergestuft. Was eine Zumutung war, denn die bekamen damals nur 60 Prozent der Bezüge verglichen mit dem Westen, und davon dann nur 80 Prozent. Dafür behielten sie aber erstmal ihren Arbeitsplatz, so dass wir diese beiden Fragen der personellen Erneuerung und der Personalkürzung säuberlich voneinander trennen konnten. Es sind trotzdem etliche gegangen. Mir war auch wichtig, dass trotz Einstellungsstopp wegen des Personalüberhangs Stellen da sind, auf die man ehemals relegierte Lehrerinnen und Lehrer aus DDR-Zeiten wieder an die Schulen holen konnte, die gab es ja nicht zu knapp, die auch wieder Lust hatten zu arbeiten. Aber das ist ein Seitenthema. Wir haben das sehr aufwendig mit Personalkommissionen und so versucht. Es gab jede Menge denunziatorische Briefe, in denen mir Eltern schrieben, was ihren Kindern alles passiert sei bis hin, dass die Lehrer gefragt hätten: Wer von Euch geht denn zur Christenlehre? Dann mussten die aufstehen. Und nun lacht man. Aber diese Fälle, wenn keiner bereit ist, die zu bezeugen, kann man dienstrechtlich überhaupt nichts machen. Also das war so ein ständiges Thema. Zur personellen Erneuerung gehört eben auch die Auseinandersetzung mit dem, was war. Es war eine eher traurige Erfahrung, dass die Angebote der Auseinandersetzung damit, die es zumindest in Brandenburg reichlich gegeben hat, nur vereinzelt wahrgenommen

wurden. Man konnte dazu auch nicht verpflichten, das nutzt ja nichts. Insofern hängt das auch nach, besonders in einigen Fächern, weil die Lehrkräfte natürlich auch in der DDR ausgebildet worden waren und in einigen Generationen auch manche gar nicht Lehrer werden durften, die irgendwie nicht politisch zuverlässig waren politisch. Das nahm im Laufe der Jahrzehnte zu. Und die Vermischung von Kollegien war genauso ein Problem. Ich habe dann versucht, einen Lehreraustausch immer für ein Vierteljahr zu organisieren, zwei NRW-Lehrer gegen zwei Brandenburger Lehrer, die tauschen mal ihre Plätze für eine Weile. Das war auch nicht so erfolgreich. Und meistens standen die Westlehrer doch unter einem ganz schönen Schock, insbesondere, wenn sie wirklich wieder rausgemobbt wurden. Das habe ich erlebt. Die Veränderungsbereitschaft war eher unterentwickelt. Obwohl man das nie generalisieren kann. Es gab Schulen, da ging mir damals schon das Herz auf, wenn ich reinkam und sah, was da für ein Veränderungswillen und eine Lernbereitschaft bestanden. Aber das würde ich nicht als typisch bezeichnen.

Christoph Markschies: Wilhelm Krull.

Wilhelm Krull: Vielleicht zunächst nochmal zu dem Thema Abwicklung der Hochschulen versus Übergangsregelung für die Akademie, weil ich glaube, dass das ein ganz entscheidender Punkt im Einigungsvertrag war, der dafür gesorgt hat, dass die Dinge von vornherein auseinanderfielen. Wir haben seitens des Wissenschaftsrates bereits im November 1990 eine Pressemitteilung herausgegeben, dass der Wissenschaftsrat sich an diesem Prozess überhaupt nicht beteiligt. Weil es gar nicht möglich gewesen wäre, innerhalb von sechs Wochen zu sagen, dieses oder jenes Fach muss aufgelöst werden. Wie sollte das auch gehen? Und dann kam man dazu, dass man die vordergründig betrachtet ideologisch belasteten Fächer einfach alle abgewickelt hat, und zwar in fast allen Bundesländern. Sodass man dort zum 31.12.1990 bereits die große Entlassungswelle hatte. Das ist, glaube ich, wichtig im Kopf zu behalten. Das andere ist: Es wäre natürlich wünschenswert gewesen, universitäre Finanzierungsmöglichkeiten zu schaffen. Genau dagegen waren aber die alten Länder. Die haben dafür gesorgt, dass die Beauftragten aus der DDR, also aus den beiden Ministerien Bildung und Wissenschaft, Forschung und Technologie, auf jeden Fall für den Hochschulsektor den Bund raushalten wollten. Und dadurch ist natürlich auch die Situation entstanden, dass ein größerer Transfer von Forschungseinrichtungen oder zumindest die enge Anbindung nicht gelingen konnte, denn das wäre ja dann eine Rechnung zulasten der gerade erst entstehenden Neuen Länder gewesen. Daher gab es am Ende die vielen Blaue-Liste-Instituten, wie sie damals hießen. Später mussten die sich neu erfinden und strukturierten sich

als Leibniz-Gemeinschaft, weil jede Art von Steuerung für diesen ganzen Sektor ja nur über die Bund-Länder-Kommission lief. Und die Bund-Länder-Kommission, muss man wissen, war bis Ende der Achtzigerjahre eines der schwerfälligsten Gremien überhaupt, so zumindest mein Eindruck. Zu der Frage von Ute Frevert: In der Tat waren die beiden Arbeitsgruppen für die Geisteswissenschaftler und in den Sozialwissenschaften natürlich vor eine ganz andere Herausforderung gestellt als in den Naturwissenschaften. Der Differenzierungsaufwand war viel größer. Da ging es darum, wirklich bis ins Kleinste zu schauen. Also zum Beispiel die Akademienvorhaben aus den Instituten als solche überhaupt erstmal wieder rauszupräparieren, dann zu überlegen, was kann man mit welcher Einheit machen. Es gab in der DDR offiziell kein Berufsverbot, aber es wurden Leute in die Ecke gestellt, etwa in dem Institut für Philosophie und in anderen Instituten, die man überhaupt erstmal wieder mit ihren Manuskripten zur Kenntnis nehmen musste, um ihnen dann eine Entwicklungschance zu geben. Hinzu kam: Wir haben dringend dazu geraten, nicht zu meinen, man könne aus dem Bestand der geisteswissenschaftlichen Institute der AdW gleich mal auf einen Schlag sieben Max-Planck-Institute für die Geisteswissenschaften kreieren. Ich habe damals deutlich formuliert, dass ich nicht davon ausging, dass das funktionieren könne. Es gab dann diese Zwischenlösung mit den Zentren, die von der Max-Planck-Gesellschaft verwaltet, aber eigentlich nicht geliebt wurden und dann langsam aber sicher in Richtung Leibniz-Gemeinschaft abwanderten. Das muss man vielleicht auch nochmal deutlich machen: Es ging ja nicht allein darum, Bewährtes weiterzuführen, sondern zu schauen, wie es gelingen könnte, auf dem Territorium der DDR tatsächlich etwas Neues anzustoßen. Und auch die vorhandenen Institute, gerade die beiden in Gatersleben und Halle und so weiter, haben sich dann wirklich ganz neu auf den Weg gemacht. Und wenn Sie sich Berlin-Buch anschauen, dann war schon wenige Jahre später klar, dass Berlin-Buch besser aufgestellt war als das DKFZ in Heidelberg. Insofern ging es ja auch darum, nochmal dem Ganzen einen Schub zu geben, damit man die Dinge nicht nur irgendwie verwaltet.

Christoph Markschies: Steffen Mau.

Steffen Mau: Zu ganz vielen Dingen, die wir hier besprechen, kann man gar nicht so richtig etwas sagen, weil es dafür keine gute empirische Basis gibt. Ich habe immer mal versucht herauszubekommen: Wie viele ostdeutsche Professoren gibt es denn? Das können wir nicht für die Humboldt-Universität sagen. Und Jule Specht und ich haben dann mal versucht, das herauszufinden. Aber wir müssten dann die Leute einzeln befragen. Die Personalabteilung macht aus Datenschutzgründen nicht mit. Wir wissen auch gar nicht genau, wie viele ostdeut-

sche Spitzenwissenschaftler zum Beispiel in den Westen gegangen sind, um Leibniz-Institute oder Max-Planck-Institute zu leiten. Man könnte sich jetzt die Max-Planck-Direktoren alle angucken, und dann würde man vielleicht darauf kommen, dass es ein oder zwei Prozent sind. Das ist meine Schätzung. Und wir wissen auch gar nicht, wie sich das über die Fächer verteilt. Von daher ist das so ein bisschen ein Rätselraten. Aber da, wo wir Elitenstudien haben, sehen wir eben eine starke Unterrepräsentation. Das ist in ganz vielen gesellschaftlichen Bereichen so, außer in der Politik, was natürlich mit den Repräsentationsformen und der föderalen Struktur zu tun hat, aber in allen anderen Bereichen sind Ostdeutsche im niedrigen einstelligen Prozentbereich vertreten. Und das ist in der Wissenschaft ganz genauso. Natürlich kann es uns egal sein, wo die herkommen. Ich folge auch nicht Oschmann, indem ich jetzt sage, da sind Ostdeutsche diskriminiert worden. Das ist natürlich totaler Quatsch. Sondern das sind einfach Gelegenheitsstrukturen, aus denen heraus sich dann Aufstiegsmobilität ergibt. Und da spielen ganz vielfältige Faktoren eine Rolle. Aber ich wäre einfach dankbar dafür, wenn man das mal intensiver untersuchte, denn ansonsten spekulieren wir immer. Auch die Fächerdifferenzen könnten wir dann stärker markieren. Ich folge da Mitchell Ash, dass man das nicht so homogenisieren darf und dass es da sehr, sehr große Unterschiede gegeben hat. Aber es hat natürlich in allen Bereichen Begutachtungen und Kommissionen gegeben. Ich weiß nur von einer Person, die Anfang der Neunzigerjahre in den Naturwissenschaften in den Westen gegangen ist und ein Leibniz-Institut geleitet hat. Wenn die jetzt alle kompetitiv gewesen wären, auf gleicher Höhe, dann hätten das natürlich viel mehr sein müssen. Aber das scheint mir nicht der Fall gewesen zu sein, sodass man eigentlich nicht gleichberechtigt in so ein Wettbewerb einsteigen konnte, sondern irgendwie unter Sonderbedingungen und in spezifischen institutionellen Kontexten manchmal überlebt hat, häufig aber eben auch nicht.

Christoph Markschies: Und zuletzt Marianne Birthler. Ich würde nur noch mal bei dem Thema Ostdeutsche fragen: Wie zählen wir eigentlich Jörg Hacker? Ist er ein Ostdeutscher, in Halle sozialisiert? Nein? Sie zählen ihn als Westdeutschen. Gut. Das Problem der Einordnung können wir sicher auch an anderen Stellen verhandeln. Frau Birthler und dann in der Kaffeepause.

Marianne Birthler: Na klar gibt es jetzt immer mehr Mischbiografien. Wobei sich gerade bei den Jüngeren zeigt, dass die Sozialisation doch ganz überwiegend am Abendbrottisch stattfindet. Meine Töchter zumindest, sogar schon meine älteren Enkeltöchter, bezeichnen sich als Ostfrauen. Damit hätte ich nicht gerechnet. Aber diese Identität wirkt über Generationen hinaus.

Ich wollte noch mal Herrn Mau unterstützen: Es wäre ja ein Wunder, wenn es an den Universitäten anders wäre als in allen anderen Bereichen. Wenn Sie sich die Top-Etagen angucken in überregionalen Medien, in den Kirchen, in der Armee, oder in Gewerkschaften, überall dort, wo wichtige Entscheidungen getroffen werden, können Sie Leute mit einer ostdeutschen Sozialisation mit der Lupe suchen. Das ist einfach so. Ich kenne schon ganz viel Abwehr gegen diese Frage, aber ich finde, man muss schon noch mal untersuchen, woran das liegt. Es ist nicht nur eine Frage institutioneller Entscheidungen, es ist auch eine Frage von Netzwerken, von: Den kenne ich, der kommt aus dem gleichen Dorf oder aus dem gleichen Stall oder aus der gleichen Uni wie ich und so. All das spielt eine Rolle. Auf der anderen Seite spielt im Osten eine Rolle, dass es rein formal sehr, sehr schwer war – ich sage das mal mit diesem Begriff – eine erwachsene Gesellschaft zu werden. Denn die Situation, in der wir lebten, war irgendwie pubertär. Wenn ich ständig fremdfinanziert werde, hat das Auswirkungen. Nicht missverstehen: Wir brauchten diese Knete aus dem Westen wirklich. Aber mit dem Geld wurde immer transportiert: Ihr schafft es nicht alleine, Ihr braucht uns, Ihr seid diejenigen, die Entwicklungschancen vergeben oder auch nicht, das sind nicht wir. Dieses Gefühl von Abhängigkeit wurde immer mittransportiert, selbst von den Gutwilligsten. Ich war wirklich privilegiert als Ministerin in Brandenburg und konnte mich über einen Mangel an Wertschätzung, Anerkennung und Sichtbarkeit nicht beklagen. Aber ich denke mir eine schöne Idee aus, bringe die in meiner Morgenlage mit meinen alle aus dem Westen stammenden Abteilungsleitern zur Sprache, und die lächeln mich an und sagen: Interessant, die Idee, aber wissen Sie, das haben wir vor zehn Jahren probiert, das funktioniert nicht. Und die hatten auch noch Recht, das war ja das Schlimmste. Aber wenn Sie sowas immerzu erleben, trägt das nicht zu einem selbstbewussten Dasein bei. Man zögert immer erstmal eine Weile: Ist das hier richtig, wie ich bin? Passt das, was ich gedacht habe, hier rein? Das hat eine gewisse zersetzende Wirkung. Wenn Sie mal drüber nachdenken, wen Sie alles kennen, fragen Sie mal danach, ob sowas eine Rolle spielt.

Christoph Markschies: Ganz, ganz herzlichen Dank, Marianne Birthler, Wilhelm Krull, Steffen Mau.

Den Videomitschnitt
der Veranstaltung können
Sie hier anschauen:





**Mitchell Ash, Edelgard Bulmahn,
Gabriele Metzler und Christoph Marksches**

Der Umbruch 1989 und die Folgen – heute gesehen. Teil II

14. Juni 2023, Leibniz-Saal der Akademie

Symposium I: Der Umbruch 1989 und die Folgen – heute gesehen Teil II

MIT MITCHELL ASH, EDELGARD BULMAHN,
GABRIELE METZLER UND CHRISTOPH MARKSCHIES

Christoph Marksches: Wilhelm Krull hat ja vorhin bereits die Zäsur markiert und schon ausführlicher darüber berichtet, was in den Jahren 1990 fortfolgende passiert ist. Nun möchte ich Frau Bulmahn vorstellen, die neben mir sitzt und die indirekt vorhin schon erwähnt wurde – als nämlich von Marianne Birthler gefragt wurde, wo es eigentlich in der Humboldt-Universität ein Erinnerungszeichen gibt: Frau Bulmahn ist die Kuratoriumsvorsitzende der Humboldt-Universität und als solche geht sie die genannte Frage unmittelbar an. Diese ihre Funktion ist allerdings nicht der Grund, warum wir sie eingeladen haben. Wohl aber ist der Grund, warum wir sie heute eingeladen haben, möglicherweise auch ein Grund, warum die Humboldt-Universität sie zur Kuratoriumsvorsitzenden gewählt hat: weil sie über eine sehr lange Zeit in verschiedensten Funktionen Forschungspolitik dieses Landes gestaltet hat. Wir haben vorhin darüber gesprochen, dass es 1990 keine Evaluation des westdeutschen Systems gab. Aber man könnte natürlich fragen, ob die Exzellenzinitiative und vieles Weitere, für das Frau Bulmahn steht, nicht in gewisser Weise auch eine Evaluation des westdeutschen Systems mit sich brachte. Liebe Frau Bulmahn, Sie haben ein Aufbau-Gymnasium besucht und gehören damit zu den First Generation Academics, wie man heute sagt. Nach einer kurzen Zeit in einem Kibbutz haben Sie Politikwissenschaft und Anglistik in Hannover studiert, waren Lehrerin und haben seit 1987 stets den Wahlkreis ihrer Stadt Hannover als Direktmandat für die SPD gewonnen, bis Sie nach der Wahl 2017 ausschieden. Für uns heute sind Sie vor allen Dingen wichtig wegen Ihrer Zeit als Bundesministerin für Bildung und Forschung von 1998 bis 2005. Von 2013 bis 2017 waren Sie schließlich Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags. Sie haben das Wort.

Edelgard Bulmahn: Ich möchte mich in meinen nachfolgenden Ausführungen bewusst kurz halten, um genügend Raum für die anschließende Diskussion zu geben, deshalb hier nur einige wenige thesenartige Impulse.

Erstens: Weder die Bundesregierung noch der Deutsche Bundestag noch die westdeutschen Länder waren auf den Fall der Mauer und die anschließende Entwicklung vorbereitet. Es gab keine Pläne oder vorbereitende Debatte. Wir wurden von der Entwicklung schlicht überrollt und mussten demzufolge unsere Annahmen und Überlegungen immer wieder neu justieren.

Zweitens: Dies galt auch für die Wissenschafts- und Forschungspolitik. Die Wissenschaftssysteme der DDR und der Bundesrepublik hatten sich in den vorangegangenen Jahrzehnten sehr unterschiedlich entwickelt. Wissenschaft und Forschung waren in der DDR zentralistisch organisiert und unterlagen starken politischen Einflüssen. Hingegen prägte die föderale Struktur der Bundesrepublik auch die Wissenschafts- und Forschungspolitik. Zudem war die Freiheit der Wissenschaft verfassungsrechtlich abgesichert. Mit den Instituten der AdW hatte die DDR ihre außeruniversitäre Forschung nach dem Vorbild der Sowjetunion organisiert. Sehr vereinfacht gesagt war die Forschung Sache der Akademien. Sie verfügten über ungefähr doppelt so viele Mitarbeitende wie die Hochschulen. In der Bundesrepublik hingegen überstieg die Mitarbeitendenzahl der Hochschulen die der außeruniversitären Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen um das Dreieinhalbfache.

Drittens: Der wissenschaftliche Austausch zwischen der Bundesrepublik und der DDR fand auf einem ausgesprochen niedrigen Niveau statt. Dies änderte sich erst 1986/87 mit den Abkommen zur Kultur und zur wissenschaftlich-Technischen Zusammenarbeit.

Viertens: Für die Zusammenführung zweier so unterschiedlicher Wissenschafts- und Forschungssysteme gab es keine historischen Vorbilder. Erschwert wurde die Mammutaufgabe durch den ungeheuren Zeitdruck, der auf dem gesamten Einigungsprozess lastete. Auf politischer Ebene kam es am 23. April zu einem ersten



Treffen der beiden zuständigen Minister, Riesenhuber und Terpe. Es wurde ein gemeinsames Arbeitssekretariat eingerichtet und monatliche Treffen der beiden Ministerien, BMBF und MFT, vereinbart. Am 1. Juli 1990 fand dann das sogenannte Kamingsgespräch der beiden Minister sowie von zwei Länderministern mit hochrangigen Vertretern aus der Wissenschaft und Wirtschaft statt. Mit diesem Kamingsgespräch waren die Weichen für die kommenden Monate und Jahre gestellt. Ich zitiere aus der Presseerklärung des BMFT vom 3.7.1990: „Es wird eine einheitliche Forschungslandschaft für Gesamtdeutschland angestrebt. Sie wird eine differenzierte und an den Grundsätzen der Wissenschaftsfreiheit, des föderalen Staatsaufbaus und der sozialen Marktwirtschaft ausgerichtete Struktur mit den Elementen aufweisen, die die Forschungslandschaft der Bundesrepublik Deutschland heute kennzeichnen. Eine zentrale Aufgabe ist die Einpassung der in der Akademie der Wissenschaften der DDR zusammengefassten Einrichtungen in eine solche Forschungslandschaft.“ Sie vereinbarten in diesem Gespräch darüber hinaus das weitere Vorgehen. Letztlich wurde der Wissenschaftsrat gebeten, eine „Bewertung der Forschungskapazitäten der DDR vorzunehmen und Vorschläge zu ihrer Neuausrichtung zu machen.“

Fünftens: Am 6.7.1990 veröffentlichte der Wissenschaftsrat zwölf Empfehlungen, die die Grundlage für das weitere Vorgehen bildeten. In seinen Empfehlungen wies der Wissenschaftsrat zwar darauf hin, dass es nicht darum gehen könne, das bundesdeutsche Wissenschaftssystem einfach auf die DDR zu übertragen.

Vielmehr böte der Prozess der Wiedervereinigung auch der Bundesrepublik Deutschland eine Chance, selbstkritisch zu überprüfen, inwieweit Teile des Bildungs- und Wissenschaftssystems der Neuordnung bedürften. Dabei blieb es dann aber auch! Kurzum: Es kam nicht zur Entwicklung eines gemeinsamen Wissenschafts- und Forschungssystems, sondern zur Übertragung des westdeutschen Modells auf das Gebiet der früheren DDR, oder wie es der Historiker Rödder lapidar zusammenfasste, „die Bundesrepublik übernahm das Kommando.“

Sechstens: So betrachtete dann auch der Wissenschaftsrat in seinen Empfehlungen ein föderal organisiertes Wissenschaftssystem als gesetzt, genauso wie das Prinzip der Subsidiarität direkter staatlicher Forschungsförderung und einer institutionell zu verankernden Autonomie der Grundlagenforschung. Darüber hinaus empfahl er, dass die Schaffung eines „vielgestaltigen und leistungsfähigen Hochschulsystems Priorität gegenüber anderen Formen institutionelle Wissenschaft und Forschungsförderung haben sollte.“ Die Hochschulstrukturen, aber auch die Forschungsförderung und Organisation sollten in ihren Grundzügen dem westdeutschen Modell angeglichen und schrittweise miteinander verflochten werden, um die Kompatibilität der Systeme zu gewährleisten.

Siebtens: Die größte Herausforderung für die Neustrukturierung der Wissenschafts- und Forschungslandschaft des Beitrittsgebietes bildete die Eingliederung der Akademien und ihrer Institute in die westdeutsche Forschungslandschaft. Sie sollte auf der Grundlage

einer Evaluation durch den Wissenschaftsrat erfolgen, an der auch Personen aus der DDR mitwirkten, wenn auch nicht im erforderlichen Umfang. Während die Evaluierung als solche allgemein als professionell und sachgerecht eingeschätzt wurde, stieß sie dennoch bei Betroffenen auf Unverständnis, da sie persönlich nicht angehört wurden, obgleich von den Empfehlungen ihre eigene, berufliche Existenz abhängig war. Dies wirkt teilweise bis heute nach. Besonders galt dies für die unter Generalverdacht stehenden Geistes- und Sozialwissenschaften, wo bisweilen allzu voreilig ostdeutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler durch westdeutsche abgelöst wurden. Im Ergebnis der Evaluierungen empfahl der Wissenschaftsrat die Auflösung nahezu aller Akademie-Institute und empfahl die Neugründung von 90 außeruniversitären Instituten.

Achtens: Die Neustrukturierung der Wissenschaft und Forschungslandschaft in den Neuen Ländern wurde in den ersten Jahren deutlich dadurch erschwert, dass der Bund seine finanziellen Aufwendungen nicht im erforderlichen Umfang steigerte. Verschärft wurde dies durch das Übergewicht der Einrichtungen in der Blauen Liste (24), an deren Kosten sich der Bund nur zu 50 % beteiligte, während er bei den drei Großforschungseinrichtungen oder den Fraunhofer-Instituten 90 % der Kosten trug und trägt.

Neuntens: Trotz aller Kritik im Einzelnen wird man heute konstatieren müssen, dass die Entwicklung einer leistungsfähigen öffentlichen Wissenschaft und Forschungslandschaft in den Neuen Ländern gelungen ist.

- Diese ist breit aufgestellt und verfügt über Leuchttürme von hohem internationalen Renommee.
- Die verfassungsrechtlich gesicherte Freiheit der Wissenschaft gilt für ganz Deutschland.
- Es entwickelte sich eine Hochschullandschaft mit einem weitgehend flächendeckenden Angebot aller Fächer und neuen interessanten Profilen.
- Die internationale Einbindung und Vernetzung ist gelungen.
- Große Investitionsprogramme wurden für die Instandsetzung und Modernisierung von Gebäuden, Geräten, Bibliotheken und Laboren gestartet, so dass viele ostdeutsche Universitäten und Hochschulen heute besser ausgestattet sind als westdeutsche.
- Zahlreiche Fachhochschulen wurden erfolgreich gegründet und bieten heute nicht nur 30 % der Studierenden eine gute Ausbildung an, sondern sind zugleich wichtige Kerne für die regionale Entwicklung und Partner für die größtenteils mittelständische Wirtschaft in Ostdeutschland.

Zehntens: Was ist nicht gelungen? Es ist nicht gelungen, das regionale Ungleichgewicht zu überwinden. Noch immer sind Forschungseinrichtungen sehr stark auf den Großraum Berlin und auf Sachsen konzentriert. Die Achillesferse der ostdeutschen Wissenschafts- und Forschungslandschaft, die nach wie vor unzureichende industrielle Forschungs- und Entwicklungskapazität in Ostdeutschland, ist geblieben. Mit dem Zusammenbruch der Industrie in den Nachwendejahren wurden die entsprechenden Abteilungen geschlossen. Bis heute verfügen die Neuen Länder über keinen großen Unternehmenssitz eines international tätigen Konzerns, wo sich im Regelfall diese Abteilungen konzentrieren. Die Politik besitzt hier nur sehr geringe Einflussmöglichkeiten. Mit der vielfach beschworenen Ansiedlung von großen Forschungseinrichtungen ist dem nicht beizukommen.

Erfolgversprechender ist die Förderung von Kompetenznetzen und von Forschungsclustern sowie die Aus- und Neugründung von innovativen Unternehmen, wie ich sie damals zum Beispiel bereits mit wichtigen Forschungsprogrammen und Ansiedlung etwa von Fraunhofer-Instituten unterstützt habe. Bewusst habe ich damals darüber hinaus mit dem Programm Innoregio auch einen völlig neuen Förderweg beschritten, der an regionale und Wirtschaftsstärken und regionale kulturelle Profile anknüpfte.

Grundlegende Reformen des deutschen Wissenschafts- und Forschungssystem wurden vertagt. Auch dort, wo es bereits damals erkennbare Schwächen gab, wie die Versäulung der westdeutschen Forschungslandschaft, das starre Dienstrecht an den Hochschulen, die suboptimale Personalstruktur oder die mangelhafte Profilbildung vieler Hochschulen.

Elftens: Diesen damaligen Reformstau habe ich in meiner Amtszeit als Ministerin mit einer Reihe von Reformen versucht aufzulösen. Mit der Dienstrechtsreform und der Einführung der Junior-Professur, mit der Bologna-Reform, mit der Umstellung der Großforschungseinrichtungen auf die programmorientierte Förderung und damit der eigentlichen Schaffung der Helmholtz-Gemeinschaft, mit dem Pakt für Wissenschaft und Forschung und der Exzellenzinitiative sowie mehreren Programmen zur Stärkung und zur Förderung von Forschungsclustern und Forschungsnetzen.

All dies hat die deutsche Wissenschaftslandschaft leistungsfähiger, profilierter und internationaler gemacht.

Christoph Markschies: Vielen, vielen Dank. Nun ist Gabi Metzler an der Reihe. Sie ist an der Humboldt-Universität seit 2007 Professorin für die Geschichte Westeuropas

und der transatlantischen Beziehungen. Gabi Metzler hat unter anderem in Tübingen und in München Neuere Geschichte, Politikwissenschaft und Öffentliches Recht studiert, beschäftigte sich in ihrer Promotionsarbeit mit der britischen Europapolitik im 19. Jahrhundert und in der Habilitationsschrift mit Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Jetzt hätte ich natürlich Lust, noch meine Lieblingsbücher unter denen vorzustellen, die du seither geschrieben hast, aber besser scheint mir, wenn du mit deinem Impuls beginnst.

Gabriele Metzler: Die Vereinigung des deutschen Wissenschaftssystems ist asymmetrisch verlaufen und hat eine ganze Reihe einseitiger Effekte gezeitigt, von denen in den vorigen Beiträgen bereits die Rede war. Es ist in der Tat nicht von der Hand zu weisen, dass das westdeutsche System den ostdeutschen Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen übergestülpt wurde; dass es zu einem massiven Austausch des wissenschaftlichen Personals kam, und dass insbesondere Leitungspositionen von Westdeutschen besetzt wurden und es fast ausnahmslos bis zum heutigen Tage sind.

Gleichwohl kann sich die Analyse der Vereinigung und ihrer Folgen nicht darauf beschränken, würden doch zentrale Entwicklungen im Wissenschaftssystem in den letzten dreißig Jahren dabei ausgeblendet. In meinem Beitrag möchte ich den Rahmen etwas weiter spannen. Drei Akzente will ich setzen.

Erstens: Spätestens mit der Volkskammerwahl im März 1990 war die Zeit der Utopien beendet. Seit dem Sommer 1989, verstärkt seit der Öffnung der Mauer, entwickelten sich unzählige Initiativen an den Hochschulen. Möglichkeitsräume eröffneten sich, die Diskussionen darüber zuließen, wie man eine gute, bessere Universität entwickeln könnte. Darin gab es durchaus unterschiedliche Vorstellungen: Während die einen darauf hofften, nun endlich die wahre Idee der sozialistischen Universität durchsetzen zu können, forderten andere eine Liberalisierung der Hochschulen zugunsten ihrer internationalen Wettbewerbsfähigkeit ein. Nicht nur dies führte zu harten Kämpfen innerhalb der Institutionen. Die Atmosphäre war aufgeheizt, und das nicht überraschend. Denn: Wem konnte man überhaupt noch trauen? Wie sollte man umgehen mit jenen, die ihre Kolleginnen und Kollegen sowie die Studierenden jahrelang bespitzelt hatten, oder die man der Arbeit für die Stasi auch nur verdächtige? Wie sollte Mitsprache universitärer Gruppen ermöglicht, wie die Fächer und Disziplinen weiterentwickelt, wie die Curricula umgestaltet werden? Harte, wichtige Diskussionen wurden über Monate geführt, viele kreative Ideen entwickelt, mit Leidenschaft gestritten. Und dann – lief den engagierten Akteurinnen und Akteuren die Zeit davon.

An dieser Stelle gilt es daran zu erinnern, dass nicht nur die Vereinigung des Hochschulsystems, sondern die Fusion der beiden deutschen Staaten insgesamt unter massivem Zeitdruck erfolgten, der wiederum mehrere Ursachen hatte: International war unklar, ob sich das Gelegenheitsfenster nicht doch wieder schließen würde. National erzeugten die massenhafte Abwanderung aus der DDR und die wachsenden Forderungen der Demonstrierenden nach Einheit Handlungsdruck.

Manche Entscheidung, etwa im Hinblick auf die Ausgestaltung der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion wären womöglich anders ausgefallen, wären sie länger beraten worden, hat etwa der Historiker Gerhard A. Ritter argumentiert.

In diesem kurzen Zeitraum war eine Selbsterneuerung und zukunftsfrüchtige Reform der ostdeutschen Universitäten und Forschungsinstitute aus eigener Kraft kaum zu bewältigen, wenn sie sich selbst überhaupt der notwendigen Reform unterziehen wollten. Die Humboldt-Universität beispielsweise ging diesen Weg nur sehr zögerlich, strukturelle und personelle Änderungen erfolgten allenfalls schleppend. Das erleichterte es den politischen Akteuren nach Inkrafttreten des Einigungsvertrags, das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen und das ostdeutsche Wissenschaftssystem von außen umzugestalten.

Die Folgen sind bekannt: Die Akademie-Institute wurden, nach intensiver und aufwendiger Evaluation durch den Wissenschaftsrat, aufgelöst oder umgestaltet, in vielen Fällen bildeten sie den Kern künftiger Leibniz-Institute, in der Akademie selbst trat die Funktion als Gelehrtengesellschaft wieder in den Vordergrund. In den Universitäten fand ein umfassender Personalaustausch statt, der mit enormen politischen und arbeitsrechtlichen Konflikten einherging. Das an den Hochschulen tätige Personal – im wissenschaftlichen wie im nichtwissenschaftlichen Bereich – wurde drastisch reduziert und an westdeutsche Größenordnungen angepasst: An der Universität Leipzig mussten 7.000 von 12.000 Beschäftigten in den Vorruhestand gehen, an der Humboldt-Universität wurde der akademische Mittelbau halbiert und gleichzeitig wurden die Stellen in großem Umfang neu besetzt. Bei den Neuberufungen auf Professuren kamen meist Westdeutsche zum Zuge, wenn auch nicht so vollumfänglich, wie bisweilen behauptet wird. Die Humboldt-Universität beispielsweise besetzte bis 1994 fast die Hälfte der C3-Professuren mit Bewerbern und Bewerberinnen aus den neuen Bundesländern (im C4-Bereich allerdings nur ein Drittel). Die Streichung und Neubesetzung von Stellen bedeutete für viele Ostdeutsche das Ende ihrer beruflichen Karriere im Wissenschaftssystem; und von den Jüngeren, die



zu DDR-Zeiten studiert hatten und sich um 1990 etwa gerade in der Studienabschluss- oder Promotionsphase befanden, konnten nur die Wenigsten überhaupt eine wissenschaftliche Karriere beginnen, weil ihre Netzwerke wegbrachen, ihre Ausbildung entwertet wurde, sie keine oder nur wenig internationale Erfahrung in die Waagschale werfen konnten oder sie habituell gegenüber den smarten jüngeren Wissenschaftler:innen aus dem Westen im Nachteil waren. Dieser etwas grobe Befund wäre für einzelne Fächer beziehungsweise Fächergruppen sicherlich nuancierter zu erheben.

Im Ergebnis brachten diese Reduktionen des Personals, zusammen mit den strukturbezogenen Reformen, die ostdeutschen Universitäten in den frühen Neunzigerjahren rasch auf das Niveau westdeutscher Massenuniversitäten mit deutlich schlechteren Betreuungsrelationen für Studierende.

Der Eifer, mit dem tatsächlich oder auch nur vermeintlich Stasi-belastete oder ideologisch linientreue Mitarbeiter:innen aus dem Wissenschaftssystem ausgeschlossen wurden, lässt den Eindruck entstehen, hier sei nun nachgeholt worden, was nach 1945 gerade in den westdeutschen Universitäten versäumt worden war. Solcher nachholender moralisch-politischer Furor war keineswegs singulär auf das Wissenschaftssystem beschränkt. In den Urteilen, die (west-)deutsche Gerichte etwa gegen Soldaten des Grenzregimes, die sogenannten „Mauerschützen“, fällten, wurde auch jene Härte nachgeholt, welche die westdeutsche Justiz nach 1949

in Strafverfahren gegen NS-Täter:innen in Gestalt der „Gehilfenrechtsprechung“ hatte vermissen lassen.

Zweitens: Viel zu wenig thematisiert sind die „inhaltlich-kognitiven Dimensionen der wissenschaftlichen Wiedervereinigung“, auf die Jürgen Kocka schon vor mehr als zehn Jahren hingewiesen hat. Gewiss, die Reform des DDR-Wissenschaftssystems befreite Forschung und Lehre von der ideologischen Bleidecke des dogmatischen Marxismus-Leninismus und ließ endlich plurale Ansätze zu. Aber sie verdrängte eben auch marxistische Positionen und Ansätze aus den Wissenschaften, selbst jene, die nicht-dogmatisch daherkamen. Im vereinigten Deutschland spielen sie allenfalls noch eine randständige Rolle. In den Wirtschaftswissenschaften sind sie vollständig vom liberalen Paradigma verdrängt worden. Vergleicht man die deutsche Situation etwa mit derjenigen in Frankreich, fällt dieser Unterschied doch stark ins Auge. Ich möchte diesen Punkt hier nur sehr knapp halten, damit aber doch darauf hinweisen, dass die Transformation des Wissenschaftssystems nicht nur mit individuellen Verlusten und einer Ausweitung westdeutscher Defizite auf die ostdeutschen Universitäten einherging, sondern eben auch mit inhaltlichen Verlusten.

Etwas ausführlicher will ich meinen letzten Punkt umreißen. Im Prozess der Transformation des ostdeutschen Wissenschaftssystems spielte der Wissenschaftsrat eine herausragende Rolle, insbesondere bei den Akademie-Instituten. Seine bereits häufiger erwähnten „Zwölf Empfehlungen“ zu den „Perspektiven für Wissenschaft



und Forschung auf dem Weg zur Einheit“ vom Juli 1990 stellten neben dem Einigungsvertrag das Schlüsseldokument in der wissenschaftlichen Vereinigung dar. In der Praxis war das große Evaluierungsverfahren der 130 Institute entscheidend, ein Verfahren, an dem 500 Gutachtende beteiligt waren und dessen Ergebnisse am Ende 1.700 Seiten umfassten. Nie zuvor war der Wissenschaftsrat in eine so starke Position gekommen, aber auch das Instrument der Evaluierung erlangte dadurch größere Bedeutung als zuvor beziehungsweise erfuhr Verfeinerung und gewann an Legitimation.

In der Folgezeit wurden in Gesamtdeutschland institutionelle Evaluierungen zunehmend etabliert, heute sind sie aus dem deutschen (wie internationalen) Wissenschaftssystem nicht mehr wegzudenken. Das Verfahren in Ostdeutschland in den frühen Neunzigerjahren wirkte insofern beispielhaft. Das konnte es auch deshalb, weil die Folgen der Vereinigung den Reformdruck auf das (gesamt-)deutsche Wissenschaftssystem deutlich erhöhten, am massivsten in Berlin, wo drei Universitäten um knapper werdende Ressourcen kämpften und die Universitäten im Westteil der Stadt in Zeiten des Kalten Kriegs und der Teilung erheblich gefördert worden und dadurch aufgebläht waren. In der Folge waren auch sie, besonders die Freie Universität, mit massiven Kürzungen konfrontiert.

In der Zeitgeschichte wird derzeit viel über eine These des in Wien lehrenden Historikers Philipp Ther diskutiert, der die Veränderungen in Europa nach 1990 als „Ko-Transformation“ von Ost und West analysiert hat. Die neoliberalen, teils brachial durchgeführten Reformen etwa in Polen und der Tschechoslowakei hätten,

so Ther, auf die westeuropäischen Gesellschaften ausgestrahlt, die ihrerseits dann verstärkt auf neoliberale Politik gesetzt hätten. Könnte man nicht auch die Entwicklung des deutschen Wissenschaftssystems nach 1990 als eine solche Ko-Transformation fassen, in der Transformationslogiken zunächst an den ostdeutschen Universitäten ausgeprägt, erprobt und angewandt wurden, die dann auch nach Westdeutschland wirkten? Das gilt natürlich nicht für die Fragen nach der Entlassung politisch belasteten Personals. Aber es könnte gelten für die Logiken institutioneller Evaluierungen und den Bedeutungsgewinn des Wissenschaftsrats. Aus einer solchen Perspektive wäre die Frage nach den Folgen der Vereinigung nochmals schärfer zu fassen; als bloße Übernahme des ostdeutschen Wissenschaftssystems durch das westdeutsche ließen sie sich jedenfalls nicht mehr beschreiben.

Christoph Marksches: Hab ganz, ganz herzlichen Dank! Den Reigen der Impulse schließt Mitchell Ash ab, den Sie am Ende der letzten Runde schon hören konnten. Er ist Mitglied dieser Akademie seit dem Jahr 2000, hat bis zur Emeritierung in Wien gelehrt und hat eine überaus spannende amerikanisch-deutsche Karriere hinter sich gebracht: ein New Yorker von Geburt, in Amherst Geschichte, Philosophie und Psychologie studiert, danach Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte an der Harvard University und gleichzeitig in West-Berlin, noch unter Bedingungen der ummauerten Stadt, 1977 bis 1982. Zwischen der Zeit in Wien und dem, was ich gerade berichtet habe, wären viele Stationen zu nennen gewesen, Mainz, Berlin, Göttingen und die University of Iowa. Die beste Vorstellung ist aber immer die Selbstvorstellung. Bitte, Mitchell Ash.

Mitchell Ash: Die Gründung beziehungsweise „Neukonstituierung“ der BBAW war ein Ergebnis der deutschen Vereinigung. Daher versuche ich im ersten Teil meiner Stellungnahme uns allen in aller Kürze den Verlauf der deutschen Einheit insgesamt sowie ihrer wissenschafts-politischen Dimension in Erinnerung zu rufen. Dabei bleibe ich dem Titel des Symposiums treu, weil ich auch Ergebnisse der neueren Forschung wiedergebe. Einiges mag also für Sie überraschend sein. Im zweiten, dem eigentlichen Hauptteil meiner Stellungnahme werde ich versuchen, die „Neukonstituierung“ der BBAW im Prozess der deutschen Vereinigung im Wissenschaftsbe-reich einzuordnen.

Trotz der Ausreisewelle im Sommer und der Montags-demonstrationen im Herbst 1989 kam der Mauerfall im November für alle überraschend. Ich pflichte dem Zeit-historiker Martin Sabrow bei, der vor einigen Jahren ge-schrieben hat, dass der Mauerfall der Definition eines wahrhaft historischen Ereignisses entspricht: Er wurde von niemandem vorhergesehen, aber im Nachhinein für unausweichlich gehalten. Der Mauerfall hat unsere Zeit-horizonte seither zu Recht entschieden geprägt, auch wenn einige Zeithistoriker/innen inzwischen darum bemüht sind, die eigentliche Wende der neuesten Ge-schichte in die Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts zu verlegen.

Allerdings rufe ich in Erinnerung, dass im November 1989 keineswegs ausgemacht war, dass der Mauerfall das Ende der DDR bedeutet. Auf dem Weg zur Vereini-gung der beiden deutschen Staaten gab es vielmehr vier Entscheidungspunkte; nach jedem dieser Entschei-dungspunkte beschleunigte sich der Prozess:

1. Die Rede Helmut Kohls im Bundestag im späten November 1989, in der die Einheit als eventuelles Ziel am Ende einer längeren Übergangszeit mit „konföderativen“ Maßnahmen geschildert wurde (Zeithorizont 10 Jahre);
2. das Angebot einer Wirtschafts- und Sozialunion am 14. Februar 1990, und zwar als Wahlkampfhilfe der „Allianz für Deutschland“ im Vorfeld der Märzwahl-en in der DDR, die aber auch als Versuch zu verste-hen ist, die Auswanderungswelle zu verlangsamen (Zeithorizont circa 5 Jahre);
3. die Entscheidung der DDR-Koalitionsregierung im April 1990, den „Beitritt“ zur Bundesrepublik nach Art. 23 GG anzustreben (Zeithorizont unklar, viel-leicht zwei Jahre); und

4. der Beginn der Verhandlungen zum Einigungs-vertrag am 7. Juli 1990, als die Bundesregierung beschloss, diese aufgrund der Haltung der ostdeut-schen Partner zu beschleunigen. Selbst an diesem Tage wusste noch niemand, dass der Einheitstermin schon am 3. Oktober sein würde.

Wie wir sehen werden, entsprachen die Entscheidungs-punkte der Wissenschaftspolitik im Einigungsprozess denen der allgemeinen Politik nur teilweise. Selbst nach dem Entscheidungspunkt 3 verlief die Vereinigung in diesem Bereich keineswegs so geradlinig, wie die Ver-treter einer „Kolonisierungs“-These es gerne darstellen.

Gleich nach dem Mauerfall begannen Machtkämpfe innerhalb der Hochschulen und an den Instituten der Akademie der Wissenschaften der DDR. Alle Beteiligten gingen zunächst vom Fortbestand der DDR aus. Der Vorstoß der DFG im Januar 1990, ostdeutsche Forschende einzuladen, mit westdeutschen Kolleg/innen gemeinsam Förderanträge zu stellen, war im Einklang mit der Politik von Kohl und Schäuble; in beiden Fällen ging es darum, den Sog gen Westen abzuschwächen. Das vielfach zitierte „Kamingespräch“ in Bonn am 2.–3. Juli 1990 (eigent-lich eine Fortsetzung der inzwischen regelmäßigen Tref-fen des Ministers für Forschung und Technologie Heinz Riesenhuber und des DDR-Ministers Frank Terpe, spekta-kulär erweitert um die Mitglieder der seit Februar unter der Leitung Dieter Simons tagenden „Deutsch-Deutschen Wissenschaftskommission“, des Präsidentenkreises der „Allianz“ der bundesdeutschen Wissenschaftsorganisa-tionen, Vertretungen der westdeutschen Bundesländer und der Wirtschaft) begann nur einen Tag nach dem In-krafttreten der Währungsunion. Im Nachhinein scheint der Termin folgerichtig gewählt worden zu sein, er wur-de aber sicherlich nicht so geplant.

In der Presseerklärung des BMFT vom 3. Juli, die ange-blich die Ergebnisse dieser Gespräche wiedergab, aber wohl zu großen Teilen vorab verfasst wurde, hieß es, die beiden Minister hätten sich darauf geeinigt, dass im vereinigten Deutschland eine einheitliche Forschungs-landschaft entstehen solle, deren Struktur der des Forschungsförderungssystems der Bundesrepublik ent-sprechen werde; dort fiel zum ersten Mal in der Öffent-lichkeit das Wort „Einpassung“. Über den erst wenige Tage zuvor erreichten diesbezüglichen Konsens der bun-desdeutschen Player wurden die ostdeutschen Beteilig-ten nachweislich nicht vorab informiert. Aber entgegen weit verbreiteten Darstellungen wurde die Trennung der Gelehrtengesellschaft vom Forschungsverbund der AdW und die Auflösung des Forschungsverbundes nicht im „Kamingespräch“ beschlossen, sondern erst im Rahmen der Verhandlungen zum Einigungsvertrag ausverhand-elt, also nach dem Entscheidungspunkt vier.

Was im „Kamingespräch“ beschlossen wurde, war die Verlängerung der Arbeitsverhältnisse der AdW-Mitarbeiter/innen und eine Evaluierung der Forschungsinstitute der AdW durch den WR bis zum 31.12.1991. Die Vertreter der westdeutschen Politik wollten eigentlich alles bis zum Jahresende 1990 geklärt wissen, doch waren sich die Vertretungen der Wissenschaft Ost wie West darin einig, dass eine Evaluierung der AdW-Institute so schnell nicht zu bewerkstelligen war. Die Mitarbeiter/innen der AdW-Institute erhielten also ein Jahr länger Zeit und wurden dadurch vom „Vereinigungsschock“ ein Stück weit verschont. Viele von ihnen scheinen erwartet zu haben, dass eine positive Evaluierung ihrer Institute die Übernahme aller Mitarbeiter/innen zur Folge haben müsste. Womöglich war diese Erwartungshaltung ein Nachhall der Politik des Honecker-Regimes, dessen Leitspruch die „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ war. Erst mitten im Verfahren wurde dem Evaluierungsausschuss des Wissenschaftsrates klar, dass für viele AdW-Einrichtungen wegen ihrer völlig andersartigen Struktur keine „Einpassung“ in das bundesdeutsche System möglich war. Um mehrere hundert Forschende von positiv evaluierten Instituten trotzdem unterbringen zu können, wurde unter anderem das Wissenschaftlerintegrationsprogramm im Hochschulerneuerungsprogramm (WIP im HEP-Programm) improvisiert; dies war ein unbeholfener Versuch, den Prozess nachträglich „sozial verträglich“ werden zu lassen.

Handelte es sich bei alledem um eine „Kolonisierung“ oder wie es mittlerweile dezenter heißt, eine „Übernahme“ des ostdeutschen Wissenschaftssystems durch „den Westen“? Die „Kolonisierungs“-These entstand in diesem Felde zunächst unter den ehemaligen Machthabern des ostdeutschen Wissenschaftssystems, die auf diesem Wege ihren Machtverlust kompensierten. Es ist nur allzu verständlich, dass eine solche These dann unter den betroffenen ostdeutschen Wissenschaftler/innen – und nicht nur unter ihnen – schnelle Verbreitung fand. Ihre eigenen, mühsam erarbeiteten Konzepte sind im Evaluierungsverfahren fast allesamt beiseitegelegt worden, und sie selbst sind vielfach zu Kontern im Spiel der Neugründungen und neuen Zuordnungen geworden. Ich warne aber davor, von derartigen, durchaus begreifbaren Befindlichkeiten, die nicht zu trivialisieren, sondern ernst zu nehmen sind, falsche Schlüsse über den Vereinigungsprozess insgesamt zu ziehen. Es ist leider nicht so, dass große Katastrophen für einzelne Karrieren immer von bösen Mächten im Voraus geplant sein müssen. Wenn es überhaupt eine Gesetzmäßigkeit in der Geschichte gibt, dann ist es „The Law of Unintended Consequences“!

Gegen eine von langer Hand geplante „Kolonisierung“ spricht der recht mühsame Weg zum Konsens unter

den westdeutschen Beteiligten. Die wundersame Vermehrung der Institute der „Blauen Liste“ als Ergebnis der Evaluierung der AdW-Institute war sicherlich auch nicht geplant, sondern im Verlauf der Verhandlungen improvisiert; das gilt auch für das WIP im HEP. Dass die Max-Planck-Gesellschaft 28 (später 27) Arbeitsgruppen an den Universitäten der Neuen Bundesländer gründen würde, hätte wohl auch niemand im November 1989 vorausgesagt. Die Überstülpung eines fertigen westdeutschen Systems im Osten hätte anders ausgesehen. Meiner Auffassung nach hat der Vereinigungsprozess Möglichkeitsräume geschaffen, in denen Unerwartetes geschehen konnte und auch geschehen ist. Dazu gehört auch die Neukonstatierung dieser Akademie, zu deren Entstehungsgeschichte ich nun endlich komme.

Die Evaluierungen des WR bezogen sich lediglich auf die Institute des Forschungsverbundes der AdW. Im Art. 38 EV stand schon, dass die Zukunft der Gelehrtengesellschaft landesrechtlich zu regeln sei; diese Frage sollte also dem damals nicht wiedervereinigten Land Berlin überantwortet werden. Der Sturz der SPD-AL-Koalition, der darauffolgende Sieg der CDU und die Bildung eines neuen CDU-SPD-Senats schufen neue politische Rahmenbedingungen für eine solche Regelung. Wissenschaftssenator wurde Manfred Erhardt aus Baden-Württemberg, der sich schnell anschickte, an den Berliner Hochschulen dem beflügelten Wort „Erneuerung“ eine neue Bedeutung zu geben. Ebenfalls zum allgemeinpolitischen Kontext gehörte es, dass zu jener Zeit die Sondersubventionen West-Berlins ausliefen. Der Hauptstadtbeschluss im Juni 1991 wurde von vielen als Chance begriffen, die alten Zuschüsse unter einem anderen Vorzeichen wieder fließen zu lassen. Welche Rolle das neue Bundesland Brandenburg hier spielen könnte oder sollte, war damals noch völlig unklar.

Der Gründungswillen stand bereits in der Regierungserklärung der neuen Koalition fest:

„Wir werden eine in der Leibniz’schen Tradition stehende neue Akademie der Wissenschaften aufbauen, die die traditionelle Struktur der Ost-Berliner Akademie mit dem modernen Ansatz der West-Berliner Akademie verbindet.“

Just zu dieser Zeit, noch während der Evaluierungen des WR, in der die Verhältnisse in vielerlei Hinsicht noch fließend waren, wurde am 26. Februar 1991 von Erhardt eine Planungskommission eingesetzt, deren Besetzung allerdings schon von seiner Vorgängerin Barbara Riedmüller-Seel festgelegt worden war. Diese Kommission wählte den Münchener Althistoriker Christian Meier zum Vorsitzenden. Auftrag war, Vorschläge für die Struktur einer Akademie der Wissenschaften in Berlin

mitsamt eines „Mechanismus“ ihrer Selbstrekrutierung zu erarbeiten.

Laut eines Berichts im Berliner ‚Tagespiegel‘ vom 11. September 1991 hat Erhardt in einer Art konzeptuellen Vorgabe die Schrift Wilhelm von Humboldts über die Organisation der wissenschaftlichen Tätigkeit in Berlin explizit zitiert: Während die Universität wegen ihrer Nähe zur Praxis (gemeint war wohl die Berufsvorbildung) ihre Professoren vom Staat ernannt erhält, sei es im Falle der Akademie anders: Weil diese nur der Suche nach der Wahrheit verpflichtet sei, solle und dürfe sie ihre Mitglieder selbst auswählen. Offenbar schwebte dem Senator kein korporatistisches „Rundfunkmodell“ vor!

Ihren ersten Bericht legte die Kommission bereits im Sommer 1991 vor, nach einigen Modifikationen wurde er im Oktober beim Berliner Senat eingereicht. Ihre Zusammensetzung verdient es, in Erinnerung gerufen zu werden: vier Ostdeutsche, darunter Horst Klinkmann, und sieben Westdeutsche, darunter zunächst der ehemalige Präsident der Westberliner Akademie Horst Albach, der sich später allerdings auf eigenem Entschluss nicht mehr beteiligte. Laut dem durch den Vorsitzenden Maier vorgelegten Bericht der Planungsgruppe vom 10. Oktober 1992 fanden die Empfehlungen der Planungskommission weitgehend Eingang in die beiden Gründungsgesetze, die vom Berliner Senat und dem Brandenburgischen Landtag zu jener Zeit beschlossen wurden.

Die zentralen Fragen dieser Beratungen blieben im Verlauf des ganzen Gründungsvorgangs gleich. Es waren derer drei: erstens die Frage „Honoratiorengesellschaft oder Arbeitsakademie“. Darunter fielen die weiteren Fragen: Klassen oder keine und wenn schon Klassen, dann wie viele, sowie die Frage nach dem Format ihrer Zusammenarbeit. Zweitens die Beibehaltung oder das Durchbrechen des Ortsprinzips bei der Auswahl der Akademiemitglieder und die damit zusammenhängende Frage einer „nationalen“ Akademie. Last but not least drittens die Frage, ob die Übernahme der vom WR positiv evaluierten, langjährigen Editionsprojekten der AdW der DDR im Rahmen der neuen Akademie geschehen solle.

Die dritte Frage scheint am wenigsten kontrovers gewesen zu sein. Die Übernahme der Betreuung der später so genannten „Langzeitvorhaben“ wie die griechischen und lateinischen Inschriften oder die Edition der Schriften von Leibniz, deren Geschichte lange vor 1945 begannen und deren „temporäre“ Betreuung die westdeutschen Akademien übernommen hatten, scheint von vornherein Konsens gewesen zu sein. Politisch betrachtet stellte die Übernahme der „Langzeitvorhaben“ im

verkleinerten Umfang die materielle Grundlage der Bestandsicherung der neu zu gründenden Institution dar. Hierzu erzähle ich eine kleine Anekdote aus dem eigenen Erleben. Als Dieter Simon als zweiter Akademiepräsident seinen ersten Leibniztag bestritt und in seinem Bericht auf die Leibniz-Ausgabe kam, fragte er ex tempore in der ihm eigenen Art rhetorisch danach, ob wirklich jeder Waschzettel von Leibniz publiziert werden müsse. Da ging ein Raunen durch den Saal; im nächsten Jahresbericht kamen solche Witze nicht mehr vor.

Zur Frage, ob die Gründungsmitglieder der „Gelehrten-gesellschaft“ in Klassen organisiert werden sollten oder nicht, stand in der bereits zitierten Erklärung des Senators Erhardt der Wunsch, eine solche Akademie möge „herausragende Vertreter verschiedener Fächer versammeln, damit sie in ihrer Pluralität wissenschaftstheoretischer Orientierung fächer- und fachgruppenübergreifend zusammenarbeiten und der Wissenschaft neue Impulse geben.“

Aber es stand dort keine Festlegung zur Klassenfrage. In der Planungskommission scheint Konsens darin bestanden zu haben, dass die Mitglieder sehr wohl in Klassen erfasst werden sollten, aber es sollten keine zwei oder drei, sondern fünf Klassen sein: Mathematisch-Naturwissenschaftlich, Biowissenschaftlich-Medizinisch, Technikwissenschaftlich, Sozial- und Geisteswissenschaftlich. So wurde es, und so ist es noch heute. Insofern handelte es sich um einen zaghaften Versuch, die für die Wissenschaftsentwicklung des 20. Jahrhunderts charakteristische Vermehrung der Disziplintypen ein kleines Stück weit abzubilden. Gemeinsame Klassensitzungen wurden in den Empfehlungen der Planungskommission explizit angeregt, und die Fähigkeit und Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit sollte mit entscheidend für die Aufnahme der Mitglieder sein. Eine Verpflichtung zur interdisziplinären Kooperation sollte nicht bindend sein, aber ein „Gespräch“ mit dem Präsidenten sollte wenigstens die guten Absichten festhalten. So wird es bis heute gehalten.

Nicht alle waren mit dieser Empfehlung einverstanden. In einem Interview hat mir Jürgen Mittelstraß neulich gesagt, dass er gegen die Einrichtung von Klassen war, weil er diese Unterteilung für altmodisch hielt, denn die heutige Wissenschaftsentwicklung kümmere sich nicht mehr um Disziplintypen.

Viel weiter ging die Idee von thematisch orientierten Interdisziplinären Arbeitsgruppen, die von der Westberliner Akademie schon eingeführt worden waren. Statt einer „Arbeitsakademie“ Westberliner Zuschnitts können laut der Satzung der neuen BBAW zeitlich befristete IAGs zu aktuellen interdisziplinären Fragestellungen

eingerrichtet werden. Abweichend vom Modell sollten diese aber auf drei Jahren befristet sein, um Flexibilität bei der Themenwahl und Themenwechsel überhaupt zu ermöglichen. Jüngere wissenschaftliche Mitarbeiter sollten in diesen angestellt werden, womit ein Schritt in Richtung gezielter Nachwuchsförderungen getan wurde, ohne eigene Institute zu gründen. Seitdem sind mehrere Dutzend IAGs eingerichtet worden, die sich häufig als interdisziplinären Reflexionsforen mit starker Policy-Relevanz bewährt haben.

Historisch betrachtet war die Frage des „Ortsprinzips“ damals das mit Abstand brisanteste Thema. Die Haltung der anderen deutschen Akademien zugunsten des Ortsprinzips war eindeutig. Das war kein Ost-West-Gegensatz, denn das galt auch für die Sächsische Akademie. Jürgen Mittelstraß hat mir im zitierten Interview gesagt, dass viele damals eine „Berliner“ Akademie erwartet hatten, die sie „unsere“ Akademie nennen könnten, also eine Berliner Einrichtung mit und für Berliner Wissenschaftler/innen. Hubert Markl, der bald zum ersten Präsidenten der BBAW gewählt wurde und aus Konstanz kam, habe ihm gesagt, so etwas habe „keine Chance,“ weil eine derartige Akademie vom Niveau her wohl kaum international sichtbar gewesen wäre. Als Kompromiss setzte sich die Durchbrechung des Ortsprinzips durch, aber mit dem impliziten Verständnis, dass gezielte „Übergriffe“ auf die Territorien der anderen deutschen Akademien zu unterlassen seien. Entgegen des aktuell wieder stark verbreiteten Klagebildes über die Unter- oder gar Nichtrepräsentanz von Ostdeutschen in Führungspositionen weise ich darauf hin, dass von den ersten 48 Ordentlichen Mitgliedern der BBAW 12, das sind genau 25 Prozent, aus den Neuen Bundesländern stammten. Dies entspricht in etwa dem Anteil von Menschen aus der ehemaligen DDR an der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik. Dabei waren allerdings nur wenige Mitglieder der ehemaligen Westberliner Akademie und nur drei Frauen.

Die ostdeutschen Vorschläge kamen jedoch nicht oder nur zu einem kleineren Teil von Horst Klinkmann. In seinem Bericht wies Meier zwar darauf, dass Klinkmann eine Liste mit zur Aufnahme empfohlenen Mitglieder der früheren Gelehrtenengesellschaft vorgelegt habe, sagte dazu aber, dass diese aufgrund eines Evaluierungsverfahrens zustande gekommen sei, das ihm nicht ganz durchschaubar sei. Er legte die Liste einfach auf den Tisch und sagte dazu nichts mehr. Unter anderem als Antwort darauf ist wohl die Gründung einer „Leibniz-Sozietät“ im folgenden Jahr 1993 zu begreifen, die sich wie eine Art Schattenakademie in Ostberlin verhält und bis heute als eingetragener Verein besteht.

Mit dieser Frage eng verbunden war die weitere Frage nach einer „nationalen“ Akademie. Nach dem Hauptstadtsbeschluss stand diese Frage im Raum, doch derselbe Beschluss ließ bestimmte Ministerien, darunter das für Bildung, Forschung und Technologie in Bonn. Da regte sich die Angst vor einem neuen „Preußen“; es verbanden sich die althergebrachte Kleinstaaterei mit dem bundesdeutschen Föderalismus. Interessant mag es heute noch sein, wie der Münchener Christian Meier sich in seinem damaligen Bericht große Mühe gab, jede derartige Absicht, eine „nationale Akademie“ gründen zu wollen, von sich zu weisen. Die Frage kam in den folgenden Jahren immer wieder hoch; auch nach der Entscheidung der Ministerin Schavan, die Leopoldina zur Nationalen Akademie zu erklären, mag zwar die Frage nach der internationalen Vertretung Deutschlands erledigt sein, aber die relative Gewichtung der Stellungnahmen aus den deutschen Akademien ist offenbar noch immer nicht aus der Welt.

Die gefundene Lösung, eben die BBAW, war und ist noch immer ein Unikat unter den deutschen Wissenschaftsakademien. Ob das entstandene Konstrukt ein geschlossenes Ganzes sei, darf sicherlich gefragt werden. Die Verbindung der drei genannten Komponenten Klassen, IAGs und Langzeitvorhaben ist zugegebenermaßen eine lose, sie bietet aber nach wie vor viele Möglichkeiten, die auch genutzt wurden und werden. Dass diese Lösung überhaupt zustande kam, spricht für die kreative Nutzung der Spielräume, die sich durch die Länderträgerschaft im Prozess der deutschen Vereinigung eröffneten.

Sie werden vielleicht gemerkt haben, dass ich über die Einbindung des Landes Brandenburg nichts gesagt habe. Auch das war ein Novum, jedenfalls in diesem Politikbereich. Am Anfang war allerdings lediglich davon die Rede, dass das Land Brandenburg „zu einem späteren Zeitpunkt“ in die Mitträgerschaft „einzutreten“ eingeladen werde. In dem Jahr bis zur Unterzeichnung des Staatsvertrags ist offenbar einiges passiert. Eine genauere Untersuchung der Frage, warum und wie genau diese Länderallianz schon lange vor jeglicher Abstimmung über eine Fusion der beiden Länder geschehen ist, ist aber meines Wissens noch immer ein Forschungsdesiderat.

Last but not least komme ich zum zweiten Teil der Namensgebung: „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften.“ Auch das scheint von vornherein Konsens gewesen zu sein, doch war er das nicht ganz. Nach einem Bericht im Berliner ‚Tagespiegel‘ meldete Klinkmann nämlich im September 1991 Einspruch gegen das Gutachten des Hamburger Juristen Thieme an, Rechtsnachfolger der Preußischen Akademie der Wissenschaften.



ten sei „im Wesentlichen das Land Berlin“. Er hielt es für „einen Treppenwitz der Geschichte,“ dass einer Gelehrtenengesellschaft, die seit 1700 kontinuierlich bestanden habe, nunmehr der Garaus gemacht werde, um „angeblich etwas ganz Neues“ zu gründen.

Wie ich bereits bei einer Podiumsdiskussion im Einstein-Saal vor mehr als zwanzig Jahren gesagt habe, damals neben Herrn Klinkmann sitzend, war und bleibt diese Bezeichnung historisch betrachtet eine politisch nützliche juristische Fiktion. Die Anknüpfung an den großen Vorgänger mit einer langen Tradition spielte laut der nachgedruckten Protokolle der betreffenden Senatssitzung eine wesentliche Rolle in der symbolischen Legitimierung der Neukonstituierung. Das war wohl positiv im epistemischen Sinne, aber auch negativ im Sinne einer Distanzierung von dem unmittelbaren Vorgänger, der AdW der DDR, gemeint. Ganz Konkretes mag man aber auch im Sinn gehabt haben. Anscheinend sollte mit diesem Namenszusatz keine direkte Rechtsnachfolge der AdW der DDR, und damit keine Ansprüche auf die Anstellung ehemaliger AdW-Mitarbeiter/innen begründet werden. Zugleich übernahm das Land Berlin im Gründungsgesetz mithilfe des zitierten Gutachtens das Archiv, die Bibliothek und sonstige Eigentümer der Gelehrtenengesellschaft. Die Frage, ob

dieser Teil der Namensgebung tatsächlich noch immer eine Art „corporate identity“ hergibt, überlasse ich der Diskussion.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Geduld!

Christoph Marksches: Ganz, ganz herzlichen Dank! Wir hatten lange Impulse, aber ich denke, wir haben sie alle sehr, sehr gern gehört. Mein Vorschlag ist, dass wir jetzt nicht mehr untereinander diskutieren, sondern gleich die Diskussion ins Publikum öffnen. Ich ergänze nur: Wir haben zur Vorbereitung auch lange Interviews mit einschlägigen Personen geführt, darunter ein sehr, sehr langes mit Manfred Erhardt. Erhardt hat in diesem Interview den Erfinder der Formulierung „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften“ öffentlich gemacht, und das ist der manchen unter uns vielleicht noch bekannte Senatsdirigent Bernhard Kleber (1944–2023), der im Zuge der Diskussion des erwähnten Gutachtens zur Rechtslage diesen Vorschlag gemacht hat. Als Erstes hat sich Wilhelm Krull gemeldet.

Wilhelm Krull: Frau Bulmahn und auch Mitchell Ash haben beide das Kamingespräch erwähnt. Historiker sind natürlich auf Dokumente angewiesen, wie das Protokoll des Kamingesprächs. Aber ich wäre nicht so dokumen-



tengläubig, denn dass das Kaminesgespräch zu der Entscheidung geführt hat, war natürlich das Ergebnis von wochenlangen informellen Gesprächen und Konsensbildungen, die nötig waren, um überhaupt so weit zu kommen. Und das Papier des Wissenschaftsrates lag schon seit zwei Wochen vor. Sonst wäre es auch gar nicht gegangen. Sie wissen sicher alle, wie die damaligen Präsidenten im Übergang bei der Max-Planck-Gesellschaft oder andere sich zunächst gesperrt haben gegen alle möglichen Vereinigungsprozesse. Also ich würde da noch mal darauf setzen, dass man sich das genauer anschaut. Und auch den Aspekt, dass die ostdeutsche Regierung viel entschlossener war als die westdeutsche, bereits im März und April, also kaum dass sie gewählt war, war ganz klar: Wir wollen die Einpassung nach dem Grundgesetz. Insofern zu sagen, am 3. Juli tauchte das Wort vielleicht das erste Mal in den Dokumenten auf,

aber in den Gesprächen, auch denen, die ich geführt habe mit den beiden Ministern, war das schon sehr viel früher klar.

Mit Blick auf die nationale Akademie will ich nur deutlich machen, dass der Plan schon sehr klar konzipiert war und Benno Partier als neuer Präsident der Leopoldina auch in Sondierungsgesprächen mit seinen Elder Statesmen das versucht hat zu klären. Die haben das aber rundweg im gesamten Präsidium abgelehnt, und zwar mit einer Begründung, die interessant ist für uns: Sie möchten nie wieder – nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus und der DDR – abhängig von einer sie finanzierenden Regierung sein. Was immer das für heute bedeutet, aber damals war klar, man wollte auf keinen Fall in eine solche Zwangslage kommen. Im Prinzip war die Leopoldina ja sogar eine transnationale

Akademie. Ich glaube, darauf müsste man nochmal eingehen. Und auch auf den Aspekt, wie es eigentlich mit den Akademien bis ins 21. Jahrhundert weitergegangen ist. Zum Beispiel war die Neugründung der Hamburger Akademie ein Fall, wo man aus den Erfahrungen auch der BBAW erneut Schlüsse gezogen hat, was kann man noch besser, noch anders machen. Und ich glaube, die Rolle der Akademien wäre hier wichtig zu reflektieren. Aber das kommt vielleicht morgen.

Christoph Markschies: Zunächst noch Herr Grübel.

Hartmut Grübel: Zunächst ein Kompliment an Frau Bulmahn. Selbst für mich, der ich Notetaker in dem Gespräch Terpe/Riesenhuber war, und selbst für mich, der ich die Presseerklärung, die hier mehrfach im Raum schwebte, geschrieben habe, haben Sie mir noch mal bei der Erinnerung geholfen. Was die Presseerklärung und den Termin angeht, dieses berühmte Kamingsgespräch, glaube ich, sollte man aus Sicht der Politik vielleicht nochmal die Rolle des Wissenschaftsrats als ganz historischen Moment hervorheben, ohne den die vorher ganz hektisch mit dem Innenministerium und dem Finanzministerium ausgehandelte Bevorzugung der Wissenschaft mit einem Jahr Übergang nicht möglich gewesen wäre. Das war schwierig zu erreichen. Und was machen wir mit einem Jahr des Übergangs, wenn sich keine Instanz findet? Dann einen Ordnungs-, einen Einpassungsprozess. Wir haben lang mit Riesenhuber um dieses Wort Einpassung gerungen. Diese Einpassung, die man noch nicht genau formulieren konnte. Und sie war sehr bedacht. Und das gehört zusammen.

Es war ein Herzschlagmoment, als Simon sagte: „Wir machen das.“ Wer sonst hätte es machen können? Ein Herzschlagmoment! Dafür hat sich der Wissenschaftsrat bedungen, dass bei allem, was er empfiehlt, die Politik das dann auch macht. Und so ist es passiert. Das ist hinterher immer wieder in einer sogenannten Umsetzungsdelegation kontrolliert worden. Man kann sich also jetzt nicht nur auf Empfehlungen berufen. So viel nur noch zum Wort Einpassung und zu der Entstehung dieses Kamingsgesprächs, an dem übrigens Riesenhuber gar nicht teilgenommen hat. Er war von Ziller vertreten, die Akademie durch den Vizepräsidenten, Siegfried Nowak. Aber meine Frage an Sie, Frau Bulmahn: Waren nicht die zentralstaatlichen Instanzen, sowohl westlicher wie östlicherseits, immer getrieben und überwacht von einem unsichtbaren Gorilla, nämlich den alten westdeutschen Bundesländern? Die betrachteten alles, was wir im Einigungsvertrag an neuen Verfahren gemacht haben, sehr kritisch, dass ja ihre verfassungsmäßigen Rechte nicht beschnitten würden. Von daher waren die Hochschulen nicht mit in dem Vereinigungspapier. Haben Sie das auch so empfunden?

Christoph Markschies: Allein bei dem Ortsprinzip der Zuwahlen, das für die BBAW aufzuheben von Anfang an geplant war, hat natürlich, das haben Christian Meier und Manfred Erhardt in unseren Gesprächen immer wieder berichtet, der Bayerische Akademiepräsident Horst Fuhrmann aus München alles unternommen, um die BBAW darauf zu verpflichten. Bärbel Friedrich.

Bärbel Friedrich: Herr Ash, ich möchte weiter in die Vergangenheit gehen. Die AdW war ja international betrachtet eine deutsche Akademie. Im Westen gab es dergleichen ja nicht, es gab nur regionale Akademien. Ich selbst erinnere, ich war Vizepräsidentin der DFG, im Ausland, da hat man immer gefragt: Wo bleibt denn eigentlich eine deutsche Akademie? Wir wurden von der Max-Planck-Gesellschaft und von der DFG gewissermaßen rausgeschickt, um irgendwelche wissenschaftlichen Empfehlungen auf dem internationalen Parkett darzulegen, aber wir hatten eine geringe Anerkennung. Während die AdW da schon auftrumpfen konnte: Wir sind eine deutsche Akademie der Wissenschaften. Es war schwierig. Herr Krull hatte das erwähnt: Die Leopoldina hatte viele ausländische Mitglieder. Sie hatte einen Vizepräsidenten in Westdeutschland. Das war sozusagen das Pfand. Man sagte: Wenn wir nicht diese Freiheit haben, dann wird die Leopoldina in den Westen verlegt. Und es war letztlich die Autorität von Kurt Mothes, dass er diese Balance halten konnte. Die Leopoldina war nie so gebunden, sie war unabhängig. Ich wollte das nochmal betonen und das hängt natürlich auch an den Persönlichkeiten.

Christoph Markschies: Dietrich Nelle.

Dietrich Nelle: Ich möchte meine persönliche Perspektive als einer der beiden Mitarbeiter teilen, die, BMFT-sozialisiert, die gesamte Spanne von Wirtschafts- und Währungsunion bis zur deutschen Einigung im DDR-Ministerium verbracht haben und dann auch die ersten drei Jahre in einem Landesministerium für Bildung und Wissenschaft mit begleitet haben. Für mich ist erstens noch mal ganz wesentlich, so wie Herr Krull und auch Frau Bulmahn das gesagt haben, die drei Bereiche auseinanderzuhalten. Es wurde ja zu Beginn gesagt, dass es die ostdeutschen Länder geben soll, und damit war auch gesetzt, dass die ostdeutschen Länder für die Hochschulen zuständig sein würden. Und unter welchen Bedingungen die ostdeutschen Ministerien arbeiten mussten, hat ja Frau Birthler sehr anschaulich beschrieben. Ganz anders war es im Treuhandbereich. Da galt eben das industrie- und innovationspolitisch verheerende Dogma: Wir konzentrieren uns auf die rein produktiven Bereiche. Forschung ist nicht produktiv. Und in der Tat haben wir die Folgen bis heute zu besichtigen. Obwohl inzwischen andere Entwicklungen Anlass

zur Zuversicht geben. Mein Thema ist aber die außer-universitäre Forschung, und in dem Bereich kenne ich auch das, was Herr Ash nochmal sagte: Das Bewusstsein bei der ostdeutschen Elite über den Einigungsprozess war ein ganz anderes als in Westdeutschland. Ich selber hätte nie geglaubt, als ich rübergegangen bin, die deutsch-deutsche Einigung jemals erleben zu dürfen. Bei den Ostdeutschen war das ganz klar der Plan: Das wird kommen. Einer der häufigsten Sätze, der mir bei meinen Kolleginnen und Kollegen in dem DDR-Ministerium begegnet ist, war: Ich weiß genau, ich werde nicht mehr lange in einem Ministerium arbeiten und gestalten können, aber bis dahin will ich alles dafür tun, dass mein Bereich, dass meine Institute sich in einer neuen Welt gut entwickeln können. Dabei war ganz klar, es ging nicht um eine Angleichung an westdeutsche Institute, dasselbe noch ein zweites Mal zu machen, und es ging auch nicht darum, etwas zu bewahren, was in einem ganz anderen Koordinatensystem gewachsen war, sondern man wollte konkurrenzfähig in einer Welt des globalen wissenschaftlichen Wettbewerbs werden. Der Wissenschaftsrat hat zentrale Impulse dafür gesetzt. Aber es war nicht nur der Wissenschaftsrat, sondern, was auch viel zu wenig bekannt ist, seit der Wirtschafts- und Währungsunion, seitdem west-ostdeutsche wissenschaftliche Kontakte wieder möglich waren, gab es ganz, ganz viel Austausch auf persönlicher Ebene, dass westdeutsche Wissenschaftler neugierig waren, ihre Partner in Ostdeutschland kennenzulernen, ostdeutsche die Möglichkeit genutzt haben, sich mit westdeutschen Wissenschaftlern zu unterhalten. Insofern war die These ganz klar akzeptiert: Wir müssen uns international wettbewerbsfähig aufstellen. Und dafür war die Evaluierung die zentrale Voraussetzung, die drei ganz wesentliche Faktoren hatte. Erstens Reputation: Gerade den Ostdeutschen war klar, dass sie sich nicht selbst bescheinigen konnten, gute Wissenschaft zu machen. Zweitens das Thema Ressourcen – Frau Bulmahn, Sie haben es angesprochen: Es war ja nicht so, dass die Mittel für das ostdeutsche Wissenschaftssystem irgendwo herumlagen und mühsam und händierend ihre Abnehmer gefunden haben, sondern es war ein ganz massiver Verteilungskampf. Um politische Überzeugung hinzubekommen, war die *conditio sine qua non*, dass man eine internationale Evaluierung mitbekommen hat. Und das Dritte, und das ist ja nach wie vor das Markenzeichen der Leibniz-Gemeinschaft, ist: Die Perspektive, die eben durch diese gute hochkarätige internationale Begutachtung entstanden ist, hat tatsächlich auch dazu geführt, dass die ostdeutschen Institute, sicherlich auf schmalere finanzieller Basis als vergleichbare westdeutsche Institute, eine Perspektive gefunden haben, die in vielem nicht nur wettbewerbsfähig war, sondern flexibler und bei Themen voraus, die in Westdeutschland nicht rechtzeitig aufgegriffen werden konnten.

Christoph Markschies: Vielen, vielen Dank. Jetzt machen wir noch eine möglichst kurze Runde: Bulmahn, Metzler, Ash.

Edelgard Bulmahn: Herr Grübel, zu den „Gorillas“: Der heftigste Widerstand gegenüber einer kritischen Überprüfung und Neuordnung der gewachsenen westdeutschen Forschungslandschaft kam vonseiten der Altländer. Wir diskutierten diese Frage im Ausschuss wie auch den Reformbedarf im Bereich der Großforschungseinrichtungen und der Blauen-Liste-Institute und die Notwendigkeit mehr Großforschungseinrichtungen und Fraunhofer-Institute in den Neuen Ländern zu gründen. Die (Alt-)Länder beobachteten die Debatte mit Argusaugen. Das galt nicht nur für die finanzschwächeren Länder, sondern auch für ein Land wie Bayern. Die Länder wollten ihre Einrichtungen auf Dauer abgesichert sehen und befürchteten bei Strukturveränderungen und einem verstärkten Ausbau in den Neuen Ländern Nachteile und Kürzungen für die in ihren jeweiligen Ländern angesiedelten Einrichtungen. Es herrschten ganz klar unterschiedliche Interessenlagen zwischen Bund und Länderseite. Das galt und gilt im Übrigen nicht nur für die mit dem Einigungsprozess verbundenen Probleme. So gab es den heftigsten Widerstand gegen die Exzellenzinitiative von der Mehrheit der Länder, nicht von den Wissenschafts- und Forschungsorganisationen, weil sie damit ihre Hochschulen unter kritischer Beobachtung des Bundes sahen. Und sie wollten auch auf gar keinen Fall eine Evaluierung oder eine Profilierung und Differenzierung der Hochschulen. Da haben wir heftige Debatten gehabt. Gegenwärtig scheint es zumindest in der Hochschulpolitik etwas entspannter. Offen gesagt werden die Konflikte aber unter den finanziellen Rahmenbedingungen, die wir in den kommenden Jahren haben werden, wieder zunehmen. Jetzt zu den Wissenschaftskontakten zwischen beiden deutschen Staaten und den Akademien. Es gab auf der einen Seite durchaus Kontakte zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beider deutscher Staaten. Ich selbst nahm gelegentlich auch an solchen Konferenzen teil. Diese Kontakte und Gespräche fanden vor allem in Berlin statt, aber kaum im übrigen Bundesgebiet. Das ist der eine Punkt. Der zweite: Sie fanden insbesondere im Rahmen internationaler Konferenzen statt. Der dritte Punkt: Wir hatten schon in den Neunzigerjahren Diskussionen über die Gründung einer Nationalakademie. Letztlich ist auch diese immer wieder am Widerstand der Länder gescheitert, bis man sich schließlich 2008 auf die Leopoldina als nationale Akademie verständigte. Ich hatte allerdings zwischenzeitlich die Gründung der Jungen Akademie aus Bundesmitteln unterstützt und auch finanziert. Inzwischen wird allgemein akzeptiert, wie wichtig die Empfehlungen der Leopoldina, aber auch der anderen Akademien, für politische Beratungs- und

Entscheidungsprozesse sein können. Verweisen möchte ich nur auf die Empfehlungen in Zusammenhang mit der Corona-Krise, zur Klimakrise und zum klimaneutralen Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft. Diese Empfehlungen haben den politischen und gesellschaftlichen Diskurs bereichert und bei der Entscheidungsfindung geholfen, da sie Handlungsstränge aufgezeigt und entsprechend priorisiert haben.

Christoph Markschies: Die Bitte an Gabi Metzler und Mitchell Ash, möglichst knapp zu sein. Wir haben ja hinterher nochmal die Gelegenheit einer weiteren Runde, in der es genau um die Fragen gehen wird. Gabi.

Gabriele Metzler: Ich kann es ganz kurz machen: Ich bin ja gar nicht direkt angesprochen worden, sehe aber, dass du, Mitchell, vieles auf dem Zettel hast, deswegen gebe ich im Interesse der Erholung direkt weiter.

Mitchell Ash: Vielen Dank, liebe Gabi. Ich mache es allerdings auch kurz, weil die meisten Wortbeiträge für mich als wertvolle Ergänzungen einzustufen sind. Gerade bei Frau Friedrich möchte ich mich für den Hinweis auf die Kontakte vor 1989 sehr bedanken. Sie haben vollkommen Recht. Doch scheint mir: Diese Kontakte haben offenbar auf der Ebene der Einzelwissenschaften gefruchtet, aber sie hatten wissenschaftspolitisch keine so hohe Relevanz. Ich schließe das jetzt aus den Diskussionen. Lieber Herr Grübel, ich freue mich sehr, dass Sie hier sind, und ich hoffe sehr, dass wir unser Gespräch fortsetzen. Apropos Protokollgläubigkeit: Weiß jemand, ob es ein Protokoll des Kamingesprächs gibt? Ich habe keines gefunden. Meines Wissens gibt es das eben ausnahmsweise nicht.

Edelgard Bulmahn: Es gibt Vermerke von Herrn Terpe, und es gibt Vermerke von Herrn Riesenhuber.

Mitchell Ash: Das ist wichtig, und die kenne ich auch. Das ist alles sehr relevant. Aber ich kann Ihnen nur beipflichten, dass diese Dinge einen langen Vorlauf hatten. Mir ging es nur um diese Zeitpunkte, wann sie gefruchtet haben und wie sie im Gesamtprozess der Vereinigung dadurch einzuordnen sind.

Christoph Markschies: Ganz, ganz herzlichen Dank denen, die hier saßen, liebe Frau Bulmahn, liebe Gabi Metzler, lieber Mitchell Ash. Ich glaube, das waren nochmal sehr, sehr wichtige, konzentrierte Informationen. Und auch ganz, ganz herzlichen Dank Ihnen, die Sie aus dem Publikum gesprochen haben und Ihre Erfahrungen beigetragen haben.



**Manfred Bierwisch, Ute Frevert, Susanne Fünfstück,
Klaus Hallof, Jürgen Kocka, Christian Meier,
Joachim Nettelbeck, Joachim Sauer, Helmut Schwarz,
Ojārs Spārītis und Christoph Marksches**

Die Neukonstitution der BBAW

14. Juni 2023, Leibniz-Saal der Akademie

Die Neukonstitution der BBAW – Zeitgenossinnen und Zeitgenossen im Gespräch

MIT UTE FREVERT, KLAUS HALLOF, JOACHIM NETTELBECK, JOACHIM SAUER, OJĀRS SPĀRĪTIS U. A.

Christoph Markschies: Wie ich bei der Eröffnung unserer festlichen Tage anlässlich der Neukonstituierung schon angemerkt habe: Es ist eigentlich schon Akademie genug, wenn Sie sich alle gut unterhalten. Aber so ist die Akademie ja immer, und da wir besondere Tage feiern, gibt es jetzt und heute auch Programm. Und das beginnt jetzt. Was feiern wir eigentlich? Ich wurde gestern in einem Interview von einer Journalistin gefragt: „Feiern Sie die Abwicklung der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW)?“¹ Was feiern wir eigentlich, meine sehr verehrten Damen und Herren? Wir feiern zunächst einmal gar nichts, sondern wir versuchen, uns durch eine Erinnerung an einen Startpunkt einer dreißigjährigen Geschichte der BBAW, die in Wahrheit 323 Jahre alt ist, selbst zu vergewissern. Wir versuchen, für die Herausforderungen einer sich dramatisch wandelnden Zeit klarer über unseren Auftrag orientiert zu sein. Und wenn wir das tun, müssen wir auch klarer über unser Herkommen orientiert sein. Ich habe darüber heute Nachmittag ausführlich gesprochen und will das gar nicht wiederholen, aber da viele unter uns zu dieser Veranstaltung neu dazu gestoßen sind, wenigstens kurz daran erinnern, dass wir in den nächsten Tagen bis Samstag einen großen Bogen spannen. Der heutige Tag gehört der Vergewisserung unserer Eindrücke, Kenntnisse und Analysen jener Umbruchssituation der Jahre 1989 bis 1993 und ihrer Folgen. Morgen werden wir gemeinsam mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen von Akademien von Jerusalem bis Oslo und Tallinn bis nach New York sprechen. Und am Freitag und Samstag werden wir miteinander darüber nachdenken, was wir

uns als BBAW und was uns Gäste wie Freunde als BBAW für die nächsten 30 Jahre, und – gestatten Sie mir, das lateinisch fortzusetzen – *ad multos annos*, und möglichst viele weitere glückliche Jahre wünschen. „Was feiern Sie?“, fragte die Journalistin. Wir feiern miteinander am Freitag. Sie sehen das in dem Programm. Da feiern wir, könnte man sagen, da feiern wir die Gäste und feiern mit den Gästen.

Heute Abend: Sie sehen es, wir behandeln weiter die Neukonstitution der BBAW – Zeitgenossen im Gespräch. Zeitgenossen im Gespräch mit professionellen Analytikerinnen und Analytikern dieser Zeit. Wir haben drei große Hauptblöcke des heutigen Abends. Da der Tag schon aus so vielen Podiumsdiskussionen bestand, haben wir viele andere Formate vorbereitet: Wir werden Filme sehen, Sie werden Texte vorgelesen bekommen. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Akademie der Wissenschaften aus der Perspektive von zwei einstigen Mitarbeitern, von Klaus Hallof und von Joachim Sauer, der uns zugeschaltet sein wird, da er sich gerade in den USA befindet. Dann werden wir eine zweite Runde haben; in dieser Runde wird Joachim Nettelbeck, der damals in der Wissenschaftsadministration Westberlins tätig war, uns seine Sicht vortragen. Ute Frevert wird das Gesagte kommentieren. Und schließlich wird Ojārs Spārītis aus Riga uns vor dem Hintergrund der Perspektive seiner eigenen Erfahrungen mit Wende und Transformation einen Gruß vortragen und ebenfalls kommentieren.

Ich setze noch einmal bei der Frage an: Was feiern Sie? Im Statut der AdW von 1984 hieß es: „Die Akademie der Wissenschaften der DDR ist eine wissenschaftliche Institution der Deutschen Demokratischen Republik. [...] [Sie] trägt als Forschungsinstitution und Gemein-

1 Das verschriftliche Interview findet sich unter: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: »Wir leben nicht im Elfenbeinturm« | nd-aktuell.de (letzter Zugriff am 16. Juni 2023).

schaft hervorragender Gelehrter Verantwortung für den Fortschritt der Wissenschaft in Theorie und Praxis und die Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntnisse für die gesellschaftliche Entwicklung der DDR. Mit ihren wissenschaftlichen Ergebnissen und deren Einführung in die Praxis leistet die Akademie ihren Beitrag zur Beschleunigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, zur umfassenden Stärkung des in der sozialistischen Staatengemeinschaft verankerten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates, zur Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes der DDR, zur Festigung des Friedens sowie zur Verständigung der Völker und zu ihrem sozialen und kulturellen Fortschritt.“²

Es ist vollkommen klar, dass eine so geprägte Einrichtung im Rahmen der deutschen Vereinigung vollkommen verändert werden musste. Musste sie so verändert werden, wie sie verändert wurde? Auch in Westberlin gab es eine Akademie der Wissenschaften zu Berlin, gegründet 1987 mit einer sehr kurzen Laufzeit, schon wieder geschlossen 1990. Also wurden zwei Akademien der Wissenschaft in ihrer bisherigen Existenz beendet, während im Bereich der Akademie der Künste genau der gegenteilige Weg gewählt wurde: Zwei Akademien fusionierten, vereinigten sich unter relativ schwierigen und teilweise sogar dramatischen Umständen. Die unterschiedlichen Wege für vier Akademien, die mit Berlin zu tun hatten, aber auf Berlin natürlich nicht beschränkt waren, wir hingen, wie wir gleich sehen werden, miteinander zusammen und sind miteinander in bestimmter Weise eng verbunden gewesen. Gabriele Metzler von der Humboldt-Universität hat heute schon auf diese Wechselwirkung aufmerksam gemacht und darauf, dass es sinnvoll ist, sie zu studieren.

Unsere Aufgabe als BBAW lautet dem jetzigen Staatsvertrag entsprechend doch ein wenig anders als die der DDR-Akademie: „Die Akademie dient der Förderung der Wissenschaften. Sie fördert den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und nimmt Aufgaben der Gesellschafts- und Politikberatung wahr. Sie wirkt mit anderen Akademien und wissenschaftlichen Einrichtungen des In- und Auslandes zusammen. Durch ihre besondere Stellung unterstützt sie die institutionelle Zusammenarbeit der außeruniversitären Forschung mit den Hochschulen Berlins und Brandenburgs. [...] Die Akademie erfüllt ihre Aufgaben durch die Betreuung wissenschaftlicher Vorhaben sowie durch fach- und fachgruppenübergreifend angelegte wissenschaftliche Forschung. Sie bildet dazu interdisziplinäre Arbeitsgrup-

2 Statut der Akademie der Wissenschaften der DDR vom 28. Juni 1984, Präambel.

pen und wählt weitere geeignete Arbeits- und Organisationsformen“.³

Wie es von dem einen zum anderen gekommen ist, was es für Alternativen gab, das werden wir jetzt miteinander besprechen. Und Sie werden immer wieder eingestreut Interviews mit Zeitzeugen sehen. Die Reihe der Interviews beginnt mit einem Mitglied der AdW DDR, das zu den zwölf Mitgliedern dieser Einrichtung gehört, die dann in die BBAW als Gründungsmitglieder zugewählt wurden. Es handelt sich um den ersten Sekretar der geisteswissenschaftlichen Klasse der BBAW und ihren zeitweiligen Vizepräsidenten, den Linguisten Manfred Bierwisch.

Gespräch Markschieß / Bierwisch:

Christoph Markschieß: Sie waren ja schon Mitglied der DDR-Akademie. Wie hat die DDR-Akademie die Umwälzungen 1989/1990 erlebt? Wurde innerhalb der DDR-Akademie über Reformen im Staat gesprochen 1989?

Manfred Bierwisch: Da muss ich zwei Ebenen unterscheiden. Ich war auch an der Akademie angestellt. Das war nicht die Mitgliedschaft. Angestellt war ich von Anfang meiner Laufbahn an. Ich habe nach der Uni an der Akademie als Assistent angefangen. Und das ging kontinuierlich weiter. Daran hat sich auch zunächst nichts geändert. Erst als die Akademie insgesamt umstrukturiert wurde, änderte sich das. Als Akademiemitglied war ich ganz rezent. Ich war ja lange Zeit zunächst mal ein bisschen persona non grata, mit einer schlechten Vergangenheit und Hypotheken, die abgetragen werden mussten. Das änderte sich so schrittweise, wie sich insgesamt das Klima änderte. Und in der letzten Periode war ich dann korrespondierendes Mitglied. Wirklich Vollmitglied wurde ich erst nach dem Umbruch.

Christoph Markschieß: Waren Sie überrascht, korrespondierendes Mitglied zu werden? Oder haben Sie das vorher schon geahnt, vielleicht weil so viel Entspannung unter Honecker war?

Manfred Bierwisch: Dass das in der Luft lag, kann man nicht sagen. Es war einfach überall zu spüren. Da könnte ich gerade umgekehrt sagen, ich war ein bisschen überrascht, wie lange es gedauert hat. Also dass es mit

3 Online verfügbar unter: https://www.bbaw.de/files-bbaw/die-akademie/dokumente/AKTUELL_Staatsvertrag_2011-12-01.pdf. (letzter Zugriff 4. Dezember 2023).

der DDR anders würde, das war auf jeden Fall schon erkennbar. Dass es zu Ende gehen würde, das war nicht so ohne Weiteres zu erwarten.

Christoph Markschies: Haben Sie geglaubt, dass man die DDR-Akademie im Prozess der Wiedervereinigung reformieren kann? Haben Sie an Selbsterneuerung geglaubt?

Manfred Bierwisch: Es war klar, dass die Akademie, wie alle Institutionen in den sozialistischen Ländern – das war nicht nur in der DDR so –, kontaminiert war. Ob und wie weit man da Korrekturen anbringen konnte, das war zunächst noch gar nicht thematisiert. Das, was dann nach der Vereinigung der zuständige Senator Erhardt gemacht hat, das war eigentlich die weiseste Lösung. Wenn man da alle 120 oder wie viele Mitglieder hätte durchbuchstabieren und Rechtfertigungen zuwege bringen müssen, das wäre wahnsinnig mühsam gewesen.

Christoph Markschies: Wenn wir uns ein bisschen ansehen, wie die Gruppe, der Sie angehört haben, sich mit Christian Meier die Akademie überlegt hat: Hatten Sie Vorbilder?

Manfred Bierwisch: Nachdem der Senator beschlossen hat, dass die Akademie nicht einfach weitergeführt sondern rekonstituiert würde, war diese Gruppe gebildet worden. Und die war dann zunächst mal, was die Ideen, Vorstellungen betraf, relativ autonom und ohne Vorgaben. Das, worauf es hinausgelaufen ist, war nicht vorgezeichnet. Natürlich gab es Gespräche und Überlegungen und dergleichen, aber nicht im Sinn eines zu erfüllenden Programms.

Christoph Markschies: Sind zu wenige Menschen aus dem Osten Gründungsmitglieder gewesen?

Manfred Bierwisch: Ich glaube eigentlich nicht. Also ich kann nicht beurteilen, wie das in der Biologie oder Musik ausgesehen hat. Aber in dem Bereich, zu dem ich einen Überblick oder mindestens eine Ahnung hatte, da, muss ich sagen, ist keine Krampfhandlung zustande gekommen. Das ging relativ neutral und konsensbildend vor sich.

Christoph Markschies: Ist denn alles das, was Sie 1993 für die neue Akademie erhofften, eingetreten? Oder hat es auch Dinge gegeben, die Sie erhofft haben und die nicht passiert sind?



Manfred Bierwisch: Also da ich an dieser Bastelakademie beteiligt war, weiß ich, was für Erwägungen und Erwartungen da im Raum standen. Und von denen ist kaum etwas übriggeblieben. Nun muss ich sagen: Ob und in welcher Weise das wirklich machbar gewesen wäre, das ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Ich kann nur sagen, dass aus der Vorstellung von dem, was wir mit der Arbeitsakademie im Sinn hatten, in die Neugründungsphase nichts eingegangen ist. Dass die Akademie einen geistigen Horizont geben sollte, in dem die einzelnen Projekte eine Art Anknüpfung haben – das ist so nicht zustande gekommen. Und nun ist ja auch klar, dass, was als funktionierende Einheiten geblieben und wirksam geworden sind, das waren auch die tradierten Strukturen und Kapazitäten.

.....

Christoph Markschies: So weit ein Interview mit Manfred Bierwisch. Einzelne Dinge daraus wird man sicher nicht so schnell vergessen: den schönen Ausdruck „Bastelakademie“ über die Gründungsphase. Ich darf jetzt sehr herzlich zwei ehemalige Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften der DDR auf die Bühne bitten, nämlich aus dem Bereich der Geisteswissenschaften, beziehungsweise der Gesellschaftswissenschaften müsste man in der damaligen Terminologie sagen, Klaus Hallof. Und Joachim Sauer, aus dem Bereich der Naturwissenschaften.

Ich erlaube mir, die beiden ganz, ganz kurz vorzustellen. Klaus Hallof war an der AdW seit 1983 beschäftigt in dem Unternehmen, das heute wieder *Inscriptiones Graecae* heißt, die traditionsreichen griechischen Inschriften. Die waren damals in einem Institut der Akademie mit anderen Unternehmungen zusammengefasst, dem Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie (ZIAGA). Sie müssen uns erzählen, lieber Herr Hallof, wie das in diesem Institut funktionierte. Sie sind nach der deutschen Wiedervereinigung nicht nur Leiter der Arbeitsstelle gewesen und ganz frisch pensioniert; Ihr Nachfolger, Herr Prignitz, sitzt unter uns. Sie haben, das kann man vielleicht aus vielen eigentlich berichtenswerten Punkten noch hervorheben, zum Dank für eine große Menge von griechischen Inschriften, die Sie und ihre Arbeitsstelle ediert haben, für Ihr Unternehmen die Goldmedaille der Athener Akademie in Empfang genommen.

Joachim Sauer verbindet man vielleicht nicht unbedingt mit der AdW. Gleichzeitig mit dem Abitur Facharbeiterbrief als Chemielaborant im Braunkohlenkombinat Lauchhammer. Dann ein Student der Humboldt-Universität von 1967 bis 1972 und wurde 1974 dort promoviert. Und, lieber Herr Sauer, Sie waren von 1977 bis 1991 am

Zentralinstitut für Physikalische Chemie der AdW in Berlin-Adlershof tätig. Dass Sie inzwischen viel geehrt sind, auch ein Emeritus und sich gerade in den USA befinden, sei knapp noch angemerkt. Darf ich Ihnen beiden als Allererstes die Frage stellen: Herr Sauer, wussten Sie, dass die Akademie auch griechische Inschriften ediert? Und Klaus Hallof würde ich gern fragen: Wussten Sie etwas vom Forschungsprogramm der Chemie in Adlershof? Kannten Sie einander? Gab es Gelegenheiten, wo man sich hätte kennenlernen können? Vielleicht, Herr Sauer, fangen wir mit Ihnen an.

Joachim Sauer: Ich will erst noch einmal daran erinnern, dass die AdW nach sowjetischem Vorbild strukturiert war. Es gab die Gelehrtenengesellschaft, so wie wir heute die BBAW kennen, und es gab die außeruniversitären Forschungsinstitute. Ursprünglich war es auch in der Sowjetunion so, ähnlich wie in der Kaiser-Wilhelm- und der Max-Planck-Gesellschaft, dass man einzelnen herausragenden Wissenschaftlern Bedingungen bieten wollte, in denen sie ihre Ideen optimal entwickeln konnten. Ich war Mitarbeiter an einem der später gebildeten Zentralinstitute. Ich wusste zwar, dass die Akademie auch diese anderen, geisteswissenschaftlichen Institute hatte, aber ich kannte die einzelnen Personen nicht. Nur in den letzten Jahren trat der Kollege Bierwisch ins Bewusstsein, weil unsere „Karrierewege“ in der Gorbatschow-Ära doch einige Gemeinsamkeiten aufwiesen.

Christoph Markschies: Lieber Herr Hallof, kannten Sie irgendwen aus den Akademie-Instituten in Adlershof? Haben Sie diese Broschüren, in denen die Institute der AdW vorgestellt wurden, angesehen und das vor Ort nachverfolgt? Oder hat Sie das weniger interessiert?

Klaus Hallof: Also ich hätte Herrn Sauer kennen können, denn in Adlershof fand die marxistisch-leninistische Weiterbildung der Akademie statt, genannt MALE WEIBL, und das immer einmal im Monat freitags. Wir hofften immer, dass sie um 14 Uhr fertig ist, damit wir den Zug noch bekommen könnten. Und wenn Herr Sauer in diesem Gebäude tätig war, das damals vielleicht hundert Meter vom Adlershofer Bahnhof entfernt stand, dann hätten wir uns begegnen können. Also ich wusste natürlich, dass in Adlershof diese Institute sind, und wusste auch ungefähr, was da geforscht wird.

Christoph Markschies: Sie selber waren ja nicht, wie am Schluss, Leiter eines unabhängigen oder vergleichsweise unabhängigen Unternehmens zur Edition von griechischen Inschriften, sondern Sie waren Teil des ZIAGA, in dem diese Vorhaben eine relativ marginale Rolle gegenüber Gemeinschaftsprojekten im Sinne einer marxistisch-leninistischen Deutung der Geschichte der alten Welt hatten. Ich würde Sie jetzt beide gern noch mal

fragen: Welche Rolle hat die Vorstellung von der DDR-Akademie als einer Akademie in einem sozialistischen Staat in der Alltagsarbeit gespielt? Ich fange mit Ihnen, Herr Hallof, an. Konnten Sie Inschriften aus Samos edieren oder mussten Sie Kapitel zur Entwicklung der antiken Klassengesellschaft schreiben?

Klaus Hallof: Beides. Es gab einen zentralen Plan, da musste man mitarbeiten. Das hat man irgendwie so getan, wie man es halt tut. Ich will vielleicht eine Anekdote erzählen. Ich kenne diesen Raum vom September 1983, da war nämlich Plandiskussion. Das war am 23. September. Der Raum war dunkel vertäfelt. Hier stand ein besonders hässlicher Karl Marx. Den haben Sie hoffentlich nicht mehr.

Christoph Markschies: Doch, den gibt es im Keller noch.

Klaus Hallof: Okay.

Christoph Markschies: Ich habe bei einem Besuch in einem Museum in Thüringen einmal erlebt, dass die Museumsdirektorin angesichts einer solchen magazinierten DDR-Hinterlassenschaft sagte: „Man weiß ja nie, wozu man den noch mal brauchen kann.“

Klaus Hallof: Okay. Aber der war hässlich. Wir kamen durch die Tür hier hinten rein. Und mein Lehrer, Reinhard Koerner, einer dieser integren Leute, die man brauchte als junger Mann, zog mich in die hinterste Reihe und sagte: „Da kann man besser schlafen. Nach einer Stunde musst du aufpassen, da kommen die Inscriptioes Graecae dran. Und das war auch so, das war die 66. oder 67. Position in dem Plan des Instituts. Das hatte zunächst einen Z-Plan, das waren die zentralen Aufgaben der Akademie. Da war Marx/Engels, diese Ausgabe, jene Ausgabe. Dann kamen Institutsprojekte, Klassenkampf, Rolle der Volksmassen in der vorkapitalistischen Gesellschaft. Und dann ging das runter, bis zu den Inscriptioes Graecae. Herr Markschies sagte, wir hätten nichts zu feiern, aber ich glaube, heute auf den Tag vor 208 Jahren hat König Friedrich Wilhelm III. durch seinen Minister Geld für das griechische Inschriftenwerk genehmigt und damit ein Forschungsprofil geschaffen, das damals absolut innovativ war: die geisteswissenschaftliche Großforschung. Und vor mir, jetzt kommt also die



letzte Pointe, wir waren bei Position 66 oder 65: Handtrouwebratzen, die ein Kollege, der etwas näher an der Akademieleitung stand, bearbeiten sollte. Wissen Sie, was Handtrouwebratzen sind? Das sind Gürtelschnallen aus dem Mittelalter, die zwei Hände haben, die sich umfassen. Diese Handtrouwebratzen haben mir dann noch eine Parteirüge eingebracht, weil ich das Parteiabzeichen mal als Handtrouwebratzen bezeichnete. Das fand ich als Vermerkt in meiner Kaderakte. Das war also ungefähr der Stand des ältesten Unternehmen: Es kam als Position irgendwo zwischen einem eher weniger interessanten und einem an Materialschwäche leidenden.

Christoph Markschies: Lieber Herr Sauer, wir haben heute Nachmittag ein wenig darüber gestritten, ob Naturwissenschaften ideologieresistenter als Geisteswissenschaften sind. Und ich ahne, wie Sie votieren. Aber ich würde Sie trotzdem gern fragen: Eine sozialistische Akademie in einem sozialistischen Staat, ist das auf die Chemie durchgeschlagen oder konnten Sie an Ihrem Schreibtisch Chemie so betreiben, als ob Sie in Belgien oder in Südfrankreich saßen? Gab es Versuche ideologischer Einflussnahme auf die Chemie? Wie sind Sie damit umgegangen?

Joachim Sauer: Diese Zeit war vorbei. Wir kennen das aus den Fünfzigerjahren, als ausgehend von der Sowjetunion direkt Einfluss genommen wurde auf bestimmte wissenschaftliche Erkenntnisse und Modelle, die als vom Klassenfeind in die hehre sozialistische Gesellschaft eingepflanzt betrachtet wurden. Das war eine bittere Zeit, die ich nicht erleben musste. Zu meiner Zeit wurde die Wissenschaft als Produktivkraft verstanden. Es gab teilweise auch, wie im Sport, die Ambition zur Weltspitze

zu gehören oder auch zu „überholen ohne einzuholen“, wie es hieß. Solange keine politischen Vorbehalte gegen einzelne Personen bestanden, die dann – so wie ich – nicht reisen durften, gab es durchaus Interesse am internationalen Austausch.

Als ich in die Akademie kam, waren die Forschungsmöglichkeiten und die materielle Ausstattung für den einzelnen Forscher und für das Institut viel besser als an der Universität. Dort hätte ich auch als wissenschaftlicher Mitarbeiter kein weiteres Fortkommen gehabt. Ich habe mich deshalb entschlossen, in die Akademie zu gehen, obwohl ich dort – in administrativer Hinsicht – natürlich auch keine Karriereaussichten hatte.

Ich hatte eine klare Idee, was ich machen wollte, und wurde dabei vom Institutsdirektor unterstützt, obwohl die gesamte Forschung in dem Institut stark formalisiert war, wie man das vielleicht heute kennt, wenn man ein BMBF-Projekt hat. Da gab es sogenannte G-Stufen, Grundlagenforschung 1 bis 4. Das sollte dann in Anwendungsforschung überführt werden, und da gab es auch A1 bis 4. An einem bestimmten Punkt wurde ich Teil eines solchen G-Stufen-Forschungsprogramms, was mir aber durchaus recht war, denn ich habe als Quantenchemiker, der Computer benutzt, immer gern mit Experimentatoren zusammengearbeitet. Und das war auch der Rahmen für materielle Unterstützung in Zusammenarbeit mit der Industrie. Ich habe damals von den Leuna-Werken Walter Ulbricht für Katalysatorforschung einen PC bekommen, teilweise illegal über das Imperium von Schalck-Golodkowski importiert, der mir viel genutzt hat. Das war allerdings dann schon in der Gorbatschow-Zeit. Also institutionell war natürlich alles durchorganisiert, aber individuell gab es durchaus wissenschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten.

Christoph Markschies: Herr Hallof, haben Sie die Arbeit an den Inschriften mehr in der Freizeit gemacht und heimlich? Denn so war das ja bei einzelnen der geisteswissenschaftlichen Unternehmungen, wenn ich recht orientiert bin. Oder hatten Sie, wie Joachim Sauer, gewisse Entfaltungsmöglichkeiten und Freiräume? Denn Sie haben die Arbeit an den Inschriften doch als Ihr Eigenes empfunden.

Klaus Hallof: Na ja, das Erste, was Herr Sauer schon gesagt hat: Ich hatte nicht an der Uni bleiben können, weil ich nicht in die Partei wollte. Und da blieb die Akademie dann irgendwie als Auffangbecken übrig. Dort wurde mir bedeutet, dass man die Inscriptiones Graecae ein bisschen dilatorisch behandeln wolle, aber es gingen eben Devisen und Kollegen aus dem Westen dran, und deswegen konnte man das nicht einfach einstellen. Ich durfte daran neben meiner Dissertation arbeiten.

Aber es war eine reine Redaktionsarbeit, denn das, was wir nicht hatten, war eben die Möglichkeit, nach Griechenland zu reisen und selbst Inschriften aufzunehmen.

Christoph Markschies: Lieber Herr Sauer, 1989 wird ja unübersehbar deutlich, dass sich vermutlich vieles, wenn nicht alles ändern wird. Haben Sie einer reformierten AdW Kredit gegeben oder hatten Sie relativ früh die Vorstellung, dass alles komplett nach dem Modell der Max-Planck-Gesellschaft reorganisiert werden muss? Sie sind relativ schnell auch außerhalb des deutschen Raums tätig gewesen für eine längere Zeit. Aber haben Sie am Anfang gedacht: Wir reformieren jetzt einfach das Ganze? Oder haben Sie relativ schnell gemerkt, dass dieses System der Übernahme der Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nach sowjetischem Vorbild eine institutionelle Sackgasse ist? Erzählen Sie ein wenig von 1989.

Joachim Sauer: Ich will erst mal vorausschicken, dass ich immer der Meinung war, dass dieses System, in dem ich lebte, nicht für immer existieren könne. Ich habe allerdings nicht zu hoffen gewagt, dass es zu meinen Lebzeiten so schnell zu einem Ende kommt. Ich habe in einem Interview schon mal gesagt: Der Fall der Mauer war das größte Glück in meinem Leben. Ich war damals 40 und habe noch alle Möglichkeiten nutzen können. Ich bin dafür in der Presse kritisiert worden, denn ich hätte sagen sollen: Das größte Glück in meinem Leben war, als ich meine Ehefrau getroffen habe. Das Glück hat, wie man daran sieht, viele Dimensionen. Aber hier spielt das Glück des Mauerfalls eine Rolle. Ich habe die Akademie nicht für reformierbar gehalten. Ich habe sehr schnell, als nach dem Fall der Mauer dann auch Gespräche auf verschiedenen Ebenen stattfanden – ich kannte ja auch eine ganze Reihe von Fachkollegen im Ausland und insbesondere auch in Westdeutschland – ein zweiseitiges Papier verfasst, in dem klar stand: Die Akademie, so, wie sie ist, gehört aufgelöst, weil man nur durch Auflösung das Drittel von Personen loswird, das das zweite Drittel an der Arbeit hindert. Das dritte Drittel war in die innere Emigration gegangen. Insbesondere die Personen, die in den Knoten der Strukturen saßen und die diese wissenschaftsfeindliche Struktur ausgeprägt haben, ist man nur so losgeworden. Insofern war ich immer dafür, dass diese Struktur aufgelöst wird. Ich hatte bei meinen langjährigen Kontakten die westdeutsche Wissenschaftslandschaft und -kultur als ausgesprochen leistungseffizient kennengelernt und hatte also kein anderes Ziel, als das auch im Osten zu implementieren.

Christoph Markschies: Lieber Herr Hallof, wie haben sich für Sie diese Monate des Jahres 1989 dargestellt? Ich habe in der letzten Zeit viele Gespräche geführt und



manche Menschen im Hause gefragt: Waren Sie eigentlich bei der Demonstration der Akademiemitglieder vor dem Konzerthaus im Rahmen der Demonstrationen im Jahre 1989? Und da haben mir Einzelne doch geantwortet: „Da gab es eine Demonstration?“ Woraus relativ deutlich wird: Weltwahrnehmungen sind sehr unterschiedlich. Wie hat Klaus Hallof 1989 wahrgenommen? Haben Sie Hoffnungen auf eine Reform der Akademie gesetzt? Oder dachten Sie, dass Sie mit den Inschriften doch wieder an die Universität gehen?

Klaus Hallof: Nein, non reformanda. Das stand für uns junge Leute fest. Und das wurde zementiert dadurch, dass sich nach der Wahl von de Maizière die damaligen Amtsinhaber demokratisch legitimieren mussten. Und nach einer gruseligen Veranstaltung waren sie alle wieder da. Wir haben die nicht losgekriegt. Und dann war klar, das wird nichts. Wir waren zu jung. Wir haben gesagt: „Das geht so nicht.“ „Ja, ihr Jungen, ihr wisst ja noch gar nichts von der Welt. Wir haben schon den Übergang von 1945 erlebt, und wir brauchen die Alten.“ Also die haben wir nicht losbekommen. Unser Narrativ war ein bisschen anders. Aber das ist jetzt eine Besonderheit. Wir hatten ja diese alten Unternehmen der Preußischen Akademie. Also meines ist ja eines von vielen, das älteste. Und unser Narrativ war: Wir müssen diese Unternehmen retten für die Periode der Wissenschaftsfreiheit im wiedervereinigten Deutschland. Das war unser Ziel, das wollten wir.

Christoph Marksches: Sie haben ja relativ bald einen großen Erfolg erzielt: Am Nachmittag sind schon ver-

schiedene Wissenschaftsratsgutachten hochgehalten worden. Das Gutachten zur Evaluierung der geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Institute der Akademie der Wissenschaften der DDR von 1991 hat zu Beginn einen Teil, in dem diese einzelnen Akademievorhaben behandelt werden. Und da habe ich bei der Lektüre den wunderbaren Satz gefunden: Diese Unternehmen sind aus Sicht des Wissenschaftsrats zeitlich nicht abschließbar. Das ist, so denke ich, ein wichtiger Satz, den wir über den heutigen Abend hinaus gelegentlich verwenden können.

Wie haben Sie das erlebt, was dann passierte? Würden Sie sagen, dass es ein Erfolg war? Ist es Ihnen gelungen, so wie Sie das gerade beschrieben haben, diese sehr besondere Art von geisteswissenschaftlicher Forschung in ein gänzlich anderes Wissenschaftssystem hinein zu transferieren?

Klaus Hallof: Wir sind natürlich nicht gefragt worden, aber ich bekam Ende 1991 von Christian Meier den Anruf, dass die drei, vier, fünf preußischen Unternehmen auf der neuen Liste sitzen. Das war wichtig, damit keine Fluktuation stattfindet, denn wir wurden ja alle am 31.12. aus der Akademie entlassen und wurden dann in diese Koordinierungs- und Abwicklungsinitiative überführt. Das war die erste Bewerbung auf meine eigene Stelle. Ich musste mich noch zweimal auf meine eigene Stelle bewerben und bin jeweils evaluiert worden. Das war schon absurd. Aber es war eine Perspektive da, die uns dann geholfen hat, durchzuhalten. Denn es waren wilde Zeiten, das muss man sagen.

Christoph Markschies: Lieber Herr Sauer, wir müssen unglücklicherweise auch mit diesem Abschnitt unserer heutigen Veranstaltung schon wieder fast zum Ende kommen. Ich wollte nur aus der letzten Runde noch einmal berichten, dass wir uns dort über die Formulierung aus dem Kamingsgespräch im Juni 1990 unterhalten haben, dass man das ostdeutsche in das westdeutsche System „einpassen“ müsse. Und eben beim Abendessen vor unserer Veranstaltung stellte sich in einem Gespräch zwischen dem damaligen Vorsitzenden des Wissenschaftsrats, Dieter Simon, und seinem damaligen Mitarbeiter, Wilhelm Krull, heraus, dass Wilhelm Krull der Urheber jenes Ausdrucks „einpassen“ ist. Gemeint war aber damit nicht, das DDR-System einfach in das westdeutsche System, so wie es damals war, einzupassen, sondern in ein evaluiertes und dann verändertes System. Also nicht einfach ein Einfügen, sondern ein Einpassen in ein verändertes System. Lieber Herr Sauer, Sie sind ja dann ganz lange doch immer wieder nach Adlershof gefahren und in das Hauptgebäude der Akademie gegangen, in der ursprünglich die Verwaltung der AdW war, dann als Professor der Humboldt-Universität und Mitglied der BBAW. Ich wollte Sie fragen: Haben Sie gelegentlich Déjà-vu-Erlebnisse in Adlershof oder im Hauptgebäude, im Sinne von: Gott sei Dank, dass das alles untergegangen ist? Oder haben diese beiden Phasen des Lebens nichts miteinander zu tun und das ist völlig vergessen?

Joachim Sauer: Na ja, an manches erinnert man sich schon, insbesondere, wenn man den Paternoster benutzt und an der Etage vorbeikommt, wo die SED-Kreisleitung beheimatet war. Oder wenn man dorthin aus Adlershof fuhr, dann fuhr man eben immer wegen Unannehmlichkeiten hin. Man brauchte eine Reisegenehmigung auch in sozialistische Länder, man musste dort seinen Pass abholen und wieder abgeben. Das war negativ besetzt. Einmal habe ich auch an einer Akademie-sitzung teilgenommen, mit einem wissenschaftlichen Beitrag zu meiner Forschungsthematik. Die war soziologisch höchst interessant. Der von mir fachlich geschätzte Lothar Kolditz, Chemiker, der dann Vorsitzender des Nationalrats der Nationalen Front war und deshalb nach der Einheit als keine positive Person gesehen wurde, hat da erst mal seine letzte Publikation redigiert, dann hat er den Kopf auf die Arme gelegt und den Rest geschlafen. Das war schon eindrücklich. Ansonsten wurde dort wissenschaftlich interessant diskutiert. Es war ja nicht so, dass dort nur Leute wegen des Parteibuchs reingekommen sind, sondern da waren schon auch Personen, die ich wissenschaftlich sehr hoch geschätzt habe.

Christoph Markschies: Wenn Ihr Lebensweg anders verlaufen wäre und Sie zu denen gehört hätten, die im Jahre 1989 den Weg für kürzere oder längere Zeit aus der Wissenschaft in die Politik gegangen wären, hätten

Sie aus heutiger Perspektive Entscheidungen anders getroffen bei der Einpassung des Wissenschaftssystems der ehemaligen DDR? Oder blicken Sie zurück und sagen: Unter den damaligen Umständen ist gut und richtig gehandelt worden?

Joachim Sauer: Ich beginne mal mit der Vorbemerkung, dass oft ja gesagt wurde, das sei eine Übernahme gewesen und uns seien die Strukturen übergestülpt worden, es hätte also einen Konflikt zwischen Ost und West gegeben. Meine Antwort ist: Es war ein Ost-Ost-Konflikt. Ich gehöre zu denen, die sagen, diese strukturellen Übergänge waren notwendig. Wenn man sich das heute anguckt, sind leistungsfähige Strukturen entstanden. Insofern war das institutionell und strukturell alles richtig. Die blühenden Landschaften sind da. Wenn Sie heute nach Adlershof gehen, arbeiten dort viel mehr Menschen, als zu DDR-Zeiten dort gearbeitet haben. Wenn Sie jetzt fragen: Ist dieser Übergang jeder einzelnen Person gerecht geworden, dann muss man sagen: Leider nein. Da gibt es unterschiedliche Personengruppen. Für manche empfinde ich eigentlich wenig Mitgefühl, aber die, für die es mir leidtut, sind die, die nicht so wie ich 40 waren, sondern vielleicht 55 oder 60, die in ihrem Leben sehr gute Wissenschaftler waren, die politisch unabhängig waren, die die deutsche Einheit freudig begrüßt haben und die dann vor einer sehr schwierigen Situation standen. Denen sind wir vielleicht als Person nicht gerecht geworden.

Christoph Markschies: Lieber Herr Hallof, nun die Frage an Sie: Wenn Sie zurückblicken auf den Übergang von Griechische Inschriften im ZIAGA zu Griechische Inschriften in der BBAW, wie schauen Sie auf diese Entwicklung zurück?

Klaus Hallof: Ich bin natürlich zufrieden. Ich war 32, mein Leben fällt also genau in zwei Hälften, vorwiegend und nachwendig. Bei der Wiedervereinigung bin ich zwar nicht nach etwas gefragt worden, aber ich hatte dann genug Zeit zur Forschung. Ich will das mal auf den Punkt bringen: Die Akademie wollte meinen Kopf, den hat sie bekommen, aber meine Erfahrung wollte sie nicht. Ich hätte mehr geben können, wenn die Akademie mehr gewollt hätte.

Christoph Markschies: Wir kennen uns schon lange, ich weiß, was Sie meinen. Aber ich glaube, Sie müssen für das Publikum noch ein bisschen erklären, was bedeutet das mit der Erfahrung, die die Akademie nicht wollte.

Klaus Hallof: Nur zwei Punkte und ganz pauschal. Ich finde die Abschaffung der Institute einen Fehler. Wir hatten Institutserfahrung. Die Akademie-Institute hätten in einer anderen Form transformiert werden können.

Das war das Erste. Und ich finde zweitens, die Grenze zwischen Akademiemitgliedern und Akademiemitarbeitern ist so dichtgemacht worden und ist so dicht, dass es einer modernen Akademie nicht gut zu Gesicht steht. Das einzige Mal, dass ich eine Akademie-Plenarsitzung gesehen habe, war in Athen, als ich die goldene Medaille abgeholt habe. Meine eigene Akademie hat mir diese Gelegenheit nicht gegeben.

Christoph Markschies: Vielen, vielen Dank. Das ist, glaube ich, etwas – sowohl das, Herr Sauer, was Sie gesagt haben, als auch das, Herr Hallof, was Sie gesagt haben –, das wir nicht nur im Rückblick auf die Vergangenheit mitnehmen dürfen, sondern auch im Vorausblick auf die Zukunft der Akademie beherzigen sollten. Ich möchte mich bei Ihnen sehr, sehr herzlich bedanken.

Jetzt wird uns ein weiteres Interview eingespielt, mit Christian Meier, der übrigens, genauso wie Manfred Bierwisch, unter uns ist. Ganz, ganz herzlich willkommen Ihnen beiden!

.....

Gespräch Markschies / Meier:

Christoph Markschies: Sie haben so schön gesagt: Das war konstruieren einer Einrichtung auf einer Tabula rasa. Jetzt waren Sie ja nicht von den westdeutschen Akademien delegiert oder geprägt und haben noch eine vergleichsweise westdeutsche Akademie gegründet. Woher haben Sie Ihre Ideen genommen?

Christian Meier: Ich wusste über Akademien eigentlich nicht Bescheid. Ich war nie Mitglied einer Akademie, und das hat mich auch nicht sonderlich interessiert. Dann kam dieser Auftrag, und dann musste ich mich orientieren. Und dann habe ich mit verschiedenen Leuten geredet. Da ist mir diese Idee gekommen, dass man eine Altersgrenze setzt und auf diese Weise nicht nur alte Männer in die Akademie bringt und dergleichen. Also ich bin da quasi reingeschlittert. Aber da ich nun mal übernommen hatte, habe ich mich bemüht, es so gut wie möglich zu machen, soweit es in meinen Kräften stand.

Christoph Markschies: Es gab ja eine Wahlkommission. Wie ist es denn aus dem Gründungsausschuss zur Wahlkommission gekommen? Warum haben Sie nicht selber gewählt?

Christian Meier: Dazu waren wir nicht bestellt und vielleicht auch nicht in der Lage. Ich habe mir damals ein Beispiel an einer Senatsreform genommen, wenn man das so nennen darf, die Augustus vorgenommen hat. Der Senat war in den Bürgerkriegen zu groß geworden, 900 Mitglieder, in der alten Republik waren es 300, und er musste irgendwie sehen, ihn kleiner zu machen. Da hat er ein sehr merkwürdiges Verfahren gefunden. Er hat zunächst mal einige Senatoren beauftragt, weitere Senatoren zu ernennen oder genau gesagt vorzuschlagen. Daraus hat er dann einen erlost, und der hat dann seinerseits Vorschläge gemacht, und dann ist wieder gelost worden, so dass eine ganze Kette von Verfahren vorgenommen wurde, wodurch klar war, er hat es selber nicht beeinflusst, sondern er hat die Sache laufen lassen, und sie ist quasi anonym und oder eben immer wieder durch das Los geregelt worden. Auf diese Weise hat er den Senat neu zusammengesetzt. Daraus habe ich entnommen: Wir müssen ein Gremium haben, das nicht interessiert ist und das repräsentativ ist. Und das waren eben der Leiter der Forschungsgemeinschaft und dann Akademiepräsidenten anderer Akademien und dergleichen mehr. So haben wir zwar nicht durch Losverfahren, aber immerhin, indem wir da eine Reihe von Leuten zusammengesetzt haben, eine Kommission bilden können, die eine überzeugende Arbeit geleistet hat.

Christoph Markschies: Wenn Sie auf die BBAW schauen, deren Mitglied Sie geworden sind und in der Sie sich immer wieder engagiert haben, ist die so geworden, wie Sie es sich vorgestellt haben?

Christian Meier: Das weiß ich nicht. Aber jedenfalls hat sie ja ganz gut angefangen. Ich würde sagen, die ersten Sitzungen einerseits in der Klasse, andererseits in verschiedenen Kommissionen haben eigentlich gut funktioniert. Ich habe auch verschiedentlich mein Votum abgegeben, und es ist auch im Allgemeinen angenommen worden.



Christoph Markschies: Lieber Herr Nettelbeck, wenn ich an Sie denke, kommt mir immer das Wort, das Sie mit besonderer Freude zur Selbstbeschreibung verwenden, in den Sinn: der Verwalter. Ein Verwalter waren Sie, ein Gärtner. Diese Arbeit drängt sich meist nicht in den Vordergrund. Die politischen Entscheider sagen ja immer: Ich ziehe Konsequenzen aus einer Situation, ich schaffe ein Programm, ich finanziere ein Projekt. Damit kann man dann an die Öffentlichkeit treten. Ihre pointierte Selbstbeschreibung als „Verwalter“ war für uns der Grund, heute den Verwalter einmal aus dem Schatten in die Öffentlichkeit zu holen und Sie zu bitten, Ihre Sicht auf die Gründung der BBAW vorzutragen. Sie haben Rechtswissenschaften und Soziologie in Freiburg im Breisgau und in Berlin studiert, waren Verwaltungsleiter der Fachhochschule für Wirtschaft in Berlin, haben, dabei tief von Frankreich geprägt, 1978 / 1979 zur Berufung von Hochschullehrern in der Bundesrepublik und in Frankreich promoviert und sind von 1981 bis 2012 der erste Sekretar des neu gegründeten Wissenschaftskollegs zu Berlin gewesen. Ich darf Sie um Ihre Ausführungen bitten.

**Joachim Nettelbeck: Ein verschüttetes Motiv.
Zur Entstehung der BBAW**

Lassen Sie mich über ein Motiv bei der Gründung der BBAW sprechen, das mir noch heute bedeutsam erscheint, aber damals neben all den organisatorischen Problemen schnell in den Hintergrund getreten ist: über den Versuch, zu einem respektvollen Ausgleich zwischen den Mitgliedern der Akademien im Osten und im Westen der Stadt zu kommen. Warum ist dieses Motiv so schnell in den Hintergrund getreten – auf der westlichen Seite? Auf der östlichen ist vielfach beklagt worden, dass das, was sie als „Wissenschaftsunion“ bezeichnet haben, nicht zustande gekommen ist. Die Erbitterung über die „Neukonstituierung“ der Leibniz’schen Akademie durch die BBAW kann man in den Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät nachlesen, dem Verein, der später von den enttäuschten ehemaligen Mitgliedern der AdW gebildet wurde. In der Zeit von 1994 bis 2019 habe ich elf Artikel dazu gefunden; im Band 81 von 2005 ging es ausschließlich darum; beinahe 30 Jahre später war die Verletzung noch nicht vergessen. Dies als Gejammer von



Nostalgikern abzutun, scheint mir zu einfach. An diesem wohldokumentierten Vorgang lässt sich, auch wenn er nur einen kleinen, in der DDR privilegierten Kreis von Personen betraf, nachvollziehen, wie es zu den bis heute nachwirkenden Verletzungen gekommen ist, obgleich die Beteiligten sich um einen fairen Ausgleich zwischen Ost und West bemüht haben.

Apropos Zeitzeuge: Für einen Verwalter, der ich mit Leidenschaft war, eigentlich eine unpassende Rolle. Er waltet für andere und tritt so wenig wie möglich in Erscheinung. Deshalb werden Sie von mir wenig Persönliches hören, nur zu Beginn mache ich eine Ausnahme.

Es war im Sommer 1990. Die Fellows des Wissenschaftskollegs waren schon am Abreisen. Da rief mich Jochen Stoehr, der damals für Forschung Verantwortliche in der Senatsverwaltung, an. Er sei etwas ratlos, was mit den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften der DDR geschehen solle. Sie bedrängten ihn mit der Frage, wie das Land Berlin die Gelehrtensozietät zu gestalten gedenke. Nach den Verhandlungen zum Einigungsvertrag zwischen den Ministern Riesenhuber und Terpe stehe nun fest, dass die Akademie Ost aufgelöst würde. Nur die Gelehrtensozietät solle weiterbestehen. Über das Wie müsse das Land entscheiden.

Damals fühlten wir Verwalter uns, unabhängig von unserer Zuständigkeit, aufgefordert, Jochen Stoehr bei seiner Aufgabe zu helfen. Sie war kaum zu bewältigen; denn Berlin war das einzige Bundesland, das Ost und West in sich zu vereinigen hatte, also auch die Forschung. Ich schlug ein Gespräch mit Wolf Lepenies vor, dem damaligen Rektor des Wissenschaftskollegs. Er war ein engagiertes Mitglied der Akademie West. So trafen wir uns im Juli 1990 im ruhigen Grunewald und nahmen uns Zeit zum Nachdenken. Nach einer kurzen Diskussion der Alternativen sprach sich Wolf Lepenies für eine Neugründung aus. Alle Mitglieder der Akademien Ost und West sollten zurücktreten und den Weg für einen Neuanfang freimachen. Nach all den Auseinandersetzungen um beide Akademien waren wir uns jedenfalls einig, dass eine Lösung zu suchen war, die beide Seiten als fair betrachten konnten. Fair hieß dabei mehr als rechtmäßig. Fair müsste sich in einem Verfahren ausdrücken, das beide Seiten gleichermaßen zu Wort kommen ließ, das den anderen auch da respektierte, wo man sich nicht aufgrund von Argumenten einigen konnte, sondern das Kompromisse erforderte, um trotzdem zu einer Entscheidung zu kommen.

Zu dieser Zeit war das Wissenschaftskolleg mit dem Aufbau des Collegium Budapest beschäftigt, einer konkreten Umsetzung dessen, was Wolf Lepenies als Mentalitätspolitik bezeichnete. So sah er auch die Gründung

der BBAW als eine Chance, dass Wissenschaftler der alten und der neuen Bundesländer eine in die Zukunft weisende Institution gemeinsam aufbauen konnten, anders als es für die Forschungsinstitute stattfand. Für sie sah Artikel 38 des Einigungsvertrags vor, sie mittels der Begutachtung durch den Wissenschaftsrat in die Forschungsstruktur der Bundesrepublik „einzupassen“. Damit erhielten, wie beim Einigungsvertrag insgesamt, diejenigen ein Übergewicht, die gewohnt waren, mit den Institutionen dieser Forschungsstruktur umzugehen. Auch wenn der Einzelne bemüht war, etwa im Rahmen der Begehungen, mit den Kollegen Ost rücksichtsvoll umzugehen, führte diese Asymmetrie doch häufig dazu, dass die Betroffenen sich überfahren fühlten.

Zur Erinnerung: Der Einigungsvertrag hat die AdW als öffentliche Körperschaft aufgelöst. Die Institute und die Gemeinschaft der Akademiemitglieder wurden voneinander getrennt. Zur „Gelehrtensozietät“ bestimmte Art. 38 Absatz 2 Satz 2: „Die Entscheidung, wie die Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik fortgeführt werden soll, wird landesrechtlich getroffen.“ Während der Verhandlungen um diesen Satz antichambrierte der neu gewählte Präsident der Akademie Ost, Horst Klinkmann, hier wie dort, um die Gelehrtensozietät insgesamt zu erhalten. Er konnte sich auf den Auftrag berufen, den Lothar de Maizière, der letzte Ministerpräsident der DDR, ihm gegeben hatte; er sollte alles Erforderliche tun, um „die Gelehrtensozietät gemäß Artikel 38 auf eine landesrechtliche Grundlage zu überführen“.

Das Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT), das westliche Ministerium, hatte zunächst nur vorgeschlagen, die Gelehrtensozietät von den Instituten zu trennen, dann aber im August 1990 auf Einwände hinzugefügt: „Die Entscheidung zur Fortführung der Gelehrtensozietät der AdW wird landesrechtlich getroffen.“ Bonn wollte sich nicht auch noch mit diesem heiklen Problem belasten. Auf Drängen des Ministeriums Ost endeten die Verhandlungen zu diesem Satz mit einer kleinen Änderung. Es wurde das „wie“ eingefügt. Zunächst sollte es heißen: „ob und wie“; das „ob“ wurde im Laufe der Verhandlung wieder gestrichen. Für die Mitglieder der Akademie Ost bedeutete damit das „wie“ eine Garantie, dass die Gelehrtensozietät fortbestehen würde. Das Land Berlin interpretierte den Satz anders. Es strebte eine „Neukonstituierung“ an, ein Begriff, der signalisieren sollte, dass die BBAW einerseits neu sei, insbesondere durch die Wahl ihrer Mitglieder, aber andererseits an die Leibniz'sche Akademie anknüpfte. Dem Art. 38 könne auch dadurch Rechnung getragen werden, dass die Gelehrtensozietät als Institution fortgeführt werde, unabhängig davon, inwieweit ihr weiterhin Mitglieder der Akademie Ost angehörten.

Ein Rechtsgutachten des Hochschulrechtsexperten Werner Thieme, bestärkte das Land in seiner Ansicht. Für die Mitglieder Ost erschien diese Auslegung gleichbedeutend mit der Auflösung der Gelehrtensozietät.

Dazu eine persönliche Anmerkung: Ich stellte überrascht fest, dass ich seit 1981 dazu beigetragen hatte, die Leibniz'sche Akademie zu erhalten. Werner Thieme begründete deren fortdauernde Existenz mit der Tatsache, dass einige Vermögenswerte der Akademie in Westberlin weiterhin von der Senatsverwaltung beaufsichtigt wurden. Es ging um die inzwischen ziemlich arme „Sammelstiftung bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften“. Der „Notvertreter“, der Notar Pattberg, war mit deren Verwaltung betraut worden, zum Wohle des Wissenschaftskollegs. Aus den Erträgen der Stiftung sollten Seminare mit auswärtigen Wissenschaftlern finanziert werden. Bei dieser Zusammenarbeit waren wir uns allerdings nie dieser hehren Bedeutung unseres Tuns bewusst, die ehrwürdige Leibniz'sche Akademie fortzuführen. Wir erledigten nur brav die jährlichen Sitzungen und schlugen der Senatsverwaltung von Zeit zu Zeit vor, neue Mitglieder für den Beirat zu ernennen.

Für Berlin gab es damals nicht nur das Problem der Akademie Ost. Zur selben Zeit wurde die Westberliner Akademie, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, per Gesetz vom 17. Juli 1990 abgewickelt. Noch vor dem Fall der Mauer hatte die rot-grüne Koalition gegen heftige Widerstände – es war von Kulturschande die Rede – beschlossen, sie mit Wirkung zum Ende des Jahres 1990 aufzulösen; deren Gründung sei durch den vorhergehenden CDU-Senat einseitig politisiert worden. Die SPD-Senatorin Barbara Riedmüller-Seel versuchte, die Wogen zu glätten, sah sich jedoch durch die Koalitionsvereinbarung gebunden. Nach dieser Erfahrung war sie bestrebt, für die Neugründung jeden Verdacht zu vermeiden, die Politik steuere die Wahl der neuen Mitglieder. Folglich berief sie Anfang Dezember 1990 eine Planungsgruppe, die eine Neukonstituierung der ehemals Preußischen Akademie vorschlagen sollte.

Das Prinzip der politikfernen Wahl der Mitglieder vertrat auch ihr baldiger Nachfolger im Amt, Manfred Erhardt (CDU). Es blieb bei der Planungsgruppe und der Beendigung aller Mitgliedschaften. Die Politikferne der Wahl neuer Mitglieder sollte durch ein kaskadenartiges Verfahren gewährleistet werden: Der Senator ernennt die Planungsgruppe. Diese bestimmt die Struktur und das Wahlverfahren. Ein Wahlgremium wird von der Planungsgruppe im Einvernehmen mit bundesweiten Wissenschaftsorganisationen vorgeschlagen und vom Senator ernannt. Es wählt die ersten 50 Mitglieder. Diese wählen dann die übrigen Mitglieder.

Wollte man die Neukonstituierung als Chance im Sinne von Wolf Lepenies sehen, kam es darauf an, das Verfahren so zu gestalten, dass Wissenschaftler aus Ost und West zusammenwirkten und bereit waren, trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft und Loyalitäten, gemeinsam den Blick nach vorne zu richten, auf eine zukünftige, neue Art von Akademie unter den Bedingungen des vereinten Deutschlands. Eine solche Haltung wurde von den beiden Präsidenten, Klinkmann und Albach, erwartet, war aber auch für die Zusammensetzung der ganzen Planungsgruppe ausschlaggebend, insbesondere für die Wahl ihres Vorsitzenden Christian Meier. Er hielt zu dieser Zeit Vorträge und schrieb Artikel, die von der Sorge getragen waren, wie Ost und West wieder zu einer gemeinsamen Nation zusammenwachsen könnten – „Die Nation, die keine sein will“, so der Titel eines seiner Vorträge. Mit dieser Haltung erschien er prädestiniert für die Rolle des Vermittlers. Die Zusammensetzung der Planungsgruppe insgesamt war offenbar so gelungen, dass der neue Senator sie unverändert übernehmen konnte. Die Vielfalt der vertretenen Positionen versprach zudem, dass die neue Gründung parteipolitisch mit breiter Zustimmung rechnen konnte.

Zum Bedauern beider Senatoren weigerte sich Horst Albach, an der Planungsgruppe teilzunehmen. Während Klinkmann zu weitgehenden Kompromissen bereit war, versuchte Albach, in bundesdeutschen Verfahren geübt, den Regierenden dafür zu gewinnen, die Mitglieder der abgewickelten Akademie West insgesamt zu übernehmen – letztlich vergeblich. Albach blieb bei seiner Weigerung; als Präsident wollte er nicht daran mitwirken, dass die Mitglieder der Akademie, der er vorstand, genauso wie die Mitglieder der Akademie Ost behandelt würden. Mit dieser Begründung war er entschuldigt; zugleich waren die beiden anderen ehemaligen Mitglieder der Akademie West nicht daran gehindert, weiter in der Planungsgruppe mitzuarbeiten (Lepenies, Spur).

In der Planungsgruppe wurde die Unterzahl der Mitglieder aus den Neuen Ländern (3) gegenüber denen aus den Altländern (6) durch die gewichtige Stellung von Klinkmann ausgeglichen, im Ergebnis offenbar mit dem von Wolf Lepenies angestrebten Erfolg. Im Rahmen des Gesetzgebungsverfahrens erklärte Klinkmann bei der Anhörung vor dem Abgeordnetenhaus öffentlich, dass er und die Gelehrtensozietät die Empfehlungen der Planungsgruppe mittragen könnten. Auch in späteren Veröffentlichungen der Leibniz-Sozietät kommt zum Ausdruck, dass deren Mitglieder Verständnis dafür hatten, dass Klinkmann der Empfehlung der Planungsgruppe zustimmte. Die Vorwürfe in diesen Artikeln, übergangen worden zu sein, richteten sich gegen die folgenden Schritte. Sie griffen dann allerdings vorherige Auseinan-



dersetzungen wieder auf, die an sich durch Kompromisse in der Planungsgruppe gelöst worden waren.

Von Senatsseite gehörte es von Anfang an zu einem von der Wissenschaft gesteuerten Prozess, dass die bundesweiten Forschungsorganisationen und die anderen Akademien um Stellungnahmen gebeten wurden. Die Akademien kritisierten vor allem die Arbeitsformen, die von denen der traditionellen Akademien abwichen. Gegenüber dieser Kritik konnte die Planungsgruppe bei dem Konzept bleiben, das sie von der Akademie West übernommen hatte, den Arbeitsgruppen; denn die angesprochenen Bundesorganisationen billigten diese für Akademien neue Arbeitsform. Anders verlief es bei dem Wahlgremium. Zu dessen Zusammensetzung bedurfte es des Einvernehmens mit den Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, der DFG, des Wissenschaftsrats, der Leopoldina und der Konferenz der Akademien.

In der Planungsgruppe war besprochen worden, welche Wissenschaftler sie sich für dieses Gremium wünschte, für Klinkmann wohl eine implizite Voraussetzung für seine mit der Mehrheit seiner Kollegen abgestimmte Zustimmung. Die Vorschläge blieben vertraulich, weil Einvernehmen mit den Forschungsorganisationen zu erzielen war. Diese Verhandlungen führten dazu, dass der Vorschlag der Planungsgruppe modifiziert wurde.

Dementsprechend berief der Senator die Mitglieder des Wahlgremiums. Die Artikel der Leibniz-Sozietät sehen hierin das Ereignis, durch das der gemeinsame Weg verlassen wurde. Dass nachher nur 13 der ersten 48 Mitglieder aus den Neuen Ländern kamen und noch weniger der Akademie Ost angehört hatten, schien ihnen die Folge dieser Abweichung zu sein. Der befriedende Effekt des Verfahrens war dahin.

So kam es zu gegensätzlichen Einschätzungen und der jahrzehntelang wirkenden Verletzung. Die einen fühlten sich unfair behandelt. Die anderen hatten den Eindruck, dieses Verfahren sei unvermeidlich gewesen, um das wissenschaftliche Ansehen der neuen Akademie sicherzustellen. Ich möchte eine soziologische Sicht vorschlagen: Es waren die üblichen Verfahren des westdeutschen Wissenschaftsbetriebs, die die guten Absichten in den Hintergrund treten ließen. Die westdeutsche Forschungsstruktur veranlasste die Bundesorganisationen und den Senat dazu, zusätzliche Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken, mit der Folge, dass das Wahlgremium abweichend von dem Vorschlag der Planungsgruppe zusammengesetzt war. Die westlichen Verfahren erwiesen sich als bestimmender als das Motiv, die Mitglieder Ost so zu beteiligen, dass sie sich fair behandelt fühlten.

Zwei Gesichtspunkte spielten dabei eine gewichtige Rolle: die Finanzierung und die nationale Ambition. Das Land Berlin wäre überfordert gewesen, wenn es alle in Berlin gelegenen Teile der Akademie Ost hätte finanzieren müssen, im Falle der BBAW all die Langzeitvorhaben, die vom Wissenschaftsrat positiv beurteilt worden waren. Die BBAW musste also so konstituiert werden, dass diese im Rahmen des Akademieprogramms zur Hälfte vom Bund finanziert würden. Dafür musste sie in die Konferenz der Akademien aufgenommen werden, also von den anderen als gleichwertig akzeptiert werden. Dafür kam es den Präsidenten West, die an der Zusammensetzung des Wahlgremiums mitzuwirken hatten, wahrscheinlich darauf an, dass die Mitglieder des Wahlgremiums über jeden Verdacht erhaben waren, ein neues Mitglied vorwiegend aus politischen Gründen zu wählen. Achtung: Ich spekuliere; der Vorgang war vertraulich.

Ein anderer, schwer zu durchschauender Gesichtspunkt war die implizite Ambition, aus der Berliner Akademie eine nationale Akademie werden zu lassen. Diese Ambition mancher der Beteiligten durfte nicht explizit gemacht werden; eine solche Absicht wäre auf den Widerstand der anderen Akademien gestoßen, wie sich aus deren Stellungnahmen zum Konzept mehr oder weniger deutlich ergab. Andererseits spielte die Hoffnung, dass die neue Akademie international die deutsche Wissenschaft vertreten würde, der Royal Society oder der Académie Française vergleichbar, seit der Gründung der Westberliner Akademie eine Rolle. Schon bei deren Gründung verwies Eberhard Diepgen auf diese Vorbilder. Bei der Eröffnung der BBAW 1993 konnte nur der Eingeweihte den Reden von Hubert Markl und Wolfgang Frühwald entnehmen, dass sie sich für die Akademie in Berlin eine solche Rolle wünschten. Sie drückten sich vorsichtig aus, um das Einvernehmen mit den alt ehrwürdigen Akademien nicht aufs Spiel zu setzen. Es war heikel genug gewesen, das Lokalitätsprinzip fallen zu lassen, also implizit über Berlin und Brandenburg hinauszublicken.

Durch die Mitwirkung der Bundesorganisationen traten schon für das Wahlgremium Kriterien in den Vordergrund, die enge Grenzen dafür setzten, Wissenschaftler zu berufen, die unter den Bedingungen der DDR gearbeitet hatten. Selbst besonders gute Wissenschaftler hatten meist Schriftenverzeichnisse, die sie in der weltweiten Konkurrenz benachteiligten. Gegen Geistes- und Sozialwissenschaftler der Akademie Ost bestand ein Generalverdacht, weil in der DDR jede Berufung der Zustimmung des Regimes (Bestätigung durch den Vorsitzenden des Ministerrats, Statut 1969 und Gesetz 1984) bedurfte. Der Versuch, einen allseits akzeptierten Ausgleich zwischen Ost und West herbeizuführen,

wurde so weniger wichtig, auch wenn es dazu weiterhin wohlwollende Äußerungen wie in der Festrede von Wolfgang Frühwald gab.

Die Antwort auf meine eingangs gestellte Frage ist dementsprechend: Auch für die Gelehrtensozietät galt, was durch die Art der Vereinigung angelegt war, den Beitritt nach Art. 23 GG und die Eile: Die Wissenschaft der DDR wurde in die Forschungsstruktur der Bundesrepublik „eingepasst“. Wenn die Gründung der BBAW erfolgreich sein sollte, musste die Akzeptanz bei den westlichen Forschungsorganisationen im Vordergrund stehen. Der Versuch, auch die Mitglieder Ost zufriedenzustellen, konnte zurückstehen.

Hätte man diese Wirkung vermeiden können? In der Eile wohl kaum, wenn man die nationale Ambition aufrechterhalten und die Finanzierung gewährleisten wollte. Wie man bei der gleichzeitigen Integration der Akademien der Künste sehen konnte, dauerte es dort beinahe vier Jahre, bis sich die Mitglieder Ost und West einigen konnten. Unter dem Vorzeichen der Freiheit der Künste hatte die Politik es den Mitgliedern überlassen, eine gemeinsame Basis zu finden. Die Medien berichteten ständig genüsslich über die endlosen Querelen, nicht nur zwischen Ost und West, sondern auch zwischen links und rechts.

Bei der Gründung der BBAW hätte vielleicht eine längere Diskussion geholfen, ähnlich wie Klinkmann die Neuwahl aller Mitglieder auf die Dauer akzeptiert hatte. Aber auch dem standen die Strukturen entgegen. Woher sollten die Präsidenten der beteiligten Bundesorganisationen die Zeit nehmen, ihre Erwägungen bei der Auswahl des Wahlgremiums im Einzelnen mit den Mitgliedern der Akademie Ost zu erörtern? Allseits akzeptierte Kompromisse brauchen Zeit. blieb also den Politiker und Verwaltern nichts anderes übrig als die „Erneuerung mit Bedauern“, wie Mitchell Ash deren Verhalten gekennzeichnet hat? Oder nur der Spruch von Eberhard Diepgen, der gegenüber Einwänden des Rechnungshofes zugestand: „Wird bei der nächsten Wiedervereinigung beachtet“?



Gespräch Markschies / Kocka:

Jürgen Kocka: Ich war zufällig zugegen, als an dem Haus Unter den Linden das große Schild „Akademie der Wissenschaften DDR“ abgeschraubt wurde. Und dahinter kam hervor „Preußische Akademie der Wissenschaften“.

Christoph Markschies: Als du erfuhst, dass du Gründungsmitglied wirst, was hast du gedacht? Denn aus der Perspektive deiner Bielefelder Sozialisation wirkten doch Akademien als ein relativ traditionelles Modell von Wissenschaft aus dem Kaiserreich und der alten Bundesrepublik, das ihr versucht habt zu modernisieren, voranzubringen, zu verändern. Oder warst du so geehrt, dass du dachtest: Oh, jetzt bin ich doch auch Akademiestandmitglied geworden?

Jürgen Kocka: Ich habe mich geehrt gefühlt. Vorangegangen war ja eine Debatte über die Funktionen von Akademien, die zum Teil sehr kontrovers geführt worden war. In Westberlin hatte man in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre mit sehr viel jüngeren und nicht traditional orientierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen eine Akademie mit neuen Arbeitsformen entwickelt, die aber nie die Akzeptanz erreichte, die ihr Weiterleben ermöglicht hätte, unter Horst Albachs Führung. Von daher hatte für mich eigentlich die Akademie aufgehört, nur ein Relikt der Tradition zu sein, und ich muss sagen, dass ich hochofret war, Gründungsmitglied dieser neuen Institution zu werden, die dann auch

bald hier gegenüber im Konzerthaus zusammentrat und es fertigbrachte, geistvolle Diskussionen mit einem gewissen ornamentalen Aufwand zu verbinden.

Christoph Markschies: Es war wohl eine sehr offene Situation?

Jürgen Kocka: Man traf sich auch privat. Ich erinnere mich, dass wir ganz am Anfang bei uns zu Hause in Dahlem eine vorbereitende Sitzung hatten, mit Christian Meier und Manfred Bierwisch. Es ging dann in den Klassensitzungen sehr schnell um die Frage, wie die Zeit für Klassensitzungen vermittelt werden sollte zu der Zeit, die wir Arbeitsgruppen zur Verfügung stellen sollten. Es war eine Akademie, die insofern, ein bisschen ansetzend an die Westberliner Akademie, eine Arbeitsakademie sein wollte. Und in der Tat haben wir sehr früh sehr viel Zeit in die Interdisziplinären Arbeitsgruppen gesteckt, wo wir unter anderem die Geschichte der Wiedervereinigung der Wissenschaften aufarbeiteten und anderes mehr. Ich denke, dass die relativ reduzierte Zahl der Zusammenkünfte der Klasse auch damit zusammenhing, dass viele von uns Zeit und Lust in diese Arbeitsgruppen steckten, die ja klassenübergreifend sein sollten. Ich hielt es und halte es für richtig, dass die BBAW nicht die Struktur der AdW fortsetzte, die ja eben daraus bestand, einerseits Gelehrtenengesellschaft zu sein, aber andererseits eine Holding für eine große Zahl von Forschungsinstituten. Wobei der Tendenz nach allmählich die Gelehrtenengesellschaft eher weniger wichtig wurde und die Forschungsinstitute immer wichtiger. Aber was,

finde ich, eigentlich umgekehrt doch bedauerlicher-
weise zu kurz kam, war: In dieser DDR-Akademie gab
es sehr viele vorzügliche Wissenschaftler und Wissen-
schaftlerinnen. Und von denen ist vielleicht doch eine zu
geringe Anzahl in die neue Akademie berufen worden.
Im Wissenschaftsrat allerdings, dem ich angehörte, hat
man immer überlegt, wo man bestimmte Forschungs-
unternehmungen langfristig unterbringen konnte. Und
da gab es schon die Idee, Turfanforschung etwa wieder
in einer neuen Akademieform zu haben. Da wartete
vieles auf die neue Akademie – und sie hat sich ja zum
Glück um solche Dinge gekümmert, bis heute.

Was Hubert Markl angeht, glaube ich, dass er – in seiner
Verknüpfung von Wissenschaft, Wissenschaftspolitik
und Bürgerexistenz – eine große Figur gewesen ist. Ich
will aber auch noch einmal gern auf Christian Meier hin-
weisen. Er hat, denke ich, für die Entstehung dieser Aka-
demie im Jahre 1993 sehr viel geleistet und eingebracht.
Er verband organisatorisches Geschick mit einer manch-
mal spielerischen, auf jeden Fall skeptischen Form des
Umgangs mit der Wissenschaft und der Welt. Und diese
leicht skeptische, nicht spießige Form des Umgangs mit
Wissenschaft spielte für eine kurze Zeit eine große und
gute Rolle. Wir hatten ja in den Achtzigerjahren den
sogenannten Historikerstreit, wo es um den Platz des
Holocaust, des nationalsozialistischen Terrorregimes, im

Kontext der deutschen und europäischen Geschichte
ging. Erhitzte Debatten, heiße Debatten, teils journalis-
tisch, teils von Historikern. Die Wiedervereinigung hat
auf diesem Gebiet eine Beruhigung herbeigeführt. Ich
glaube nicht, dass er zehn Jahre später noch in dieser
Härte geführt worden wäre. Und bei all den Kontro-
versen, die wir im Kopf haben, wenn wir jetzt daran
denken, wie 1993 diese Akademie entstanden ist, ist es
dann doch auch hier, besonders in Berlin, etwas sach-
licher, etwas weniger zugespitzt zugegangen. Letztlich
war das eine Bedingung auch für das Florieren dieser
Akademie bis heute.

Gespräch Markschies / Fünfstück:

Susanne Fünfstück: Ich war von Beginn an Mitarbei-
terin der BBAW und zuvor war ich Mitarbeiterin der
Akademie der Wissenschaften der DDR und danach der
Abwicklungsstelle. Ich habe zunächst in der Verwaltung
gearbeitet und bin seit Gründung der BBAW in der Lie-
genschaftsverwaltung tätig.

Christoph Markschies: Es sind ja plötzlich sehr, sehr vie-
le Westdeutsche gekommen. Gab es so eine Solidarität



derer, die hier schon früher waren? Denn es gab ja unter den Mitgliedern weniger ostdeutsche und bis auf den heutigen Tag keine ostdeutsche Präsidentin, wie bei den ostdeutschen Universitäten lange auch. Es war ja, das, was Elitentransformation genannt worden ist: Es sind ganz viele Menschen aus dem Westen in die Leitung gekommen. Haben Sie dann als Ostdeutsche zusammengesessen und gesagt: Ach Gott, das ist ja jetzt alles vom Westen übernommen worden in der dritten Etage?

Susanne Fünfstück: Es gab solche und solche Wessis, muss ich sagen. In der ersten Stufe der Abwicklungseinrichtung kamen ganz viele Kolleginnen aus Westberlin. Ich habe wirklich wunderbare Erinnerungen an die Personen, die dort die Verwaltung mitaufgebaut haben. Das war so kollegial – als hätten wir gar nicht in verschiedenen Ländern gelebt, sondern schon immer zusammengearbeitet. Aber es gab eben auch andere Begegnungen. Ein Beispiel kann ich machen: Mein erster Verwaltungsleiter, Herr Wachholz, hat wirklich wörtlich zu mir gesagt: „Nehmen Sie doch mal die Trivilliteratur von Marx aus meinem Regal.“ Da war ich platt. Aber zum Glück waren das im Verwaltungsbereich Ausnahmen. Aber Sie haben natürlich Recht, man hat sich über Dinge verständige, wie: Was wird jetzt hier, was kommt jetzt, was wird von uns erwartet? Und wir haben auch zusammengesessen, als Leute aus der Abwicklungsstelle, und sind dann zusammen zu Hartmut Grübel gegangen und haben ihm dann sogar etwas vorgesungen. Tatsächlich gab es mal so eine Aktion. Natürlich ist schon klar, das hängt ja auch mit den handelnden Personen zusammen, wie die sich verhalten. Und da, muss ich sagen, war auch viel Gutes.

Christoph Markschies: Hat sich die BBAW so entwickelt, wie Sie sich das vorgestellt haben?

Susanne Fünfstück: Na ja, es war natürlich ein großes Plus, dass die Mitarbeiterschaft der Akademie sich dann doch im Wesentlichen aus denjenigen zusammensetzte, die vorher schon gemeinsam in der Abwicklungsstelle gearbeitet hatten, beziehungsweise die Kolleginnen und Kollegen aus den Vorhaben waren ja teils auch schon vorher da. Wobei, wissen Sie, es verliert ja an Bedeutung, woher jemand kommt. Das ist nicht maßgeblich. Aber es gab eine wirklich sehr gute Zusammenarbeit innerhalb der Verwaltung, und es gab auch über das Dienstliche hinaus ganz viele Kontakte. Wir haben Ausflüge gemacht. Wir haben mal ein Wochenende in Blankensee verbracht. Also wir haben wirklich vieles zusammen unternommen, weil wir uns mochten und weil die Stimmung wirklich ausgesprochen gut war. Das erwartet man vielleicht nicht so ohne Weiteres in einer Einrichtung. Und da muss ich wiederum sagen, das ist der Vorteil der BBAW, die nicht ein riesengroßer Appa-

rat war, sondern eine überschaubare Einrichtung, wo man sehr kurze Wege hatte, nicht hierarchisch kompliziert, sondern einfach kollegial.

Christoph Markschies: Was wünschen Sie denn der BBAW für die nächsten 30 Jahre? Oder was raten Sie ihr, was sollte sie dringend nicht machen, was sollte sie machen? Worauf sollte sie achten?

Susanne Fünfstück: Es ist für mich naheliegend, dass die Akademie – wie sie es bereits tut – sich mit den Zukunftsfragen beschäftigt. Ich bin ja Naturfreundin, wie Sie wissen, und der Blick auf das Artensterben erfüllt mich mit Sorge. Und natürlich beschäftigt mich die Ressourcenfrage. Wir wissen, die Ressourcen sind endlich, und die Frage, wie wir Energie gewinnen, also wie wir umweltverträglich und nachhaltig Energie gewinnen, ist eine ganz wichtige Frage. Auch hinsichtlich des Zusammenlebens. Naheliegend ist es, dass ich an meine Enkelkinder denke, sieben an der Zahl, denen ich wünsche, dass sie ein friedliches, schönes Leben haben. Und daher wünsche ich mir durchaus, dass die Akademie, welche die klügsten Köpfe vereint, dazu beiträgt.

Gespräch Markschies / Schwarz:

Christoph Markschies: Du gehörst zu den Gründungsmitgliedern dieser Akademie. Was hast du denn gedacht, als dir mitgeteilt wurde, du bist zugewählt? Hattest du die Vorstellung: Jetzt bin ich in einer ehrwürdigen Einrichtung aufgenommen? Welche Erwartungen hattest du, als du Mitglied dieser Akademie wurdest?

Helmut Schwarz: Es war pure Freude. Pure Freude, denn der Name der Preußischen Akademie der Wissenschaften war im Grunde jedem bekannt. Ich hatte allerdings keine Vorstellung, was das eigentlich bedeuten würde. Von Arbeitsakademie sprach niemand. Man sprach nur von Ehre, Ehre und Freude, zu diesem kleinen Kreis dazugehören zu können. Das war meine erste Reaktion.

Christoph Markschies: Und als du dann in die ersten Sitzungen kamst, da gab es ja keine Konventionen, beispielsweise wie häufig sich die Klassen treffen. Wie habt ihr das entwickelt? Habt ihr den Kalender zur Hand genommen und gesagt: Wir schaffen es dreimal im Jahr, wir schaffen es fünfmal? Wie wurde diese Akademie zu dem, was sie ist?

Helmut Schwarz: Es gab natürlich eine Struktur, nämlich die Klassen. Es gab schon sehr früh die Vorstellung, die Hubert Markl im Grunde schon in der ersten Sitzung



erläuterte: Wir sind nicht nur Gelehrten-gesellschaft, wir erwarten auch, dass man regelmäßig kommt, dass man nicht nur seine Zeitung liest und im Grunde die übrigen Akademiemitglieder ignoriert. Dies war sehr klar. Und mit Gerhard Ertl, dem ersten Sekretar der naturwissenschaftlichen Klasse, war auch sehr deutlich, dass wir arbeiten wollten. Und ich kann mich erinnern, wie man allen Mitgliedern, die nicht regelmäßig kamen – damals trafen wir uns drei- oder viermal im Jahr – verdeutlichte, es sei doch vielleicht besser, sich in den Zustand der außerordentlichen Mitgliedschaft versetzen zu lassen, weil man dann dieser Art von Erwartung nicht ausgesetzt ist. Es war also vollkommen anders als in anderen Akademien.

Christoph Marksches: Du bist dann Vizepräsident dieser Akademie geworden und hast ihr eigentlich, muss man doch sagen, das internationale Entree verschafft und viele, viele Schwesterakademien überhaupt erst darauf hingewiesen, dass es seit 1993 hier wieder eine Akademie am Ort gab.

Helmut Schwarz: Ich kann mich noch an den Tag erinnern. Es war eine Plenums-sitzung, und in der Pause kommt der damalige Präsident Dieter Simon auf mich zu und sagt: „Herr Schwarz, Sie werden mein Außenminister.“ Ich wusste gar nicht, wovon er sprach. Das hat er mir dann später erklärt. Das Ziel war ganz klar, eben vor dem Hintergrund, dass Deutschland keine nationale Akademie hatte, und bei allem Respekt vor den regionalen Akademien in München, Göttingen, Heidelberg usw., wurde doch überall dieses Defizit festgestellt. Und Simon hat ganz zu Recht gesagt: „Vor dem

Hintergrund der großen Geschichte der BBAW als vormalige Preußische Akademie der Wissenschaften müssen wir versuchen, diesem Anspruch, dass auch Deutschland international sichtbar ist, gerecht zu werden. Wir müssen nationale Akademie werden. Und ein ich will nicht sagen Weg, aber doch eine Art Hilfsstück dazu wird sein, wenn es uns gelingt, international akzeptiert zu werden.“ Und er sagte: „Herr Schwarz, das ist Ihre Aufgabe.“ Das war leichter gesagt als getan, denn die Erfahrung lehrte dann doch, dass uns nicht jede andere Akademie als satisfaktionsfähig akzeptieren würde. Aber ohne Zweifel war es ein Türöffner, darauf hinweisen zu können, vormalige Preußische Akademie der Wissenschaften zu sein.

Christoph Marksches: Gibt es denn Hoffnungen, die du mit der Akademie verbunden hast, die sich nicht haben realisieren lassen? Also hat die Akademie sich anders entwickelt, als du in den Neunzigerjahren dachtest, abgesehen von dem berühmten Thema Nationalakademie?

Helmut Schwarz: Ich würde mir wünschen, dass die Zusammenarbeit der Klassen noch stärker ist. Die Hoffnung, in der Akademie einen Raum zu finden, wo Fächer-grenzen wirklich keine Rolle spielen, hat sich doch nicht ganz erfüllt. In den einzelnen Klassen gibt es interessante Vorträge, stelle ich immer wieder fest, aber Begegnungen und solch ein Auffinden ganz neuer Themen, die eben nicht nur in einer Klasse verortet sind, das gelingt zu wenig. Allerdings kann ich auch kein Rezept anbieten, wie man dies vielleicht doch noch realisieren könnte. Auf der anderen Seite bin ich immer wieder

beeindruckt zu sehen, mit welcher Begeisterung, wenn der Präsident etwas anstößt, diese Ideen aufgegriffen werden. Es ist also eine gemischte Bilanz.

Es gibt Einrichtungen, wo man bereits den Gesichtern der Personen ansieht, wie sehr sich die Menschen quälen, dorthin gehen zu müssen. Das ist hier vollkommen anders. Es ist eine Lebensfreude. Die spürt man, wenn man das Haus betritt, auf allen Etagen, bei allen Anlässen. Glückwunsch an den Präsidenten und an die Akademie!

.....

Christoph Markschies: Wir kommen zum letzten Abschnitt, nachdem wir Jürgen Kocka gehört haben, der unter uns ist, nachdem wir Susanne Fünfstück gehört haben, die bis zum Sommer die Liegenschaftsverwaltung und also auch diesen Saal administriert hat und Helmut Schwarz, der auch unter uns ist. Ich darf jetzt sehr herzlich Ute Frevert zu mir auf die Bühne bitten, Herrn Spārītis von der Akademie in Riga. Und Joachim Sauer wird wieder sichtbar hinter uns. Alle drei werden abschließend kommentieren. Lieber Herr Sauer, es beginnt mit Ihnen.

Joachim Sauer: Mich hat die Rede von Herrn Nettelbeck schwer erschüttert. Er hat sicherlich sehr präzise die wissenschaftspolitischen Schritte nachgezeichnet. Aber er ist mit einer paternalistischen Haltung an das Thema gegangen, als er davon sprach: eine Asymmetrie, die dazu geführt hat, dass Ostdeutsche sich benachteiligt fühlten. Das wirft alle Ostdeutschen in einen Topf und äußert damit Verständnis für die, die für diese langjährige Diktatur verantwortlich waren. Klinkmann war kein symmetrischer Verhandlungspartner für Vertreter von demokratisch geführten Institutionen. Was ich Klinkmann oder Rapoport vorwerfe – und mit mir viele andere –, ist, dass sie, auch wenn sie sicherlich hervorragende Wissenschaftler waren, die Wissenschaft der Parteikontrolle ausgeliefert haben. Herr Rapoport hat eben nicht dafür gesorgt, dass andere die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten hatten, zu einem solch international anerkannten Wissenschaftler zu werden, wie er es war.

Man muss sich nur einmal vor Augen halten, wie diese Akademie sich entwickelt hat. Am Namen kann man es schon sehen: Aus der Deutschen Akademie der Wissenschaften wurde die Akademie der Wissenschaften der DDR. Man möge sich mit dem Vorgang Robert Havemann beschäftigen, wie er aus der Akademie herausgedrängt wurde, und wie die Akademie sonst mit ihren Angehörigen umgegangen ist. Ich erinnere daran, dass in dieser berühmten MALE WEIBI-Bildungsstätte auch

Doktoranden ihre Kurse absolvieren mussten, und wer im falschen Moment das falsche Wort gebrauchte, der konnte seine Promotion an der Akademie nicht mehr beenden. Angesichts dessen ist es für mich unverständlich, von einer symmetrischen Situation zu sprechen, die leider nicht vollzogen wurde.

Die Mitglieder, die in der Chemie zu den Gründungsmitgliedern gehörten, das waren Gerhard Ertl, Gunter Fischer aus Halle und Helmut Schwarz, den wir eben gehört haben. Als ich das damals hörte – von der Vorstellung, ich könne jemals Mitglied dieser Akademie werden, war ich weit entfernt –, da war klar: Das wird was, das sind die Personen, zu denen ich wissenschaftlich aufblicke und die völlig integre Charaktere sind. Ich kann vielleicht noch hinzufügen, dass Helmut Schwarz eben weit über die Symmetrie hinaus neugierig zugegangen ist auf das, was im Osten passierte. Er kam mit seinen Mitarbeitern zu meinem Gruppenseminar nach Adlershof gereist, ohne dass es irgendwelche institutionellen Verbindungen gab. Also diese vermeintlich falsche Asymmetrie, das war eine richtige Asymmetrie, die gab es, und die hat sich dann auch in den politischen Vorgängen wiedergespiegelt, meiner Ansicht nach: dankenswerterweise.

Christoph Markschies: Ganz herzlichen Dank! Wir kommen jetzt zum Kommentar von Ute Frevert. Sie ist Direktorin am Max-Planck-Institut in Dahlem, war vorher an der Yale University und in Bielefeld. Anstatt dass ich jetzt ihre Biographie ausführlicher vortrage, wirst du dich, liebe Ute, am besten selber vorstellen mit dem, was du jetzt kommentierst.

Ute Frevert: Vielen Dank! Ich möchte unmittelbar auf das eingehen, was Sie, Herr Sauer, gerade gesagt haben, und Sie wiederum daran erinnern, was Sie selber vorher in Ihrem Beitrag erwähnten: dass nämlich bei diesen fast alternativlosen Vorgängen manche Entscheidungen getroffen worden seien, die einzelne Personen, die Besseres verdient hätten, benachteiligt oder sehr verletzt hätten. Von Verletzung war auch in dem Beitrag von Joachim Nettelbeck die Rede. Ich selber habe das erlebt, gewissermaßen posthum, mit einem sehr bekannten Wirtschaftshistoriker der DDR, Hans Mottek. Er wurde 1933 als Jude seines Amtes als Rechtsreferendar entthoben, musste das Land verlassen, kam 1946 wieder zurück und baute die Hochschule für Ökonomie in Karlshorst mit auf, wo er eine Professur für Wirtschaftsgeschichte innehatte. In der DDR stand er stets im Schatten seines berühmten und, wie wir heute sagen würden, besser vernetzten Kollegen Jürgen Kuczynski. Er hat mangels Zuarbeit nicht so viel publiziert wie Kuczynski, aber seine braunen Bände standen auch in meinem Studentenregal. Sie boten eine ordentliche, informative, eher

unideologische Wirtschaftsgeschichte Deutschlands seit dem 18. Jahrhundert. Daraus konnte man auch im Westen einiges lernen. 1971 nahm man ihn in die Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf, die ein Jahr später in AdW der DDR umbenannt wurde. Hier hat er etwas begonnen, was für die DDR damals sehr ungewöhnlich gewesen ist: Er hat versucht, ein Institut für Ökologie zu gründen. Zu einer Zeit, als der Club of Rome auf die Gefahr endlicher Ressourcen hinwies, entwickelte Mottke ein Bewusstsein dafür, dass Fragen der Naturnutzung und -vernutzung von zentraler Bedeutung auch für sozialistische Gesellschaften waren. Er war auf diesem Gebiet in der DDR ein mutiger Pionier. Umso mehr hat es ihn geschmerzt, dass er 1992, mit der Abwicklung der AdW, seinen Platz im Gelehrtenkreis verlor und keinen neuen angeboten bekam. Er ist zwar schon 1993 gestorben, aber seine Tochter, mit der ich lange Interviews geführt habe, hat mir sehr nachdrücklich erzählt, was dieser „Rauswurf“ für ihren Vater bedeutet hat.

Solche Verletzungen, denke ich, hätten vermieden werden können. Man hätte Wege finden müssen, Menschen, die als Wissenschaftler in der DDR Dinge angestoßen haben, welche dort nicht unbedingt à la mode oder kommod waren, auch nach der Vereinigung zu Ehren kommen zu lassen. Warum ist das nicht oder nur höchst selten geschehen? Vielleicht brauchen wir, zur Erklärung, eine gefühlsgeschichtliche Perspektive, in der biographische Erfahrungen Fährten legen. Ich war 1989/90 Fellow am Wissenschaftskollegs und habe es als Drehscheibe der Ost-West-Begegnungen in diesem besonderen Jahr erlebt. Was ich beobachtet habe, war Folgendes: Bei aller Aufgeschlossenheit, vielleicht sogar Abenteuerlust meiner westdeutschen Kollegen – ich schließe mich da überhaupt nicht aus – gab es so ein Gefühl von: Wir sind neugierig auf Euch in der DDR, wir sind Euch nah, wir verstehen Euch, wir haben Euch ja die ganze Zeit im Auge gehabt. Aber dann, in der direkten Begegnung, stellen wir doch fest, dass Ihr uns wahnsinnig fremd seid. Ich habe das selber in Auseinandersetzungen mit Wissenschaftlerinnen in der DDR erlebt. Wir haben uns als junge Westdeutsche mit den ostdeutschen Frauen zusammengesetzt, neugierig und guten Willens auf beiden Seiten. Wir hatten eigentlich ganz ähnliche Erfahrungen mit dem „männlichen“ Betrieb, mit männlichen Hierarchien und Platzhirschen gemacht. Aber wir drückten diese Erfahrungen in vollkommen verschiedenen Sprachen aus und wir richteten unsere Forderungen an ganz andere Adressaten. Das war hoch irritierend und führte zu einem ernüchternden Fremdheitsgefühl, das Solidarität oder Zusammenarbeit deutlich erschwerte.

Bei den nichtdeutschen Fellows am Wissenschaftskolleg habe ich damals ganz anderes beobachtet, was mir sehr

zu denken gegeben hat. Die hatten in der Regel keine Ahnung von der DDR, die war von ihnen so weit entfernt wie Timbuktu. Aber sie brachten, wie Ethnologen, die Bereitschaft mit, sich auf diesen fremden Stamm einzulassen, Feldforschung zu betreiben und sich mittels teilnehmender Beobachtung in die Menschen vor Ort hineinzusetzen und etwas von ihnen über ihre Denk- und Fühlmuster zu erfahren. Das war als epistemologische Haltung letztlich sehr viel konstruktiver als das, was ich in meinem „Lager“ beobachtet habe. Auch diese unterschiedlichen Perspektivierungen gehören zur Vereinigungsgeschichte.

Frau Fünfstück sagte, es hätte solche und solche Wessis gegeben. Aber selbst bei den Wohlmeinenden war man oft genervt und konnte mit der Anmutung von Nähe bei gleichzeitiger Wahrnehmung einer starken Fremdheit schwer umgehen. Man war eben 40 Jahre lang mit und in ganz anderen Sprachen aufgewachsen, und diese Sprachen steckten nicht nur das Sagbare ab, sondern auch das Denk- und Fühlbare.

Noch ein Wort zur Akademie und zu dem, was sie bedeutet. 1989 haben mich Akademien mitsamt ihrer geistvollen Diskussion im ornamentalen Rahmen, O-Ton Jürgen Kocka, überhaupt nicht interessiert. Ich hatte damals gerade meine Habilitation abgeschlossen und erwartete die erste Berufung an eine westdeutsche Universität. Aus heutiger Perspektive sieht das anders aus. Das Foto der BBAW-Gründungszeremonie zeigt in der ersten Reihe ausschließlich Männer mit und ohne Kette. In der zweiten Reihe taucht vielleicht mal eine Frau auf. Nur sechs Prozent der Gründungsmitglieder der BBAW waren weiblich. Auch wenn Christian Meier beteuert hat, es sollte keine Veranstaltung alter Männer sein: Es war eine Veranstaltung mittelalter bis alter Männer.

Das bringt mich zu der Frage, welches Alter man eigentlich für eine Akademiemitgliedschaft braucht. Ich war 50, als ich 2004 in die Leopoldina aufgenommen wurde, fünf Jahre später folgte die Mitgliedschaft in der BBAW. Das war die Zeit, als ich, aus Yale zurückkehrend, am Max-Planck-Institut einen neuen Forschungsbereich aufbaute, was viel Kraft kostete. Es ließ mir wenig Energie übrig, um mich als Mitglied einer Arbeitsakademie mit interdisziplinären Arbeitsgruppen zu engagieren und die Schnittmengen zwischen den Klassen zu erkunden. Hierfür braucht man, scheint mir, eher die jungen Menschen, die sich weniger in ihre Disziplinen eingegliedert haben und stärker bereit sind für ein Denken out of the box. Das genau macht uns die Junge Akademie vor. Hier liegt die Zukunft, hier liegt die Hoffnung. Wir Alten können den Jungen die Steigbügel halten und ihnen Freiräume und Entwicklungsmöglichkeiten geben. Wir können raten und begleiten – wie es eben

seit jeher die Alten getan haben. In diesem Sinn ist die Gründung der Jungen Akademie durch Leopoldina und BBAW das Beste, was die beiden Alten-Vereinigungen zustande gebracht haben. No offence ...

Christoph Markschies: Vielen vielen Dank für deinen Kommentar und diese pointierte Analyse! Jule Specht, an der Humboldt-Universität tätige Psychologin und ehemaliges Mitglied der Jungen Akademie, die aus Krankheitsgründen heute nicht unter uns sein kann, hat mich gebeten, wenigstens einen Satz aus ihrer E-Mail vorzulesen: „Hoffentlich wird jemand anderes darauf zu sprechen kommen“ – das hat Ute Frevert glücklicherweise gerade getan – „was es für ein großes Glück für jährlich zehn weitere junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und ihr Umfeld ist, dass die BBAW im Jahre 2000 das Experiment der Jungen Akademie gestartet hat und damit zum Vorbild für so viele junge Akademien wurde, die ihr anschließend folgen sollten. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass die BBAW gemeinsam mit der Leopoldina und dem BMBF“ – Frau Bulmahn, jetzt werden Sie noch einmal genannt – „und Frau Bulmahn als der ersten Schirmherrin der Jungen Akademie mit vielen weiteren Unterstützerinnen und Unterstützern damit viele Wissenschaftlerleben geprägt hat, indem sie Freiraum und Inspiration geboten hat, was man sonst als junge Wissenschaftlerin selten in

dieser Form vorfindet.“ Besser kann man, glaube ich, nicht sagen, wozu man Akademien braucht.

Ornamentale Diskussion: Lieber Herr Spārītis, Sie schmücken uns, insofern ist das mindestens *auch* eine ornamentale Diskussion, *aber eben nicht nur*. Sie waren lange Präsident der Lettischen Akademie der Wissenschaften in Riga, nämlich acht Jahre von 2012 bis 2020. Sie waren aber auch eine Zeit Kultusminister Ihres Landes, nämlich in den Jahren 1995 und 1996. Jetzt sind Sie Vizepräsident der Akademie. Und eigentlich sind Sie Philologe, Kunstwissenschaftler, Kunsthistoriker und Kunsttheoretiker. Ich finde es wunderschön, dass der Schluss unseres heutigen Abends von einem unserer ausländischen Freunde gestaltet wird. Sie haben ja eigene Erfahrungen mit der Transformation einer sozialistischen Gesellschaft, leben in einer postsozialistischen Gesellschaft und sind an einer postsozialistischen Akademie. Ihnen gehören die Schlussworte.

Ojārs Spārītis: Was für eine Verantwortung! Sehr geehrter Herr Präsident Markschies, meine Damen und Herren, ich werde versuchen, aus dem Stegreif ein wenig beizutragen zu den diskutierten Punkten. Meine offizielle Vita ist die eine Sache, aber bestimmte inoffizielle Neigungen, Interessen und Bildungswege sagen etwas anders. Ich habe die Wendezeit erlebt vor



33 Jahren. Jetzt bin ich 66 Jahre alt. Das bedeutet, ich befinde mich mit einer Hälfte meines Lebens vor der Wende und mit einer anderen Hälfte des Lebens nach der Wende. Bis zur Wendezeit, noch in der Sowjetunion, hatte ich es schon geschafft, zweimal zu studieren, einmal lettische Philologie, und dann habe ich gespürt, nur Literaturwissenschaften und Fächer rund um Literatur, Sprache, Ästhetik und Philosophie reichen mir nicht. Ich brauche mehr. Deshalb habe ich an der Kunstakademie zum zweiten Mal studiert und habe Kunsttheorie, Architektur, Kunst studiert. Ich konnte aufbauen auf diesem Fundament. Die Akademie der Wissenschaften habe ich schon als Student besucht. Ich wunderte mich: Das ist wie Hermann Hesses Kastalien, ein Olymp, wo nur sehr clevere Götter und Göttinnen arbeiteten. Die haben nur Bücher geschrieben und veröffentlicht, die ich gekauft und gelesen habe. Das war mein Bildungsweg parallel zu den Büchern, die ich in der Hochschule gezwungen wurde zu lesen. Während der Wendezeit fing ich so an, etwas zu verstehen.

Ich muss sagen, dass mir bei diesem Verständnis eine nationale Bevölkerungsgruppe geholfen hat, die 1939 gezwungen wurde, das Baltikum zu verlassen: die Deutsch-Balten. Der erste deutsche Botschafter in Lettland, Hagen Graf Lambsdorff, dessen Kollegen, der kurländische Adel, livländische Adel, die Bürger, die ehemaligen Theologen und deren Nachkommen und die Leute, die in deutschen Universitäten, in deutschen Institutionen schon bekannt waren und schon etwas erreicht hatten, diese Leute waren die Ersten, die uns die Türe zur westlichen Welt geöffnet haben. Sie waren die Schlüsselfiguren, die uns auch die Türen zu den Universitäten, den Konferenzen und den Veröffentlichungen geöffnet haben. Heute bewertet man Biographien immer nach Veröffentlichungen im Web of Science und bei Scopus und so weiter. Damals gab es keine Förderung, aber meine westlichen Publikationen in skandinavischen Ländern, in den Niederlanden, in Deutschland, in Polen, wurden nach der Wendezeit von der schon reformierten Akademie der Wissenschaften wahrgenommen. Und dann wurde mir angeboten, korrespondierendes Mitglied zu werden.

Sie sind ein großes Volk. 80 Millionen, das ist eine Macht. Wir sind in Lettland zwei Millionen und liegen viel östlicher als Frankfurt/Oder. Deshalb spüren wir den Krieg in der Ukraine ganz nahe an unserem Rücken und unserer Wirbelsäule. Das, was Sie hier in Deutschland spüren, ist ein Echo oder ein kleiner Schall. Pardon für einen so groben Vergleich. Trotzdem, mit zwei Millionen konnte das Sowjetregime ganz leicht umgehen. Als ich in die Geschichte der Transformation der sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Lettland eindrang, habe ich sehr viel Beweise gefunden, wie viele der Umwandlungs-

prozesse von KGB-Leuten geführt wurden, wie viele von Kommunisten geführt wurden, von Leuten, die in der Sowjetzeit Naturwissenschaftler waren. Sie forschten im Auftrag von Russland, in Materialwissenschaften, in Chemie, Biologie, Physik und vielen anderen Bereichen, was dann die Militärwissenschaft und Militärindustrie Russlands beförderte. Die baltischen Staaten hatten ein hohes Kapazitätsniveau in den Wissenschaften. Die Lettische Akademie der Wissenschaften besaß damals 47 wissenschaftliche Institute. Und in vielen von denen wurde Forschung betrieben, die später oder sofort für Rüstung genutzt wurde.

Sehen Sie, das durfte nach der Wende nicht irgendwem im Westen in die Hände fallen. Deshalb wurde eine Volksfront in Lettland organisiert, gerade in dem Institut, auf das das KGB-Auge am stärksten gerichtet war, das war ein Institut für Organische Chemie. Wir können nur vermuten, dass das auf Vorschlag der kommunistischen Partei und ihrer Dienste geschah.

Wissenschaftler sind kluge, erfinderische Menschen. Und die meisten hatten sicher die Schnauze voll vom Sowjetregime und deshalb wollten sie Änderungen haben. Aber wir sehen, dass die Transformation der Akademie der Wissenschaften nach dem Prinzip passierte, das die Russen in Lugansk und Donezk anwenden: Sie hinterlassen verbrannte Erde. Deshalb führte auch die Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften zur Vernichtung oder größtenteils Nivellierung des Potentials, das die Akademie der Wissenschaften hatte.

Auch die Leitung und Führung der Akademie der Wissenschaften war unter der Aufsicht der Abteilung Nummer eins, die von einem Oberst des KGB in der Akademie der Wissenschaften geführt wurde. Der war für alle Wissenschaftler zuständig, die ins Ausland gingen. Die sollten alle berichten, was sie in Computertechnologie, in Physik und anderen Bereichen erforscht hatten. Aber nicht in den Geisteswissenschaften. Solche Forschung ist in der Transformation verlorengegangen und die Rolle des Ministeriums für Wissenschaft ebenfalls. Wir sind jetzt eine auf Mitgliedern basierende Akademie mit der Möglichkeit und der Fähigkeit, Expertise bereitzustellen und auch Auszeichnungen zu verleihen. Das ist nur, kann man sagen, eine ehrenamtliche Arbeit. Aber wenn wir an die Tür von Politikern klopfen, wird uns nie zugehört. Deshalb klopfen wir und klopfen und klopfen, aber wir haben das niedrigste Budget in den EU-Staaten für Wissenschaften, 0,7 Prozent des GDP in 20 Jahren. Es ist nicht mehr geworden. Deshalb bin ich sehr kritisch.

Christoph Markschies: Vielen, vielen Dank. Leider müssen Sie morgen schon wieder abreisen, umso dankbarer sind wir, dass Sie heute bei uns waren. Morgen werden



wir die Transformationsprozesse, die wir heute studiert haben, noch einmal im nordeuropäischen Kontext mit Gästen aus Oslo, aus Tallinn und anderen Orten kontextualisieren. Es ist eine große Freude, dass Sie da waren.

Ojārs Spārītis: Ganz zum Schluss möchte ich noch einmal das Wort ergreifen. Unsere Akademie der Wissenschaften ist ein enger Partner und Freund der Leopoldina, der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, aber die BBAW war eine der ersten, mit der wir nach der Wende einen Partnerschaftsvertrag geschlossen haben. Das hat uns geholfen, in vielen Bereichen unsere Forschung fortzuführen, und ließ auch Freundschaften mit deutschen Forschern entstehen. Und deshalb hat mein heutiger Präsident Ihnen ein Gratulationsschreiben gewidmet, der ganzen Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Es lautet wie folgt: Gratulationsschreiben der Lettischen Akademie der Wissenschaften zum 30. Jubiläum der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Im Namen der Lettischen Akademie der Wissenschaften gratuliere ich der Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften zum 30. Jubiläum, deren Errungenschaften weit in der Welt bekannt und gewürdigt sind, und wünsche weitere Erfolge in der Forschung, sowohl auf der nationalen als auch der internationalen Ebene. Die Lettische Akademie der Wissenschaften legt großen Wert auf die Zusammenarbeit mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und hofft auf weitere erfolgreiche gemein-

same Projekte in der Zukunft. Mit den besten Grüßen, Professor Dr. Ivars Kalviņš, Präsident der Lettischen Akademie der Wissenschaften, Riga, 6. Juni 2023.

Christoph Marksches: Meine sehr verehrten Damen und Herren, das ist nicht der einzige Glückwunsch, Sie ahnen es, zu unserem dreißigjährigen Jubiläum, aber es ist der erste, der für Sie alle vernehmbar geworden ist. Deswegen danken wir besonders. Und ich spreche im Namen der ganzen Akademie, wenn ich sage, wie sehr wir uns gerade in den gegenwärtigen Zeiten darüber freuen. Es gibt viel Fürchterliches zu erzählen aus den Wochen und Monaten seit dem 24. Februar letzten Jahres, aber es gibt auch gute Geschichten zu erzählen, und dazu gehört ein neues Zusammenwachsen Europas. Und dass diese Akademie ein Teil dieses Zusammenwachsenden sein darf und dass Sie das heute an diesem Abend auch noch erleben konnten, das freut nicht nur mich außerordentlich. Sagen Sie Ihrem Präsidenten ganz herzlichen Dank! Und der Dank, meine sehr verehrten Damen und Herren, gilt auch Ihnen, die Sie diesen Tag hindurch dabei waren.

Den Videomitschnitt
der Veranstaltung können
Sie hier anschauen:





**Nili Cohen, Souleymane Bachir Diagne, Jüri Engelbrecht,
Aud Valborg Tønnessen und Christoph Marksches**

Upheavals and European Transformations

15. Juni 2023, Leibniz-Saal der Akademie

Upheavals and European Transformations

MIT NILI COHEN, SOULEYMANE BACHIR DIAGNE, JÜRI ENGELBRECHT,
AUD VALBORG TØNNESEN UND CHRISTOPH MARKSCHIES

Christoph Marksches: Welcome again to this festive occasion at our Academy. We are commemorating and, to a certain extent, celebrating the 30th anniversary of the reconstitution of the Academy in Berlin. The names, the shape, the purpose of the Academy in Berlin change completely around every 50 years. It was founded as the Electoral Brandenburg Society of Sciences, which became the Prussian Academy, a kind of self-supported centre of higher learning with a museum and other institutions, then was completely reshaped to become a mere meeting place of scholars at the beginning of the 19th century. So, there has always been change in the history of the Academy.

We are meeting here, in those days from Wednesday to Saturday, to reflect about past change and future change. We not only want to celebrate, but also to reflect on the very simple question: How should we transform and change for the future?

Yesterday, I realized once again just how much dramatic, but also wonderful cultural change has taken place in German academia over the last 30 years. Because, when we discussed things back then, it was a German affair, with only German speakers, German actors, German politicians and German scholars. And the simple question, „Is there something comparable to what is happening here in Germany?“ was, I suppose, never asked by those people responsible in the early '90s. What was happening in the Baltic States? What was happening in Poland, in Hungary?

I think there were people, especially here in Eastern Germany, quite interested in networking. But the question how, for example in Hungary and other Eastern European countries, one changed the scientific and scholarly system, the university system, the Academy system etc., was obviously not asked in those groups planning a new Academy in the reunited city of Berlin. In the meantime, things have changed significantly.

Another observation: My generation went abroad quite late in their academic biography, and also established networks late. Today, things are quite different, also in this regard. The younger generation is very international. And so, it's a sign of this historical change that we began the first part of our discussion in German, and now we're moving into English. Actually, we could also move into the French language, because in the 18th century, this Academy had a very strong French orientation, with members speaking French and also publishing in French. However, today, let's stick to English. And it's a great pleasure to me that we are asking our guests from abroad to give us their view on what happened 30 years ago, to tell us how they saw the Academy in Berlin, and how they think we should all work together to develop in the future.

I will ask our guests to come to the podium and will introduce them briefly. Their own introduction of themselves, which will follow immediately, will no doubt be far richer and far more coloured than any of my introductions could be.

First, I would like to welcome Nili Cohen. She is the former President of the Israel Academy of Sciences and Humanities, a very close sister Academy. And the wonderful thing is that we have worked on a lot of projects, not only in the humanities, but also in the technical sciences. Exploring not only the question of water in the Middle East, for example, but also the question of rationality and religion.

Already as a student, she became a cofounder of the Tel Aviv University Law Review, which clarifies her academic field and the university which shaped her – may I say so: a rebellious university. Some people moved out from Jerusalem and established a new university with new paradigms. You were one of the rectors of Tel Aviv University until 2001 and, from 2015 to 2021, the President of the Academy. You have received wonderful prizes,

the Israel Prize in the year 2017 and the Sussman Prize. While I should, I think, now try to characterize you as a law researcher and professor, I will skip this, as you are more than able to speak for yourself later.

Next, it is my great pleasure to introduce the person who had to undertake the the longest journey to get to this podium. This is Souleymane Bachir Diagne. Please come to the podium. He is Professor of French and of Philosophy at Columbia University, which is quite a wonderful combination, because our Academy has produced some contributions by French researchers to French philosophy. One of my predecessors as President of the Academy was a French philosopher (Pierre Louis Moreau de Maupertuis, 1698–1759), and at the same time a scientist – he had the first private zoo of Berlin, which clearly shows that philosophy is not only related to the humanities but also to the natural sciences. You were born in Senegal and after first studying there, you were admitted to the prestigious Louis-le-Grand Lycée in Paris. Then, you spent a longer time at the École Normale and at the Université Paris 1. There, you studied with all the people we equally admire in Germany, Derrida and the rest. What deeply impresses me is that you – in the tradition of the link between philosophy and mathematics – wrote a dissertation on mathematics at the Paris University. But you also combine – philosophy is fortunately not only a question of continental European thinking – African ways of doing philosophy with American and continental ways of philosophy, which is equally impressive. To combine, to contrast, to battle, and to harmonize and not to harmonize these different approaches – that is very interesting. „Bergson Postcolonial“ is an award-winning monograph by you.

A very warm welcome!

Now, may I ask Jüri Engelbrecht to come to the podium. He is from Tallinn Technical University, where he graduated and got his Ph. D. He joined the Estonian Academy of Sciences in 1990. From 1994 to 2004, you were the President of the Academy. During your tenure, we signed a Memorandum of Understanding, in 2002. There are lots of signed memoranda in the world between different academic institutions, but the two academies present here on the podium are quite close friends, and we have a lot of contact with one another. During the last three years, I spent a certain amount of time in Tallinn and I was also in Jerusalem nearly every spring. So, we are talking about very close friendships.

You received a lot of prizes, honorary doctorates, and are a member of a lot of academies.

The last person I'm extremely happy to welcome, please, come to the podium, Aud Valborg Tønnessen from Oslo University. She is in the same field as I am, history of Christianity, also bridging the gaps between Scandinavia and Germany. Aud is professor at the Faculty of Theology in Oslo, a member of the Board of the Norwegian Center for Holocaust and Minority Studies, a Council member of the Nordic Fudan Centre, and is a member of the Norwegian Academy of Sciences, which is also a wonderful Academy we have close relations with.

We are extremely happy to have you all here. We thought it would be a good idea to have an introduction into the topic of our discussion by you. I would first ask Nili to come to the lectern and to deliver her introductory remarks, please.

Nili Cohen: Thank you very much. First of all, allow me to convey my warmest gratitude to Christoph and the Berlin-Brandenburg Academy for its leading role in academia and for inviting me to this wonderful festivity. I'm happy to share the panel with you, my friends, wonderful representatives of other academies.

The Israeli Academy of Sciences and Humanities is a comprehensive Academy. We have very friendly relations with both German academies, the Leopoldina and the Berlin-Brandenburg Academy. Their presidents are my close friends. Collaboration and exchange between academies play a vital role in advancing knowledge and fostering intellectual growth.

At the beginning of July, we are going to have a fantastic conference organized by us and the Berlin-Brandenburg Academy on radical trends in religions in Jerusalem. We'll be very happy to welcome you soon.

Actually, Christoph is the architect of the close relations forged between our two academies since the year 2000 and a beloved friend. And, in the second part of this meeting, I'll elaborate on the relations between the two academies.

I'm really happy to celebrate with you the 30th anniversary of BBAW, which has a history of over 300 years. As a law professor very much interested in the humanities, I'm always happy to see – with due modesty – that so many legendary cultural and scientific heroes studied law. To name but a few, Goethe, Heine, and of course, Leibniz; all of them exemplify how individuals can sometimes leverage or sometimes ignore, like Heine, the legal foundations of science, literature and so on.

Christoph asked us to relate to our memories or views of the end of the 20th century, German reunification, and



the end of the GDR Academy as well as the reconstruction or reconstitution of BBAW.

My first reaction would relate to the relativity of our time perception. You might know that, before the establishment of the State of Israel, we were under British mandate for about 30 years. When I started studying law many years ago, the impact of the British mandate was deeply felt. Actually, our law was almost totally governed by English law. Back then, a period of 30 years seemed to me almost eternal. As we age, our perception of time changes, and what once seemed like a distant memory can suddenly feel like yesterday. So turning to German unification about 30 years ago, my memories are fresh and vital. I grew up with a sense that the communist regime was going to be eternal, and nothing could ever change it. The collapse of the Soviet empire demonstrated that even seemingly unchangeable and despotic regimes can be overthrown when the quest for freedom prevails. Indeed, freedom is the keyword also in our context. German unification was a significant event that defied expectations. At the time, it seemed to me like a miracle. The unification of two diametrically opposed regimes needs a thoughtful planning and implementation.

Our academic world is based on pursuit of truth and freedom. Academic freedom should be guaranteed without political or social bias and should be based on

tolerance. Following the unification, a revolution had to be made. It meant a total removal of the fear to express your opinions freely. And indeed, we can all regard this unification as a success story.

Throughout our intellectual history, certain figures have emerged as gigantic pillars of free, independent, path-breaking thought. My personal hero is Benedict Spinoza, Baruch Spinoza. In this respect, I follow David Ben-Gurion, the Founder of the State of Israel, who regarded Spinoza as the ultimate moral and intellectual Jewish thinker, committed to thought, truth, and freedom. Spinoza defied hierarchy, was excommunicated by the Jewish community in Amsterdam, and published his philosophical work while working as a lens grinder in The Hague. In a religious community, tolerance and free thought were not among its cornerstones. Spinoza is regarded as the first secular Jew, and also, as such, I fully identify with him. Spinoza, similarly to Erasmus, turned down a prestigious teaching position in Heidelberg, perhaps because of the possibility that it might, in some way, curb his freedom of thought. Humbly, I would like to think that his free, deep, and original spirit inspires the Israeli Academy in Jerusalem, actually, all academies in the world.

Mentioning Spinoza is always exciting, but on this occasion, I have a special reason for that. Wilhelm Leibniz, the father, the founder of what became the BBAW, made a

dramatic visit to The Hague with the sole purpose of talking to Spinoza. They met in 1676. And in the beautiful book „The Courtier and the Heretic“, Matthew Stewart examines the lives of these two great philosophers. Stewart put an emphasis on the different lives they led, Leibniz as an advisor to German princes, apart from being a towering scientist and philosopher, and Spinoza's meagre existence as a heretic Jew in the Netherlands.

In large part, as a direct result of his meeting with Spinoza, Stewart writes, Leibniz formulated his own original and antithetical response to the challenges of the modern era. Spinoza died three months after their meeting.

I regard Spinoza and Leibniz as past reflections of today's Berlin and Jerusalem. The current relations between Berlin and Jerusalem are a continuation of this meeting held about 350 years ago. After the horrors of the Nazi regime during the Second World War, Berlin and Jerusalem have been joining forces to advance science, culture, freedom, tolerance along the lines paved by Spinoza and Leibniz.

Our ability to stand closely on the shoulders of these two giants fills me with joy and hope. Therefore, I conclude this part by conveying to you my warmest congratulations on the 30th birthday of the Berlin-Brandenburg Academy, looking forward to the meeting in Jerusalem in July and to future collaborations. Thank you.

Christoph Marksches: Toda raba. I think it would be best to just continue in the order you are sitting here on the podium. Please.

Souleymane Bachir Diagne: Thank you very much, and thank you for the honour and the pleasure of having me here. In a way, I am not just an outsider. I'm also an outlier here, because I'm probably the one who has very little experience with this particular Academy.

I will just share a few thoughts about my perception of the Academy and what I think is what has been happening in the realm of ideas in the past 30 years, using my own experience and my own trajectory.

I mentioned that I am an outsider to this Academy. Not quite so. I somehow consider myself associated with this Academy through a hero of mine, to use the phrase we heard earlier, who is also a Benedict. It could be Spinoza. Spinoza is also someone I admire very much, but my own Benedict is Bénédicte Savoy, who is a member of this Academy and who is such a great friend with whom I have had the pleasure of working on a very current issue, that of African art. I consider myself the President of her fan club.

I am also attracted to a specific project carried out here, which is the Corpus Coranicum. I am very, very much interested in seeing the results of that project, given one of my fields, which is Islamic philosophy.

My experience of academies rests on my membership in four of those. I'm a member of the American Academy of Arts and Sciences. I'm also a member of the Senegalese National Academy of Science and Technology. And I'm also an associate member of the Royal Academy of Belgium and very recently the Royal Academy of Morocco. The reason why I mention this is to try to answer the question that you posed to the four of us. I would say that my membership in the academies of Senegal obviously and Morocco have to do with something that has happened in the past 30 years, a certain strong presence of Africa and Africans in the field of science. And I would say that my membership or my associate membership in the academies of Belgium and of the United States, where I live, has to do with the opening of these academies to new trends, new paradigms, new epistemes that are associated with the concept of postcolonial or decolonial thinking. I think that this is something important that happened in the world in the past 30 years.

And I should mention a point about my association also with what is happening in this Academy. When I was invited earlier to write a few words on my visit here, I mentioned that it is such a joy for me to be in a place that was founded by my hero, just after Bénédicte, namely Leibniz. Leibniz has been very important in my thinking, in my trajectory. You mentioned that I first started as a philosopher of science, a philosopher of mathematics. Actually, I worked in the field of algebraic logic. And, as you know, the connection that was made, the meeting that was organized between the fields of algebra and logic was at the centre of Leibniz's work. So when I wrote my dissertation on the algebra of logic, part of it was devoted to the work of Leibniz, the „Mathematische Schriften“, if you allow me to mispronounce some German here.

I'm very glad that Leibniz was such a francophone and a Francophile, in the spirit you mentioned earlier. Thus, I could read him in the original language, my own French language, and in particular read the most important 90 articles for me in the history of philosophy, which are the 90 articles of Leibniz's Monadology written in French originally. It is very important for me to be here and to pay homage, in a way, to the memory of that hero of mine.

When I finished my higher education in France, having been at École Normale, my plan was to go back to Senegal and to teach the philosophy of science and logic and



the history of mathematics. And then, life happened. I am mentioning this because this corresponds to the very 30 years that you asked us to analyse with you. Life happens, meaning that I went back to Senegal in the early '80s and started teaching philosophy, teaching Leibniz, actually. The very first class I gave when I went back home, I remember, was a class on Leibniz. This was the time shortly after the Iranian Revolution had happened and the movement of, let's call it, re-Islamisation in the Muslim world. In my Department of Philosophy, we were reminded that we were a Muslim country – Senegal is 95 percent Muslim – and that it was indeed our duty to remind our students that there is an important field in philosophy which is Islamic philosophy and to develop a teaching of Islam as an intellectual and a spiritual tradition, in a time when we had all the brouhaha surrounding the very word Islam.

A sign of change was that we started seeing women with veils, etc., on our campus. So it was time for philosophers to respond to what was happening, in our society and in the world, and to develop a teaching of Islamic philosophy. None of us was really formally trained in that field. I was the one with some training in it, just because of my family background. I come from a family of Muslim scholars. So in a way, like Obelix, I fell into it when I was a child. Therefore, I was capable of holding the position until we would hire a specialist. That specialist never came, and I became better and better at

faking the status of a specialist myself. And this is how I added to my field of philosophy of science the field of Islamic philosophy. I taught it in Senegal and then, after I crossed the Atlantic, at Northwestern University in the suburbs of Chicago and now at Columbia University.

Something else happened. Living in Africa, I participated in the kind of discussions, controversies, disputes that were happening in the field of African philosophy. And the discussion then was about the very meaning of the phrase: African philosophy. And this is how I got interested in that field as well. And to answer your question again, this is what has been happening on the African continent in the past 30 years, the question of non-Western philosophy, the very question of opening up the idea around which academies were created in the Western world in the 18th century, which is that Europe is in a unique way the territory of philosophy, that philosophy is quintessentially European, Western, and sets apart a European humanity. What has happened in the past 30 years is that the idea, that notion of the centrality and the exceptionalism (philosophical exceptionalism, that is) of Europe has been, is still being deconstructed, questioned. So questioning the exceptionalism of Europe in that field is something very important. A couple of years ago, I was invited not far from here to the University of Halle to deliver the Anton Wilhelm Amo Lecture. I delivered a lecture titled „Decolonizing the History of Philosophy“. And this is the third field I am working in,



the idea that the so-called *translatio studii* or *translatio studiorum*, the transmission, transfer, and translation of Greek philosophy, did not just follow a straight line going from Athens to Rome and from Rome to Heidelberg or London, but took tours and detours following also a trajectory that would go from Athens to Nishapur, to Baghdad, to Cordoba, to Fez in Morocco, and to Timbuktu, in the very heart of West Africa. This idea of pluralizing the geographies of philosophy and pluralizing the languages of philosophy is the third field in which I am working in addition to the classical field of logic and the field of Islamic philosophy.

Hopefully, I have succeeded in describing my trajectory as a trajectory that is also illustrating what has happened in the past 30 years and what I think of as an opening, a transformation and upheaval of what an Academy should be doing by integrating these lines of thought. I hope that this will be useful for our conversation. And again: I'm so honoured and so pleased to have been invited to sit on this wonderful panel. Thank you.

Christoph Marksches: Thank you so much. Merci beaucoup.

Jüri Engelbrecht: Dear Mr. President, ladies and gentlemen, it's really a pleasure to be here in the Berlin-Brandenburg Academy, and thank you very much, for the introduction. We were asked to share our memories about what happened 30 years ago and what has happened since. Actually, I had got two hats in this period. One hat was mentioned by the President. I was the

President of the Estonian Academy of Sciences for ten years. Later on, I was also the President of ALLEA (All European Academies). I will come to that.

My colleague Ojārs Spārītis explained what happened in Latvia yesterday evening, and the Estonian case is very similar. In these small republics, Estonia, Latvia, Lithuania, we all faced similar problems, to restructure the scientific structures and certainly restructure also the funding so. These were the two key problems.

Allow me to explain a little bit about the situation in Estonia. We have an old university. Tartu University was founded in 1632. It was closed during the Livonian War. But this is a classical and good university indeed.

The Estonian Academy of Sciences was founded in 1938, just before the Second World War. Although scientific societies, as elsewhere in Europe, were founded already during the 19th century. The story of the Academy is very similar to the Prussian Academy. The Soviet occupation closed it, and then it was reopened, and a different sort of structure was imposed, et cetera.

ALLEA was launched in 1994. It was born out of the idea to unite all the European academies. Indeed, all European academies, not just: one country, one Academy. When we look at Germany, there is a lot more than one Academy. Today, also the Junge Akademie is a member. This principle to unite all academies was and is really important for fostering cooperation. When I was elected to become the President of ALLEA, one of my aims was

organize as many meetings as possible, to really reinforce all those contacts.

When looking back at the period of reunification, I remember the many controversial discussions. How many universities should there be in Berlin. What to do with all those non-university institutes. And so on and so forth. But when I look at the German research landscape now, wonderful results have been achieved. Look at Adlershof, for example. Or look at those great new Max Planck Institutes. The highest quality has been achieved, even though the process was tough, of course.

I think that you've been pretty successful.

When it comes to international contacts: the activities of the Humboldt Foundation from the early '90s onwards were very important to us, especially of its General Secretary Heinrich Pfeiffer, who travelled around Europe and wove networks. I am proud to be able to say that I am a Humboldtianer myself. But of course, it's not only the Humboldt Foundation. Obviously, there is also the direct contact between the academies. The Estonian Academy and BBAW have a Memorandum of Understanding.

Developments like the launch of the European Research Council, of ALLEA or SAPEA and of many other organisations illustrate the value and importance of cooperation on many different levels. And I would like to mention Günter Stock and his ALLEA presidency as an example of how BBAW has contributed in this field which is so close to my heart.

Once again, I would like to thank you for inviting me to this extremely interesting meeting!

Aud Valborg Tønnessen: First of all, thank you for the invitation to take part in the symposium, and congratulations to a very vital, I would say, 30-years-old Academy, which of course has a longer history. I will come back to that.

I was so lucky that I was able to participate yesterday and heard the comments and the critical reflections by some of those who had had various roles and been part of the foundation of the BBAW. This gave me much to think about.

Why was the Berlin-Brandenburg Academy established as it was? Clearly, there was a sense of urgency, a need to organize and reunite researchers from East and West, but to reorganize the Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) was not an option, we heard. There were no doubts about that from whoever was speaking yester-

day. There had to be a new organization, a new Academy. But the dissolution of the AdW also came with a price, one of them being that not everyone who had belonged to the former Academy would belong to the new Academy. I can only imagine that that must have felt very critical for some. This was also addressed yesterday and I was very grateful for the honesty in the exchanges.

My perspective when looking at the Berlin-Brandenburg Academy, its history, and future, which is the challenge that we have been given, is for one that I was an exchange student in Berlin in 1990–1991, coming from Oslo to Berlin in a very formative phase. I was a student in theology, which you could at that time study at four places in Berlin. I experienced the city and the academic life as a mix of divides, tensions, confusion but also optimism, and especially among the young people, a hope for the future.

The experience I had with new friends from the GDR was that the world had opened up. There were no borders anymore, and this gave freedom, but this freedom and lack of borders presented one with new challenges.

Since then, I have been back to Berlin regularly, and I have a certain knowledge of German academia. It is a big country and there are a lot of institutions with a lot of variations. As Christoph also said, I'm a member of the Norwegian Academy of Science and Letters, which means that I'm also very sympathetic to the Academy tradition in itself.

With an invitation to take a look at the Academy from the outside, there are a number of questions I would have liked to ask and to discuss, but I've concentrated on one major, which I would assume has been critical in the history of the Academy and which is critical for all of us today, namely, trust, the trust or distrust in science, scientists, and scientific institutions.

When I think back to the years after die Wende, I think of it as a very critical period in the life of Germany and of German science. At stake was the legitimacy of science and the trust in science, scientists, and the scientific institutions. I would have thought that that formed part of the process when the AdW was dissolved and the BBAW was established. Actually, I had expected that to be addressed more directly yesterday. But it was touched upon only to a limited degree. It might be that my expectations were formed by my look from the outside. But seen from the outside, it would be clear that what had been the Academy of the GDR could not continue to exist for the very reason that it lacked the necessary trust from the international academic community.

It was politically and ideologically contaminated. For something new to be established, it had to be established through a break with the past. But I'll come back to that.

As we all know, no break comes without some form of continuity. The basis is that science, scientists, and scientific institutions must be trusted based on criteria acknowledged by the scientific community, which are truth, freedom, autonomy, excellence. And as I see it, the BBAW answered to the needs of the city and region for an Academy that integrated researchers from East and West and as such constituted a new start as a sign of hope. It proved to be a scientific institution that could be trusted to pursue truth without political bindings and forward trust across sciences and scientists, among its members, but also to the larger society. Trust is only to a little extent negotiable. It is very often intuitive. It is something one can earn but not demand. This is just as true today as it was in 1993. For science and scientists, trust is essential. But we are all faced with the challenges that scientific results and advice are being questioned and disputed, which of course, on the one hand, is the essential part of any research in academic settings. On the other hand, we also experience more challenging situations, for example when *Querdenken* and alternative facts take hold of public debates. We experienced this during the pandemic. We know it from the climate debates. We know that gender research is disputed. For example, some of our scientists are often discredited as being politically biased, and scientific results are rejected or relativized as just being one option among many. And some even refer to authorities as if there were no difference between believing that the Earth is flat or that climate change is not human-made and science-based knowledge.

When facing such challenges, the importance of the BBAW really lay in taking an active choice for truth, freedom, and excellence of science. That was an extremely important choice.

So when looking ahead into the next 30 years, defending science and scientists and having a voice in the public will be increasingly important. I know that the BBAW plays an active role as science adviser to politicians. From reading the yearly reports, I am impressed with the exchanges it has with society, by the creativity and the many interdisciplinary initiatives that are carried out.

I also believe that the history of the Academy especially equips it to fill the role as an advocate for science. To have such a voice is not something you just have because you're an Academy, but BBAW has it because it embodied – from its start – a choice for openness and transparency. These are fundamental values.

The BBAW says on its homepage that it is future-oriented. But when looking towards the future, one has to have a place from where one looks and orient oneself. And what you see will always depend on where you stand. One such point of orientation is history. In this regard, BBAW is a bit like its home city Berlin. It is new and old at the same time and the lines and marks of history are evident in its life. History is somehow layered up and cannot be escaped. Neither should it be. The history of Berlin-Brandenburg's Academy is not only about the last 30 years but also the last 300 years. It has the tradition of Leibniz. It carries the marks of the Academy during the Kaiserzeit, that of the Nazi regime, of the Cold War and the divided city and land, and the reunited nation with Berlin again as the capital. This is both a proud and complicated past. Science was not innocent in the past, and its relationships with different political interests have in many cases been poisonous, complicated, and problematic. But it is also a history full of great names and achievements.

We from other academies can only envy you. This history and these histories in all their colours and shades, it's from where the future starts. The Academy movement and BBAW represent something valuable, not only to the scientific community, but to all of us. We live in a time with chatbots and algorithms, and these can often make the world smaller, more polarized, more selective. Academies form a counterculture to that or could be an arena that brings together scientists across disciplines in ways not even comprehensive and research intensive universities as Humboldt or as my own in Oslo are able to. What distinguishes the BBAW from many other academies is also its mandate to research within humanities. I did not know that before preparing for the symposium. Humanities are being downsized in many places, given less priority by politicians and also in many research councils as well as at universities. I think that the BBAW can play a special role here, important not only to the German science community but to us all internationally. And I think it also can do that because it has taken a stance to be a trustworthy institution. Thank you.

Christoph Markschies: Thank you so much for this rich basket full of impressions and recommendations, a true bunch of flowers. I would like to pick up on two. We will first have a discussion here on the podium and then invite the auditorium to join in.

The first flower I would like to pick up is the surprise about *shared traditions*. Our image of Leibniz is not the image of Leibniz visiting Spinoza. It's more or less a German Leibniz. Quite often, he is interpreted in the framework of the nationalism of the 19th and 20th century. So to realize: Leibniz is exactly the opposite, Leibniz is



present in Africa, Leibniz is present in the life of Spinoza, that is to realize that there are shared traditions which we have ignored, but which we can easily explore and keep present.

The first question is, how we can better identify these shared traditions. And as you have said, it's not only Leibniz, there are other topics, like the *Corpus Coranicum*, the critical edition and commentary to the Qur'an, so that we realize the large exchange in medieval times and beyond, the multiculturalism of the past, think of Worms, Speyer, Cologne, etc.

These were multicultural cities in a multicultural Europe, a Europe where Islam and Islamic philosophy, Islamic interpretations of Aristotle were present. So, how can we better realize our shared traditions to build up a better networking community of researchers in all parts of the world?

That's a question to all of you.

Nili Cohen: I can talk about the shared traditions. Actually, I think that we all share a cultural tradition. I'll start with the Book of Genesis. We are told about two trees growing in the Garden of Eden, the Tree of Life and the Tree of Knowledge, both from which Adam was not allowed to taste. Adam made his choice and decided to eat from the Tree of Knowledge. Adam's choice reflected his preference for knowledge, though one should honestly admit, could we attribute freedom of choice to Adam, who was tempted to do it by Eve? But that's a question mark. Anyway, when we advance further in the Bible, in Proverbs, it is said that those who hold knowledge hold the Tree of Life. Well, knowledge

is in effect deemed equal to life, and indeed, what is life without knowledge? Knowledge is the basis of our very existence as human beings, let alone as scholars. And I can say that, as scholars, we have chosen what Aristotle termed the good life. Since reason was understood by Aristotle to be the unique quality which humans possess, it followed that the good way for humans was to reason well, namely, to exercise intellectual virtue.

So, we have chosen the Aristotelian good life reflected so well in the partnership between our two academies. And let me specify. We signed, as I mentioned earlier, an agreement in 2000, under which the academies held a series of bilateral workshops in the humanities. And I'll briefly enumerate them: In 2009, we held a workshop on „Science and Peace, Science and War“, in which I was happy to take part. Then in Berlin, the topic was „Rationalization of Religion“, and religion encompasses the whole world. It's a global topic, which unifies all academies, all scholars. Then, in Jerusalem, „Religious Responses to Modernity“; again, it's a subject which brings together all cultures. And we also deliberated about „Religious Polemics in Judaism, Christianity, and Islam“. Those are all topics that cross borders. In December 2009, you, Christoph, came to a symposium for young scholars under the title „Frontiers of the Humanities.“ And you, Christoph, gave a wonderful lecture titled „Compassion: Some Remarks on Concepts of Divine and Human Compassion in Antiquity“. I fully agree with you, Aud, that we have to fight against the decline of humanities. It's part of our universal culture.

Christoph Marksches: Perhaps to sum up, the answer is that we should closely live together and increase the number of meetings, having common fights, for exam-

ple, for the humanities, so as to combine not only our explorations of shared traditions, but to share our needs, the struggles in our academic institutions. This all might help to explore more shared traditions.

Would you like to continue, Souleymane Bachir Diagne? What would you recommend to us from an African and a New York perspective – I have the impression that the last 30 years have been a period of realizing first the establishment of a European academies alliance, and now we are realizing, oh, surprise, it's not only The Hague and Berlin, and it's not only Tallinn and Berlin. Large parts of the world have been ignored. What would you recommend to us?

Souleymane Bachir Diagne: I think we should first stress the word „sharing“. And it is important to emphasize that word, to underline it at a time when we are trapped in some kind of fragmentation. We are living in a world of fragmentation, of ethno-nationalism, of tribalism and we cannot ignore that that is how the world is right now. In precisely this situation, it is the role of academies to build bridges, to remind everybody what we share, the kind of traditions we share. The fact that Leibniz travels is something that is important to acknowledge, as is the fact that, indeed, there is an interest among African philosophers towards Leibniz for reasons that have to do with the fact that they are in Africa.

To give you an example, I mentioned very quickly before Leibniz' *Monadology*. I do believe that, in the times in which we live, we need to escape a generalized relativism which is a danger. If we are living in a world of generalized relativism, where you just have juxtaposed identities, each of them being justified only in their own context, sharing has no meaning, because we will not share the same stage, the same public space where we would be speaking the same language – even though we might be speaking different tongues. Instead, everybody would just perform their own identity. I will just perform my identity as an African, as a black man, and so on, so forth, and say that, if you do not share that identity, you should not be speaking about it because there is no way you can enter my experience. This approach is a true danger.

Having this idea of sharing, not just the humanities in the plural, which are our disciplines, but humanity in the singular is very important. And it brings me back to Leibniz. Leibniz teaches us that, between abstract universalism, a kind of imperial universalism and generalized relativism, you have room for something in the middle that I would call pluralism. That is what Leibniz teaches us. And I believe that the model of *Monadology*, the idea of having at the same time a plurality of

monads but all of them conspiring together in a way and sharing the same horizon of a projected universality is something we should be sharing. That is the kind of tradition I see us sharing.

And I believe that academies working together, a network of academies building bridges, etc., would be something very, very, very useful in that direction. For example, I was having an excellent dinner with my good friend Andreas Görger last night. He showed me a plan he has to bring together philosophers to think about Kant from different locations. And that is very important. Shedding light on Kant and understanding why you have an African Kant or an African Leibniz, etc., is something very important. That would be my recommendation and the emphasis I invite us to have when it comes to the idea of sharing: sharing our humanities (as in: our disciplines) but, first of all, sharing our humanity, having a sense of a shared humanity.

Christoph Marksches: It's a wonderful idea to conceptualise pluralism as a structured pluralism in between complete realism or a unitarian attempt to harmonize all things, the wonderful idea of Leibniz of a harmonized plurality, which is a kind of *coincidentia oppositorum*. And making this work is a wonderful purpose for our academies. We are sometimes perceived as being something of the past, but this really is a topic where the value of academies becomes visible, as – so to say – pressure groups for a structured plurality and pluralism in our societies and between our different societies.

What do you think of this point of shared traditions, Jüri Engelbrecht?

Jüri Engelbrecht: I am afraid that in my field, mathematical physics, Newton is actually more important. But as you both just said, Leibniz stressed the idea of harmonizing the plurality. And that seems to be really the important problem in our society, which is actually complex. Complexity studies are so important: people just do not realize all those relevant interrelations, and that's why we had these problems during the COVID crisis and then during whatever other crises we face. We are all interacting with each other. And that is why science education is so important, something that ALLEA has been promoting. It's not just about producing new Ph. D.s. It means that everybody should understand that decisions taken must be based on scientific evidence. That is usually forgotten.

I arrived this morning, and we were at the Einstein Café here around the corner. We have a Newton Bar there on the other side of Gendarmenmarkt. Where is the Leibniz Café?

Christoph Markschies: Leibniz Café is here. We are rebuilding a wing of this building that was destroyed during the war and we will have a Leibniz café there. It's so interesting to realize how contemporary some ideas of Leibniz, Newton, and others we have mentioned are. For instance, the Nobel Prize winner Anton Zeilinger speculated, concerning the question of the behaviour of quantum particles and the question of how they are related if there is no causality to explain it, that perhaps it's the prestabilized harmony of Leibniz.¹

So we do not have to update those ideas necessarily, but some become relevant in a transformed way – which fits our slogan Wandel durch Aufklärung. Aud, would you like to comment on shared traditions?

Aud Valborg Tønnessen: The first thing I should mention: I represent the Norwegian Academy of Science and Letters, but Norway has some other academies. And the oldest one is also related to Leibniz, which is the Royal Norwegian Society of Sciences and Letters in Trondheim, which was established in the 18th century by Johan Ernst Gunnerus. He had studied in Jena and later became a bishop in Trondheim. Much of his work is based on Leibniz and he translated Leibniz into Norwegian, or rather Danish.

.....
¹ Vgl. den Festvortrag von Anton Zeilinger bei der Jahresversammlung 2023 der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, einsehbar unter: https://youtu.be/-jysb-_ZQIs?si=IhK_ONU50KRsgfVQ (letzter Zugriff am 12.12.2023).

One thing I believe is important when we speak about Leibniz and shared tradition is that the Academy movement, if you call it that, is somehow different from the universities from where we come. And it provides, as I see it, some opportunities to cross borders in ways that is much more difficult in what you could call the more ordinary life of an academic at the university, because then we are much more within our disciplines, institutes, faculties. And that is often addressed as the precise challenge for modern universities, how to bridge the gaps. Universities are so different from academies, but I think that is one of the great values that we have in the academic tradition that it is an arena to share ideas, to share knowledge across disciplines with society in a way that is very often difficult to achieve otherwise.

Christoph Markschies: The second flower I would like to pick up from your wonderful impulses is the *question of trust*. I was a little bit surprised about what we heard yesterday: all participants of the different rounds were so surprised about the German reunification. It was never expected that it would happen in such a fast way...

And I have the impression that this expression „we never expected...” is relevant again, today. In contrast to the view held up in the Baltic States, where I heard no one saying „we never expected Russia to...”. Even though there is long-established research in different



fields that could point to such events, we are so often surprised that they happen.

Now, my question is, is there a link between such surprises to the loss of trust in science? In Germany, we can observe that the trust in science to a certain extent is increasing and – at the same time – to a certain extent declining.

What can we do to strengthen trust? Perhaps this is somehow related to the questions of how we can prepare for such surprises, how we can increase preparedness of our research in the academies to strengthen trust.

We should start with the person who brought up trust in our discussion, Aud.

Aud Valborg Tønnessen: Yes, I was also a bit puzzled yesterday. I really loved the sessions, but I was also a bit surprised that everybody seemingly was taken by surprise.

On the other hand, I was struck by the pragmatism that was palpable when people talked about the dissolution of the AdW and the reconstitution of BBAW. It was somehow very pragmatic, no nonsense. It sounded much like „we just needed to do this“, whereas I was thinking that there was some urgency to it because, if one did not do it, you would not only have research capacities in East and West. It was about the legitimacy of science in general. But this was never brought up explicitly.

More recently, if you look at the Querdenken movement in Germany and how much media coverage it got. You saw the big demonstrations. It's what we call an unholy alliance between very different kinds of groups. I was thinking before coming here, if it also is somehow related to the history of Germany that these movements get at least the publicity that makes them look maybe stronger than they are. And maybe it has also something to do with the lack of trust that we can observe as a phenomenon throughout history. Of course, this is not only a challenge in Germany. We have it also in Norway. I think this is something to which there's no easy answer. And still, we need to strive to be trustworthy.

Christoph Markschies: Indeed, all of German society faced crashes of trustworthiness in the 20th century, not only academia. This has obviously remained as a trauma in certain parts of German society. How about the decline of trust in institutions in the Baltic States? Is it the idea „We were able to throw out the Russian occupation and to re-establish trust“, or are there also problems with trust in academia and in academic institutions?

Jüri Engelbrecht: If I now start thinking about all these historical events, then I think that, in our case, it was really something that was sustained by a strong sense of community, of acting together.

And this also applies to academia and its relations with itself and with society. I am currently trying to write an essay on Invisible Colleges. They really work: having such forms of permanent exchange, of meeting regularly builds up trust, even when you do not agree upon everything. You understand each other better.

Academy mustn't be like an ivory tower, isolated, or trying to just give orders. There needs to be a permanent and vivid exchange. And yes, researchers also need the freedom to decide what they do, to look ahead – so they need trust, not just to solve this current problem today or tomorrow, but to look many years ahead. As so often, communication is key in this.

Christoph Markschies: Thank you. I'm probably not the only one interested in the fact that there is obviously an attempt by politicians to demolish trust in science in the United States and elsewhere.

But what about Senegal? What about countries in Africa? Are there comparable cases? I have to confess that I know nothing about the trust in science in African countries. Are there comparable developments?

Souleymane Bachir Diagne: Well, I was living between Senegal and the US during the pandemic actually. And New York in particular, where I live, was the epicentre of it all.

And the question of trust was crucial at that time because one fear that everybody had, especially Africans, was that the trust in science would be so weak that maybe it would be very difficult to make African people take the measures they needed to take, especially when science seemed to be contradicting itself. It was very hard to understand that such contradictions just happen, because it is scientific that scientists tell you on Monday that you should wear masks and on Wednesday that you should not and then come back on Friday with a third opinion. The idea that science, as Popper famously said, works by conjectures and refutation and that to say that something is scientific doesn't mean that it is absolutely 100 percent certain but that it is something you can discuss, something falsifiable, as he put it, was something very hard to explain. And here, I come to religion: The fear was also that religion would go against trust in science, because people, if you ask them to respect social distancing, it means for them not going to the mosque, not praying together, etc., so that they might not do it.

It was a good test, as religions, generally speaking, were able to bring out the core rationalist thinking that they have. I wrote a piece in a Senegalese newspaper about an Islamic tradition. There is this story that Umar ibn al-Khattab, who was the second Caliph of Islam, was one day traveling to a city. And he was told that there was a plague in that city. The caliph was travelling because of some important business. So the question was, should we go? Or should we stop? And there were people who would say to him: „Are you not trusting the decision of God? Since we decided to go, we should be going“. And he said, „Okay. Let's sleep about it“. And during the night, someone who was a little late joined the expedition and said, „Well, I heard the Prophet of Islam one day say, if plague happens somewhere and you are already there, don't go out, but don't go there, if you're not“. And then the Caliph said: „Thank God, we have our answer“.

Why is this important? Actually, this brings me back to Leibniz, and now I'm going to say something negative about my hero Leibniz. Leibniz famously considered that Muslims were fanatics. He is the one who coined the expression *fatum mahumetanum* or *fatum à la turque* in French, the idea that Muslims are so fanatic that they just believe that, even if the roof is falling, I should not move because, if God decided I should die, I will die. If he decided I should not, etc., which is crazy. He was defending himself from accusations of being a deterministic philosopher. This is why he blamed it on the Muslims, saying no, no, no, I'm not deterministic. It is the Muslims.

But the story I just recounted illustrates the rationalist response to the idea of predestination. I used it to emphasize the fact that everything dictated by reason and science should be considered to be religious in itself and not against religion. But people did not need my piece to take the right decisions, and thank God, they were taken, which brings me to what was just said. Communication is very important, making sure that you speak to the people in their own language, telling them, okay, maybe religion would tell you that you should be doing something different, but in fact, if you understand your own religion correctly, this is what should be the right answer. It takes communication, obviously, because you are competing with social media. I remember all the conspiracy theories on social media at that time, saying that COVID was a hoax and not just that it was a hoax, but it was also a plot from Western countries to eliminate African people to take their land.

This seems crazy, but the crazier the stuff is, the more belief it gets on social media, unfortunately. So we live in times where we have to overcommunicate somehow

in terms of rationality, reason, science, because there are contrary forces.

Christoph Markschies: There are lots of developments in Israel at the moment. We are all observing this with hope, great hope, and also some fear. What about trust in science in your country at the moment, Nili?

Nili Cohen: At the moment, I feel that we are fine, but I would like to refer to the general question of trust in science. I think that, paradoxically, distrust is rooted in science because every scientist wants to discover a new truth, and this new truth actually erases the former one. So, trust is, or distrust is, part of a scientific examination. Of course, there is a total division between natural science and humanities and social science. When we talk about social sciences and humanities, they're basically based on convictions, political views, and so on. So let's limit our discussion to natural sciences. And in the natural sciences, there is the paradox of mistrust. But how can we build trust in science? We build trust in science due to technology. We see the products of science which we can use. And they evidence the trust in science.

Another problem which relates to this one is the negative impact of technology, artificial intelligence, computer sciences, and so on, and their potential for massive destruction. This imposes the responsibility for professionalism on the scientific community. Let's remember the legend of Faust, who was maybe a real person. We're not sure. He desired to know everything and to reach to every truth. And he was ready to make a pact with the devil. We have to be warned not to make pacts with devils and put moral limits on our desire to know everything.

Christoph Markschies: We will have lunch shortly, so I want to open up the discussion to the audience.

Chris Hann: Thank you very much to all of the speakers for your rich presentations. I'd like to just pick up on some remarks, especially by Professor Tønnessen and Professor Engelbrecht. I'm sorry, I wasn't there for the opening session yesterday, so forgive me if I'm repeating points made there. But I'm interested in the transformation in this country in comparison with the neighbouring countries. Professor Markschies mentioned Hungary, and I knew the situation quite well there in the early 1990s. Now the basic keyword for the Hungarian Academy of Sciences is continuity. And it was the same in Prague. And it was the same in Warsaw. And so the question arises, were the populations of those countries more distrustful of their academies than the population in this part of the world? Were those socialist academies more contaminated by socialist ideology? I don't really

think so. I think we should not lose sight of the fundamental political fact that this is the country, the part of a country that was swallowed up by its larger neighbour. And that makes the fundamental difference here, which has consequences for the circumstances that Professor Engelbrecht alluded to. I'm very glad that you visited parts of East Germany where there was continuity, and Max Planck could pick up what was worthwhile from the old system. But the fact is that all the evaluations of scholars in this part of Germany, evaluations which did not take place in Hungary or in Czechoslovakia as it then was, or in Poland, it did have a huge impact on hundreds of thousands of researchers.

And I knew very good people in my own discipline, which is anthropology, who basically had to take early retirement and leave in rather undignified circumstances in order to make room for colleagues coming in from the West. So that is a dimension, if you like, a colonial dimension – that's provocative, I know, but it's a connection to the remarks we heard from Souleymane Bachir Diagne. I just don't think we should lose sight of those political circumstances in this country 30 years ago.

Christoph Markschies: I think we should first hear some questions and then answer in a concluding round. This was Chris Hann from Halle, former Director of the Max Planck Institute of Ethnology there. Any other questions? Yes, Olaf Dössel, from the Karlsruhe Institute of Technology.

Olaf Dössel: Many thanks for this interesting discussion. I have a completely different aspect, which I would like to hear your comments on. It is a privilege of us professors to travel around the world and see other countries, observe the plurality, different point of views, different cultures.

During my visits to conferences and labs, I always try to really get immersed in some way into different cultures. And all my kids tell me: „Your carbon dioxide footprint is a disaster. You stop. You have to immediately stop travelling“. So do we all have to stop travelling to other countries to get immersed into different cultures? Is it possible to get different points of view in a comparable fashion and really grasp and dig deep into other cultures via an Internet connection, via Zoom?

My question also has somewhat to do with the issue of trust, because there is just a different type of trust you develop with someone who is sitting in front of you.

Christoph Markschies: And the last question in this auditory round is from Bénédicte.

Bénédicte Savoy: It's the same question, but enlarged to the question of visa. What can academies do in order to facilitate the distribution of visas so that, for example, people from the African continent, can travel here more frequently to have these face-to-face situations? Because we have huge problems.

Christoph Markschies: We will take turns answering and I think I should answer the question concerning as the President of this Academy.

Aud Valborg Tønnessen: Thank you. I want to offer a reflection on the question about ruptures and continuities and the difference between, I would say, this Academy and the others.

One point could be that to relate critically to one's history and to the necessary mix of breaks and continuities is something that is very valuable. If I was to respond a little bit critically, I would say that, maybe in Hungary, the focus on continuation should have maybe included also some reflections on this – probably it did, but I don't know. When looking from the outside at some of the political developments, it's difficult to say what is causing the things that are happening.

I think that a reflection on history and how you integrate it critically into today's situation is mandatory for all of us who have responsibilities within science.

It might be that the whole situation in Germany could have been different. But from where I am standing and looking, I also think this self-critical awareness about history and how that can be formative and play a role is something one has to relate actively to. And I think that is an advantage.

And then there is lots more to say about travel. That is so difficult. There is this ambition at my university – and also by the state – that we should travel less. And so, we get less money. I think for the humanities, sometimes, it's very difficult to say one should not travel and meet up with people. I think that such meetings are the infrastructure of humanities. We don't have very expensive carbon-heavy machines. So maybe those who have that should travel less. But our scientific infrastructure is constituted by meetings. And I don't think you can replace that with Zoom. But we have to find a way to cope with it. And maybe not travelling a very long distance for just a very short time could be one way of being more responsible.

Jüri Engelbrecht: I would like to add another keyword to trust. It's diversity. For scientific work to properly function, you have to integrate diversity into research.

The plurality of different scientific approaches, different scientific systems or different institutes and academies working next to each other – and hopefully oftentimes in cooperation – that is diversity at work. A very rigid and centralised system does not give you such good results. So, when looking at history, we have to learn from those examples when there was a diversity of scientific actors that was able to produce the best results together.

Souleymane Bachir Diagne: One quick remark about using Zoom etc. I think that is one good lesson that we learned from COVID that many travels are not necessary. In particular, participating in dissertation committees. I have discovered that you do not need to travel just to be sitting on a committee, making your remarks. Those are things we could probably do without.

I'm speaking as someone who, although an academic, believe it or not, has become a frequent flyer. I have reached the platinum status, which means that I should be ashamed about my carbon footprint, obviously. We surely could and must cut some of those travels.

But the question of visas is crucial. I'm looking forward to your response to that because it is sometimes so humiliating. I'm fortunate enough. Usually, I travel to Schengen countries. I have kept my Senegalese passport. And I get many years on my passport because usually cultural services know me. But I remember times when it was just humiliating to deal with someone who was not an academic and who was looking at you as if you were trying – at your age and with your job – to start a new career as an immigrant. That is just humiliating. I also remember colleagues being embarrassed at the beginning of a conference saying, „Okay. Our colleague so and so could not come because they did not get a visa“.

What is the solution? Maybe academics should be trusted, to come back to the notion of trust, to just say, „I have this list of people, and they need to come“. That would be my hope.

Academic circulation is important. It always has been. When we look at the past, there was a kind of international of academics travelling from place to place. We have to invent a modern form of that and expand it, open it to countries that have been marginalised and to people who have passports that thus far do not easily pass ports.



Nili Cohen: Great. I think that one of the positive impacts of COVID was the accelerated use of technology. And I agree that there are certain meetings which can be made by Zoom. But I see no substitute to personal meetings in order to forge a real relationship and to get to know foreign cultures. Zoom cannot facilitate that.

Christoph Markschies: Thank you for the question concerning visas, because that's the test question of whether we are merely proclaiming some nice ideas on a podium, or whether we are really interested in sharing traditions and really interested in establishing common ideas about how to reinstate trust in science.

So I think, as you have said, it's necessary that we lobby our Ministry of Interior Affairs and some institutions in our states in Berlin and Brandenburg and Saxony and elsewhere. As you have said, one cannot establish a discourse on the same level if one part feels humiliated in the attempt to be part of that discourse. I think this is the test case: Are we, as we said, not only sharing traditions but living together and getting to know the basic needs of the people with whom we would like to collaborate. And I have to say, I am convinced there is a lot we can do, and there are lots of people who will remind me if I forget this. And I promise, we will do this.

I'm quite certain we could keep going for some time, but without lunch that's perhaps not such a good idea. So: many thanks to all of you!

Den Videomitschnitt der Podiumsdiskussion können Sie hier anschauen:



Die Akademie feiert

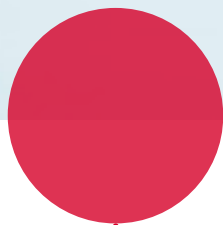








Leibniztag



Christoph Marksches

Begrüßung des Präsidenten

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

Begrüßung von Christoph Markschies

AKADEMIEPRÄSIDENT

Nun, verehrte Staatssekretärin, liebe Sabine Döring, heute, verehrte Frau Senatorin, liebe Ina Czyborra, endlich, verehrte Frau Ministerin, liebe Manja Schüle, nun und heute und endlich kann ich es zur Eröffnung unseres Leibniztages und im Rahmen der Begrüßung unserer Ehrengäste ehrlich zugeben: Die Akademie hat die vergangenen drei festlichen Tage ausschließlich deswegen veranstaltet und feiert heute unverdrossen unter dem Motto „Wandel durch Aufklärung“ noch einen ganzen Samstag weiter, weil sie sich dreißig Jahre nach ihrer Neukonstituierung im Rahmen der deutschen Vereinigung gemeinsam und mit vielen Gästen über ihren Weg in den nächsten Jahren und Jahrzehnten vergewissern wollte. Für schlichte dreißig Jahre Weges einer über dreihundertjährigen Einrichtung wären vier festliche Tage vielleicht doch etwas opulent. Umso mehr freuen wir uns, dass uns der Bund und unsere beiden Sitzländer so hochrangige und zugleich so hochgeschätzte Politikerinnen geschickt haben, denen ich für die stete energische Unterstützung unserer Anliegen auch an dieser Stelle namens der ganzen Akademie von Herzen danken möchte.

Wenn sich die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften aber dreißig Jahre nach ihrer Neukonstituierung gemeinsam und mit vielen Gästen über ihren Weg in den nächsten Jahren und Jahrzehnten vergewissern will, braucht es dazu schon etwas Zeit. Denn zum Vergewissern muss man, verehrte Präsidenten und Altpräsidenten unserer Schwesterakademien aus Jerusalem, Tallinn, Vilnius und Wien, aus Halle, aus Göttingen und aus Heidelberg, liebe Nili Cohen, lieber Jüri Engelbrecht, lieber Jūras Banys, lieber Heinz Faßmann, dazu muss man, lieber Jörg Hacker, lieber Daniel Göske und lieber Bernd Schneidmüller, natürlich zunächst einmal zurückblicken – auf die Ereignisse vor dreißig Jahren, ihre Vor- und Nachgeschichte, wie wir es am Mittwoch dieser Woche in drei Veranstaltungen getan haben. Zukunft braucht Herkunft, wie bekanntlich Odo Marquard (übrigens ein bekennender Theoretiker des Skeptizismus) formuliert hat. Nun braucht aber, wie Marquard

im selben Zusammenhang formuliert (obwohl das deutlich weniger zitiert wird), Herkunft auch Zukunft, liebe Präsidentin und Präsidenten der Berliner und Potsdamer Universitäten, liebe Julia von Blumenthal, lieber Günter Ziegler, lieber Oliver Günther. Wir freuen uns außerordentlich über so viele Präsidentinnen und Präsidenten befreundeter akademischer Einrichtungen und von unseren Schwesterakademien. Zusammen denkt es sich leichter über diejenige Zukunft nach, die sich aus einem reflektierten Verhältnis zur Herkunft als Entwicklungsperspektive nahelegt. Auch hier bedanke ich mich von Herzen für das gute Einvernehmen und die vielfältigen Kontakte und gemeinsamen Aktivitäten.

Zukunft meine ich dabei in einem sehr präzisen Sinne, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Mitglieder, liebe Mitarbeitende, liebe Gäste, insbesondere liebe Podiumsgäste Julia von Blumenthal, Heinz Faßmann, Julika Griem, Joachim Müller-Jung, David Nirenberg und Dorothea Wagner und natürlich auch: liebe Schülerinnen und Schüler: Da eine Akademie im deutschen Wissenschaftssystem vielleicht derjenige Ort ist, an dem die größtmögliche Freiheit herrscht, weil eine Akademie sowohl ein Stück „konkreter Utopie“ (wie es am Mittwoch drüben in der Akademie formuliert wurde) als auch ein Stück „realer Vision“ unrealisierter, vielleicht unrealisierbarer Möglichkeiten des ganzen Wissenschaftssystems ist (wie gestern ein neu zugewähltes Mitglied formulierte), wäre es schlimm, wenn wir nur eine eingefrorene Momentaufnahme der besonderen Reputationszumessung im deutschen Wissenschaftssystem abbilden, eine bloße Versammlung von Exzellenz, eine schlichte Honoratioren-Akademie wären. Die, die sich vor dreißig Jahren an die Neukonstituierung der Akademie machten – ich nenne im Rahmen dieser Begrüßung vor allem den Münchener Althistoriker Christian Meier und den Konstanzer Biologen Hubert Markl (wir werden noch ihre Bilder auf der großen Leinwand sehen) –, prägten den schönen Begriff „Arbeitsakademie“ und verstanden darunter gerade nicht, dass Scharen von „Hilfsarbeitern“ und „Akademiebeamten“ wie in

der vormaligen Preußischen Akademie für die akademischen Mandarine des Kaiserreichs die Inschriften, Münzen und kanonischen Texte sammelten. Selbst arbeiten anstatt andere für sich arbeiten lassen, die zentralen Themen der Zukunft schon heute proaktiv und gemeinschaftlich identifizieren und inter- wie transdisziplinär behandeln: Diese Ansätze übernahm man als Erbe aus der nach drei Jahren 1990 schon wieder aufgelösten Akademie der Wissenschaften zu Berlin im westlichen Teil der Stadt, so, wie man die Klassenstruktur, die geisteswissenschaftlichen großen Editionsprojekte und die historischen Sammlungen der ebenfalls aufgelösten Akademie der Wissenschaften der DDR im östlichen Teil der Stadt in die neu konstituierte Einrichtung integrierte. Obwohl der von Senatsdirigent Bernhard Kleber formulierte Namenszusatz „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften“ Kontinuität zu einer der Existenzformen der sich ständig wandelnden Berliner Akademie signalisierte und aus juristischen Gründen auch signalisieren sollte, brach man 1993 mit einem ehernen Prinzip dieser Akademie, dem Ortsprinzip, das nur die Zuwahl solcher Menschen zu ordentlichen Mitgliedern gestattete, die entweder in Berlin selbst wohnten oder in einem Ort, „der mit Berlin in Pferdebahn- oder Dampfeisenbahn-Verbindung steht und im letzteren Fall nicht weiter als dreißig Kilometer von Berlin entfernt ist“. Die BBAW wählt seit 1993 Menschen an allen Orten dieser Welt zu ordentlichen Mitgliedern und man darf vielleicht sagen, dass erst durch die Einführung hybrider Sitzungsformate im Zuge der Pandemie seit drei Jahren diese seinerzeit heftig umstrittene Entscheidung sich als durchgängig sinnvoll erwiesen hat, allein schon im Interesse einer notwendigen Steigerung der Diversität. Dabei helfen uns einschlägig arbeitende, befreundete Institutionen, für die ich stellvertretend unser Mitglied Carola Lentz, die Präsidentin des Goethe-Instituts, begrüße, und Hartmut Dorgerloh, den Generalintendanten des Humboldt-Forums.

Was bedeutet es aber für das hehre Ideal der Arbeitsakademie, wenn alle vor der Pensionierung Zugezogenen sich anderswo auch für Exzellenzcluster und ERC-Grants engagieren sollen und die Mitarbeit in der Akademie in der universitären leistungsgesteuerten Mittelvergabe nicht berücksichtigt werden kann? In der vormaligen Preußischen Akademie gab es immerhin für alle ordentlichen Mitglieder ein zusätzliches Monatsgehalt von 900 Mark, damals viel Geld. Was bedeutet der in meinen Augen dramatische Kulturwandel im deutschen Wissenschaftssystem, in dessen Zuge jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verlässlichere Karriereperspektiven fordern, für das Miteinander von Mitgliedern und Mitarbeitenden in der Akademie? Ich durfte nur in der Athener Akademie an einer Plenumssitzung teilnehmen, sagte am Mittwoch ein höchst

verdienter Mitarbeiter unserer Akademie, der seit 1983 für die Berliner Akademie griechische Inschriften ediert.

Für den Umgang mit unseren Mitarbeitenden sollte ebenso wie für die Zukunftsthemen gelten, dass wir proaktiv nach neuen Lösungen suchen und vorangehen, aber nicht eine vergehende Form dieses Wissenschaftssystems konservieren oder gar repräsentieren. Vorwärts in die Montagehalle, um einen inzwischen geflügelten Tweet zu einem der verschiedenen schwierigen Gesetzesvorhaben geringfügig zu modifizieren. Ich weiß mich bei der Arbeit an solchen Herausforderungen einig mit Wilhelm Krull, dem Vorsitzenden des Senats der BBAW, und mit Friede Springer, der Vorsitzenden des Collegium pro Academia, des Fördervereins der BBAW, die ich ebenfalls herzlich unter uns begrüße und für deren Unterstützung ich von Herzen danke.

Natürlich kann ich nicht alle hier im Saal begrüßen, die ich gern begrüßen möchte und die einen Dank verdient hätten, aber ich möchte noch Kai Uwe Peter, den Präsidenten der Schiller-Gesellschaft und dazu ein Mitglied des Senats der BBAW, und Sandra Richter, die Direktorin des Literaturarchivs Marbach, erwähnen. Nachher, präziser: um 15:00 Uhr, nach dem Empfang und dem Mittagessen drüben in der Akademie, eröffnen wir im Gebäude der Akademie „Marbach an der Spree“, genauer „Marbach am Gendarmenmarkt“, eine kleine, aber feine Zweigstelle des großen deutschen Literaturarchivs in Marbach und freuen uns auf die Ausstellungen von Marbacher Materialien, aber auch auf alles, was wir gemeinsam präsentieren und edieren werden. Zuletzt ein Wort zur Musik: Die Kammerakademie Potsdam spielt, aus guten Gründen. Sie ist zwar nur etwas über zwanzig Jahre alt, aber entstand letztlich aus einer Serie von Abwicklungen nach der deutschen Vereinigung durch Neukonstitution – wie die BBAW – und sie spielt sowohl Musik, die an den brandenburgischen Höfen erklang, die ursprünglich einmal die Kurfürstlich Brandenburgische Societät der Wissenschaften gründeten und alimentierten, als auch Kompositionen unserer Tage: Ruth Zechlin studierte bei den Leipziger Thomasorganisten Straube und Ramin, komponierte und war Rektorin der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ Berlin und Vizepräsidentin der östlichen Hälfte unserer Berliner Schwesterakademie, der Akademie der Künste zu Berlin. Reiner Bredemeyer war langjähriger musikalischer Leiter am Deutschen Theater drüben auf der anderen Seite der Spree.

Und nun wünsche ich uns allen einen ebenso anregenden wie unterhaltsamen Leibniztag und darf Staatssekretärin Sabine Döring, Senatorin Ina Czyborra und Ministerin Manja Schüle um ihre Grußworte bitten.



Sabine Döring

Grußwort der Staatssekretärin

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

Grußwort von Sabine Döring

STAATSSSEKRETÄRIN IM BUNDESMINISTERIUM
FÜR BILDUNG UND FORSCHUNG

Sehr geehrter Herr Präsident Marksches,
sehr geehrte Frau Ministerin Schüle,
sehr geehrte Frau Senatorin Czyborra,
liebe Gäste dieses besonderen Festtages!

Es ist mir eine große Freude und Ehre, mit Ihnen zusammen das dreißigjährige Jubiläum der Neukonstitution der BBAW begehen zu dürfen. Auch im Namen von Frau Bundesministerin Bettina Stark-Watzinger und des gesamten BMBF gratuliere ich sehr herzlich zu diesem Festtag.

Wenn Sie diese Veranstaltung mit „Wandel durch Aufklärung“ betiteln, geht es Ihnen offensichtlich um eine Verortung und eine Vision für die Zukunft. D’Alembert, einer der führenden Denker der französischen Aufklärung, charakterisiert sein Jahrhundert als das „der Philosophie schlechthin“, und zwar aufgrund des enormen intellektuellen und wissenschaftlichen Fortschritts der Epoche, aber auch aufgrund der Erwartung der Zeit, dass die Philosophie (im weitesten Sinne der damaligen Zeit, der die Natur- und Sozialwissenschaften einschließt) das menschliche Leben dramatisch verbessern würde. Für die Denker der Aufklärung selbst ist die Aufklärung keine historische Periode, sondern ein Prozess der sozialen und geistigen Entwicklung, der weder an Zeit noch an Ort gebunden ist.

In seinem berühmten Aufsatz „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“ von 1784 bestimmt Immanuel Kant den Begriff der Aufklärung als Befreiung des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; „Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“.

Kant identifiziert hier Aufklärung mit dem Vermögen, selbst zu denken, seine eigenen intellektuellen Fähigkeiten einzusetzen und sich auf sie zu verlassen, um zu entscheiden, was man glauben und wie man handeln soll.

Philosophen der Aufklärung aus allen geografischen und zeitlichen Bereichen neigen dazu, großes Vertrauen in die intellektuellen Fähigkeiten der Menschheit zu haben, sowohl, um systematisches Wissen über die Natur

zu erlangen, als auch, um als maßgeblicher Führer im praktischen Leben zu dienen.

Dieses Vertrauen ist in der Regel gepaart mit Misstrauen oder gar Feindseligkeit gegenüber anderen Formen oder Trägern von Autorität (wie Tradition, Aberglaube, Vorurteile, Mythen und Wunder), insofern diese als Konkurrenz zur Autorität der eigenen Vernunft angesehen werden. Die Aufklärungsphilosophie steht tendenziell in einem Spannungsverhältnis zur etablierten Religion, da die Befreiung aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit in diesem Zeitalter, das Wagnis, selbst zu denken, die Erweckung der eigenen intellektuellen Kräfte, in der Regel die Ablehnung der Rolle der Religion bei der Lenkung des Denkens und Handelns erfordert.

Der Glaube der Aufklärung – wenn man ihn denn so nennen darf – ist, dass der Prozess der Aufklärung, der fortschreitenden Selbststeuerung des Denkens und Handelns durch die Erweckung der intellektuellen Kräfte, letztlich zu einem besseren, erfüllteren menschlichen – nämlich vor allem einem freien oder autonomen – Dasein führt.

Mit dem Titel „Wandel durch Aufklärung“ knüpfen Sie an diesen „Glauben“ oder dieses Vertrauen in die Vernunftfähigkeit des Menschen an, wie sie heute übrigens längst nicht mehr nur den reinen Verstand, sondern auch die Emotionen miteinschließt. Das Programm der Aufklärung ist gewissermaßen Ihre DNA.

„Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“. Diese Redewendung soll besagen, dass man sich nur auf das verlassen soll, was man nachgeprüft hat. Was sie selbst insofern veranschaulicht, als sie fälschlicherweise Lenin zugeschrieben wird, sich in seinen Werken aber gar nicht belegen lässt.

Dass wir nicht ungeprüft „glauben“, sondern unsere kritische Vernunft einsetzen sollten, ist heute so richtig wie zu Zeiten D’Alemberts oder Kants. Und bis heute harrt die Vollendung des Prozesses der Aufklärung der Erreichung. Wie Kant im ausgehenden 18. Jahrhundert leben wir zwar in einem Zeitalter der Aufklärung, aber bei weitem nicht in einem aufgeklärten Zeitalter.

Deutlich erleben wir dies gegenwärtig etwa in dem Agieren der russischen oder der iranischen Regierung. Hier wird wider alle Vernunft gehandelt und die Freiheit verachtet. Wir leben in einem Staat, der wesentlich auf den Werten der Aufklärung aufbaut. Werte, die in unserem Grundgesetz Niederschlag gefunden haben. Zum Glück fühlt sich unsere Gesellschaft diesen Werten überwiegend verpflichtet. Aber auch in unserer Gesellschaft wird Wissenschaft häufig wenig geachtet oder für die eigene Ideologie instrumentalisiert. Beispiele sind die Leugnung des Klimawandels und Verschwörungstheorien im Kontext der Coronapandemie oder der Migration.

Nach Ernst-Wolfgang Böckenförde besteht das Dilemma des freiheitlichen, säkularisierten Staates darin, dass der von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann. Dies sei das Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist. Öffentliche Institutionen, auch und gerade in der Wissenschaft, können aber dazu beitragen, dass Vernunft und Freiheit gedeihen – nicht durch Zwang, sondern durch die Verbreitung von Wissen und das Vorleben eines aufgeklärten, rationalen Diskurses, so dass sich die Attraktivität der Aufklärung zeigt. Wo könnte dies besser geschehen als in den Akademien der Wissenschaft und in der BBAW?

Schon in den vergangenen Tagen dieser Festveranstaltung wurde auf die große Tradition der BBAW hingewiesen. Dem, was die Akademie und ihre Mitglieder in der Vergangenheit geleistet haben und heute leisten, gebührt höchster Respekt. Diese Akademie hat es immer wieder geschafft, sich auf ihre Wurzeln zu besinnen, auch wenn es in Jahrhunderten wissenschaftlichen Glanzes auch Brüche und Irrwege bis hin zum Abgleiten in menschenverachtendes Handeln in der Zeit ab 1933 gab. Nach der Wiedervereinigung wurden die Weichen zum Teil von außen neu gestellt, nämlich, als die Akademie im Jahr 1993 noch einmal neu gegründet wurde.

Diese Neugründung hat sich zu einem Glücksfall für die Wissenschaftslandschaft gerade in Berlin und Brandenburg, aber auch darüber hinaus entwickelt. Unter den Akademien nimmt sie – ich denke, die Präsidenten der anderen Akademien sehen das zumindest ähnlich – einen besonderen Rang ein, auch schon wegen ihrer Größe. Es spricht für Sie, lieber Professor Marksches, und die BBAW, dass Sie in diesen Tagen nicht nur zurückschauen und sich im Glanz der alten Koryphäen der Wissenschaft wohlig sonnen. Tradition ist bekanntlich nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers. Dies geschieht in der BBAW durch die unterschiedlichsten Projekte, die auch durch das von Bund und Ländern mit 75 Millionen Euro finanzierte weltweit

vermutlich einmalige Akademienprogramm gefördert werden.

Das Spektrum ist so bunt wie Berlin und Brandenburg. Die Arbeit an einer neuen Marx-Engels-Gesamtausgabe steht neben einer Monumenta Germaniae Historica, in der Quellen zur Verfassungsgeschichte des römisch-deutschen Kaiserreichs im 14. Jahrhunderts präsentiert werden.

Der Komponist Erich Wolfgang Korngold, dessen Musik in Deutschland lange vergessen war, wird in einem hinreißenden Projekt gewürdigt. Wissenschaftler widmen sich auch Goethe mit einem Wörterbuch. Darin soll der Wortschatz unseres Geheimrats dargestellt werden. Solche Projekte stehen exemplarisch für Grundlagenforschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften – Grundlagenforschung, der sich das Bundesministerium für Bildung und Forschung verpflichtet fühlt.

Dabei muss sich die BBAW wie auch die Akademien immer wieder vergewissern, was eigentlich das kulturelle Erbe ist, das bewahrt werden soll. Der Begriff ist beileibe nicht eindeutig umschrieben. An seiner Ausformung zeigt sich immer auch, wie sich ein Staat und eine Gesellschaft unter Berufung auf die Vergangenheit sehen möchten. Was stellen wir heute heraus, was lassen wir unter den Tisch fallen? Kümmern wir uns nur um unser eigenes kulturelles Erbe in Deutschland oder auch um das europäische und vielleicht sogar das der ganzen Welt?

Ich weiß, dass Sie über diese Fragen auch in der Akademienunion gerade im Augenblick verstärkt diskutieren. Das ist gut und notwendig. Um heute diesen Herausforderungen begegnen zu können, müssen wir auch neue Wege gehen. Haben Sie beim Weitergeben des Feuers auch weiterhin den Mut, ungewöhnliche Projekte zu fördern – ansteckende Ideen, die Menschen dazu bringen, für die Sache der Aufklärung zu brennen.

Wie Sie die Menschen erreichen können, ist in einer Zeit des sich beschleunigenden Wandels für eine Institution, die sich der Kultivierung einer jahrhundertealten Errungenschaft verschrieben hat, eine besonders anspruchsvolle Aufgabe.

Die alte Idee der Aufklärung, die, wie bereits ausgeführt, ohnehin nicht an eine historische Periode gebunden ist, bleibt hochaktuell, so dass ich Ihr Motto ergänzen möchte: „Wandel durch Aufklärung in Zeiten des Wandels“. Ich wünsche Ihnen, lieber Herr Marksches, und der gesamten BBAW bei dieser schönen Aufgabe ein gutes Händchen und viel Freude!

Herzlichen Dank.



Ina Czyborra

Grußwort der Senatorin

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

Grußwort von Ina Czyborra

SENATORIN FÜR WISSENSCHAFT, GESUNDHEIT
UND PFLEGE DES LANDES BERLIN

Sehr geehrter Präsident Marksches,
sehr geehrte Staatssekretärin Döring,
sehr geehrte Ministerin, liebe Manja,
sehr geehrte Präsident:innen der Akademien der
Wissenschaften und Universitäten, sehr geehrte Altprä-
sidentin der Israelischen Akademie der Wissenschaften,
sehr geehrte Mitwirkende und Gäste des Leibniztages,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich bin wirklich sehr froh, heute hier zu sein. Wir fei-
ern 30 Jahre Berlin-Brandenburgische Akademie der
Wissenschaften. Es wurde schon erwähnt, es sind eigent-
lich über 320. Aber das ist eben der Ausdruck der
brandenburgisch-preußischen Geschichte, ihrer Brüche,
die uns Lust und Last sind, auch in der Politik. Lust, weil
es verbunden ist mit dem Stolz auf Menschen und In-
stitutionen, die ihren Überlebens- und Freiheitswillen
immer wieder gezeigt haben, den Mut, altehrwürdige
Institutionen infrage zu stellen und neu zu erfinden.
Und an Feierstunden, die sich mit den Brüchen und dem
Freiheitswillen auch in der Wissenschaft auseinanderset-
zen, sind wir momentan ja reich. Das müssen wir heute,
gerade am 17. Juni in Berlin, wirklich betonen.

30 Jahre BBAW, 75 Jahre FU zeugen von diesen Brüchen
und Neuanfängen, die Berlin University Alliance hin-
gegen von einer neuen, gemeinsam gedachten Zukunft.
Die Akademie zeigt sich als geografisches, ideelles und
intellektuelles Zentrum der Wissenschaft in unserem
Raum. Sie ist eine sehr lebendige Verbindung zwischen
Berlin und Brandenburg. Sie fördert länderübergreifend
die Wissenschaft und den Dialog, berät Gesellschaft und
Politik, unterstützt die Zusammenarbeit der außeruni-
versitären Forschung mit Hochschulen Berlins und Bran-
denburgs. Die Größe der Akademie zeigt sich an ihren
exzellenten Mitgliedern, darunter viele der bedeutend-
sten Forschenden der berlin-brandenburgischen und
internationalen Forschungslandschaft. Einmal mehr wa-
ren unter ihnen im letzten Jahr zwei Nobelpreisträger,
Anton Zeilinger und Svante Pääbo.

Aber auch die Junge Akademie, die die BBAW und die
Leopoldina zusammen ins Leben gerufen haben und
die sich als eine Institution der Förderung exzellenter
jüngerer Forschender fest etabliert hat, zeugt von der
Bedeutung der Akademie. Man denke etwa an Heike
Solga und Katja Becker, letztere Präsidentin der DFG
und erstere Direktorin am Wissenschaftszentrum Ber-
lin, Trägerin des Berliner Wissenschaftspreises 2013 und
seit diesem Jahr Vorsitzende der Wissenschaftlichen
Kommission des Wissenschaftsrates. Aber die Junge
Akademie hat sich in den letzten Jahren, es klang ja
bereits ein bisschen an, auch in die Fragen der Zukunfts-
perspektiven für wissenschaftlichen Nachwuchs, Thema
Entfristung, Thema sichere Karriereperspektiven, und in
die Frage der Verfasstheit unserer Hochschulen einge-
bracht, Stichwort Department-Modell.

Die Menschen und die internationalen Netzwerke ma-
chen die BBAW zu einem Leuchtturm für exzellente
Forschung und, nicht zu unterschätzen, für deren Ver-
mittlung und Anwendung. Ein herausragendes Beispiel
hierfür, das gleichzeitig die Innovationskraft der Aka-
demie unterstreicht, ist die durch das Bundesministe-
rium für Bildung und Forschung geförderte Transfer
Unit Wissenschaftskommunikation. Gerade der Wissen-
schaftskommunikation haben wir ja auch in Berlin in
unserem Koalitionsvertrag einen zentralen Stellenwert
ingeräumt, aus den vielen Motivationen heraus, die
ebenfalls schon anklingen, sei es das Bestreben der Auf-
klärung, die Frage nach der Stellung der Wissenschaft in
der Gesellschaft, oder die Frage, wie wir unsere Erkennt-
nisse bestmöglich in der Breite der Gesellschaft vermit-
teln können. Die Transfer Unit bündelt die Erkenntnisse
dieses sehr breiten Feldes und vernetzt Forschende mit
Anwenderinnen und Anwendern. Die Akademie liefert
so einen Beitrag dazu, dass exzellente Forschung auch
zu gemeinwohlförderndem Impact führt.

Ein anderes Beispiel wichtiger Vernetzung ist das Junge
Netzwerk TransEuropa, das vor dem Hintergrund des

russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine den Austausch mit Forschenden aus den östlichen Nachbarstaaten stärken und ihnen eine Plattform geben soll. Es wird ermöglicht durch eine Sonderfinanzierung des Landes Brandenburg, für die ich an dieser Stelle ganz besonders herzlich danken möchte.

Mit solchen Formaten hat die BBAW die letzten 30 Jahre ganz aktiv die Berliner Wissenschaftslandschaft mitentwickelt und mitgeprägt. Die Akademie ist ein Ort, an dem kulturelle Artefakte erschlossen, analysiert und bewahrt werden, seien es Texte, Glasfenster oder bedrohte Sprachen. Damit spannt sie einen weiten Bogen durch die Geschichte von der Antike bis in die Gegenwart, von Aristoteles und seiner byzantinischen Kommentierung bis zu den Schriften von Uwe Johnson und den Kompositionen von Bernd Alois Zimmermann. Sie beweist, dass sich durch die Auseinandersetzung mit den Errungenschaften der Vergangenheit, egal in welcher Form und aus welcher Weltreligion, Erkenntnisse für uns heute gewinnen lassen. Lassen Sie mich ein Beispiel geben: Mittelalterliche Glasfenster sind nicht nur bewahrenswert, weil sie ästhetischen und sakralen Wert haben. An ihnen lässt sich im Verbund mit der Materialforschung etwas im Umgang mit den Folgen des Klimawandels für Materialien lernen und damit wird der Bogen zu wichtigen Themen wie der Frage nach neuen Formen des Bauens geschlagen. Das ist der Auftrag und die Erwartung an Wissenschaft: exzellente Forschung auch im Grundlagenbereich zu liefern, die im Alltag anschlussfähig ist, ohne dass sie deshalb darauf reduziert wird.

Positive Formen der Identifikation entstehen durch Interesse und Wertschätzung. Die zeigt sich auch bei der Arbeit des Endangered Languages Archive, das von London nach Berlin an die BBAW gekommen ist. Ich freue mich, dass die Akademie mit diesem Projekt zu den bedrohten Sprachen der globalisierten Welt und damit zu Sprachen, die in unserer vielfältigen Stadt von Menschen teilweise noch gesprochen werden, die Türen zu ihrem Haus am Gendarmenmarkt weit geöffnet hat.

In Zukunft sollen noch viel mehr Schritte in diesem Teil der Stadtgesellschaft erfolgen. Die Akademie kann damit ein Motor dafür werden, dass Wissenschaft nicht bei sich selbst bleibt, sondern mitten in der Stadt die Diversität findet, die ihr guttut. Auf solche Beispiele gilt es weiter aufzubauen. Der Akademie ist für die nächsten 30 Jahre zu wünschen, dass sie weiterhin ein Ort der Neugier, der präzisen Forschung und des offenen Austauschs bleibt. Für all ihre Projekte mögen der Tatendrang von Mitgliedern und Mitarbeitenden erhalten bleiben. Um den Tatendrang ging es ja eben schon die ganze Zeit, das Aktive und nicht nur Repräsentative. Wir als Senat werden dafür auch in Zukunft die Rahmen-

bedingungen schaffen. Dazu gehört das Bekenntnis zu Berlin als Wissenschaftshauptstadt und die Weiterentwicklung als Hotspot für Innovationen. In enger Kooperation mit Brandenburg natürlich. Gemeinsam müssen und werden wir die Freiheit des Denkens und der Debatte und den Wettbewerb um gute Ideen unterstützen und schützen.

Heute ist ein besonderer Tag mit festlichem Anlass, der Rituale hat und Traditionen pflegt. Rituale, die dem Zusammenhalt dienen. Und wenn der Anspruch sehr hoch ist, ohne abgehoben zu sein – und diesem Anspruch möge auch die Akademie weiterhin verpflichtet bleiben – ist das ein Beitrag zum Gemeinwohl der demokratischen Kultur der Stadt und zur Wissenschaft für das Anthropozän. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und insbesondere den heutigen Preisträger:innen eine gelungene Veranstaltung. Herzlichen Dank.



Manja Schüle

Grußwort der Ministerin

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

Grußwort von Manja Schüle

MINISTERIN FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG
UND KULTUR DES LANDES BRANDENBURG

Sehr geehrter Herr Professor Markschies,
sehr geehrte Frau Staatssekretärin Döring,
sehr geehrte Frau Senatorin Czyborra,
sehr geehrter Herr Professor Wittrock,
sehr geehrte Damen und Herren,

da alle protokollarischen Gäste schon genannt wurden,
erlauben Sie mir, Sie alle gemeinsam zu begrüßen, meine sehr geehrten Damen und Herren.

Ein Erbe anzutreten – das ist Privileg und Pflicht zugleich:

Denn einerseits dürfen Sie in die Fußstapfen ihrer Vorgänger treten und andererseits müssen Sie eigene Wege gehen. Die BBAW ist zwar erst 30 Jahre alt, blickt aber auf eine 300-jährige Tradition zurück. Schaut man in den Stammbaum der BBAW, dann lässt sich an ihrem Namen die Geschichte einer gesellschaftlichen Emanzipation ablesen. Aus der „Kurfürstlich Brandenburgischen“ wurde die „Königlich Preußische Societät der Wissenschaften“, später nur noch „Preußische Akademie der Wissenschaften“ und seit 1992/93 schließlich heißen Sie „Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften“.

Die *res publica literaria* ging der demokratischen *res publica* also voraus. Denn die Ideale der Aufklärung waren ihrer Zeit voraus – das haben Ideale so an sich. Die BBAW ist heute Stimme der Wissenschaft und Ratgeber einer demokratischen Gesellschaft. Und „Wandel durch Aufklärung“ ist seit 300 Jahren Ihr Programm.

Doch von welchem „Wandel“ sprechen wir heute? Wir sprechen heute oft von der Spaltung der Gesellschaft, vom bröckelnden Zusammenhalt, von der Krise unserer mühsam errungenen Demokratie. Und heute, am 17. Juni, gedenken wir vielerorts den Menschen aus der ehemaligen DDR, die sich vor 70 Jahren für die Freiheit eingesetzt haben und denen später die einzige deutsche Revolution gelungen ist und noch dazu eine friedliche. Pessimismus hat heute Hochkonjunktur. Ich will das nicht verharmlosen, aber Kulturpessimismus ist nicht neu.

Um einmal Kant zu zitieren: „Daß die Welt im Argen liege: ist eine Klage, die so alt ist, als die Geschichte [...]“. Kant schreibt aber auch, dass der Glaube, dass alles immer zum Besseren fortschreitet, so alt ist als die Geschichte selbst.

Der Angriff Russlands auf die Ukraine hat gezeigt, dass Frieden in Europa nach 1945 vielleicht eine historische Ausnahme war. Von Kants Vision „Zum ewigen Frieden“ sind wir heute als Weltgemeinschaft nach wie vor weit entfernt. Und die Ideen von Nationalismus und kultureller Überlegenheit sind noch lebendig – hierzulande wie in der EU und auch global.

Aber immerhin haben wir ein Völkerrecht, immerhin gibt es die Idee der Menschenrechte, und immerhin wollen Menschen weltweit Freiheit und Demokratie – und das, das ist ein ebenso lebendiges Erbe der Aufklärung.

Fortschritt verläuft eben nicht linear. Mal machen wir einen Schritt vorwärts, mal zwei zurück. Von unserem Glauben an eine bessere Welt sollten wir uns aber nicht abbringen lassen. Ich bin daher dankbar, dass Sie – lieber Herr Markschies – zu den Initiatoren unserer Frankfurter Erklärung für ein Ukraine-Zentrum in Frankfurt (Oder) gehören. Zu denen, die trotz dieser geopolitischen Regression an Vernetzung, Wissensvermittlung und an die Kraft der Vernunft glauben.

Ich bin auch dankbar, dass Sie als BBAW das „Junge Netzwerk TransEuropa“ mit Forschenden aus ganz Europa aufbauen. Denn auch diesen jungen Menschen aus Politik, Kunst und Wissenschaft geht es um Wissensvermittlung „on the ground“. Und auf Ihre erste Konferenz „Reclaiming Europe“ bin ich schon sehr gespannt.

Denn: Europa nicht denen zu überlassen, die Unterschiede betonen, sondern unsere Gemeinsamkeiten aufzuzeigen und unsere Verbindungen zu stärken – das halte ich für die richtige Antwort auf diesen Krieg. Das ist Wandel durch Aufklärung.

Meine Damen und Herren, der Streit um die Deutungshoheit, die Sehnsucht nach Eindeutigkeit, der Wunsch nach Sündenböcken – all das ist nicht neu. Das ist die uralte Angst vor dem Verlust des Vertrauten. Was aber neu ist, das sind die Technologien der Öffentlichkeit: global verfügbare Informationen in Echtzeit; radikal vielfältige Perspektiven; Fakten ununterscheidbar neben Fiktionen. Das überfordert, das verunsichert, das ist unbequem. Aufklärung ist eben kein Zustand, sondern ein permanenter Prozess – eine andauernde Aufgabe.

Aber: Menschen brauchen Hoffnung. Menschen brauchen Ziele. Menschen brauchen Visionen, damit sie den Mut und die Energie aufbringen, sich dieser Aufgabe zu stellen. Ich glaube, wir entkommen der aktuellen Angst- und Krisenrhetorik nur durch positivere Gegenerzählungen. Mehr Ideale und Utopien, aber auch mehr Ehrlichkeit und Selbstkritik – wenn wir Aufklärung wirklich ernst nehmen. Beim Reden über das kosmopolitische Ganze dürfen wir nämlich die regionalen Eigenheiten und Sorgen der Menschen nicht aus dem Blick verlieren. Der Dialog der Wissenschaft mit der Öffentlichkeit darf in einer Demokratie nicht auf einen Kreis der Eingeweihten und Expertinnen beschränkt bleiben. Das Lokale mit dem Globalen zu verbinden, erscheint mir daher die Kunst der Stunde.

Ich bin überzeugt, dass Wissenschaftskommunikation eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit ist. Denn Aufklärung ist ja nicht der private Gebrauch der Vernunft, sondern ihr öffentlicher Gebrauch. Der Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, wie Sie ihn mit Ihren Veranstaltungen, Kooperationen und Projekten fördern, ist der richtige Weg, um die Vernunft öffentlich stark zu machen. Aber wir brauchen mehr davon!

Wenn ich also eine Vision für die nächsten 30 Jahre skizzieren soll, dann wünsche ich mir eine Akademie, die sich noch mehr öffnet und noch mehr in die Fläche geht. Eine Akademie, deren Programm für ein noch breiteres und jüngerer Publikum attraktiv ist. Eine Akademie, die noch interdisziplinärer ist und die Technologien 2.0 nutzt, um im 21. Jahrhundert endlich der Aufklärung 1.0 gerecht zu werden. Vielleicht steht dann in 30 Jahren

wieder ein Namenswandel an, der Ihr Erbe fortschreibt und zugleich neue Wege geht: Vielleicht wird aus der BBAW dann die RKAW – die Regional-Kosmopolitische Akademie der Wissenschaften.

Die Welt, in der sie angesiedelt ist, stelle ich mir aus heutiger Sicht als eine bestmögliche vor!



Björn Wittrock und Christoph Markschies

Verleihung der Leibniz-Medaille

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

Verleihung der Leibniz-Medaille an Björn Wittrock

Christoph Marksches: Die Leibniz-Medaille wird als Anerkennung für Verdienste um die Förderung der Wissenschaften sowie als Anerkennung für wissenschaftliche Leistungen, die von Personen beziehungsweise Personengruppen außerhalb ihrer Profession erbracht wurden, an Einzelpersonlichkeiten beziehungsweise an Personengruppen verliehen. Die Leibniz-Medaille des Jahres 2023 verleiht die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften an Björn Wittrock für seine jahrzehntelangen herausragenden Verdienste um die Förderung verschiedenster Wissenschaftsdisziplinen in Europa, in seiner Heimat Schweden, aber auch in Deutschland. Zugleich ehrt sie damit eine Forscherpersönlichkeit, die nicht nur ihr eigenes Fach, die Soziologie, inhaltlich wie organisatorisch geprägt, sondern die auch die internationale Wissenschaftslandschaft unter Einschluss der Naturwissenschaften institutionell entscheidend beeinflusst hat.

Björn Wittrock wurde 1974 an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Stockholm promoviert, habilitierte sich 1979 und war danach mehrmals als Gastwissenschaftler in Berkeley tätig. Er ist von der schwedischen Regierung dreimal zum Professor der Staatswissenschaft ernannt worden, nämlich 1986, 1994 und 1999 (Uppsala). Einen internationalen Ruf erwarb er sich als Soziologe an der Schnittstelle von Soziologie, Geschichte und Philosophie mit wichtigen Arbeiten zur Institutionen- und Wissensgeschichte der Sozial- und Geisteswissenschaften, der Sozialtheorie und der Globalgeschichte. Viel beachtet wurden seine Beiträge zur sogenannten Achsenzeit. Seine Einladung als Fellow an führende wissenschaftliche Einrichtungen in Europa und den USA zeugt von der hohen Anerkennung, die er auf nationaler und internationaler Ebene genießt. Björn Wittrock hat viele Beiträge zur Soziologie der antiken, mittelalterlichen und modernen Gesellschaften und zur Weltgeschichte verfasst, darunter auch für „The Cambridge World History“, und sowohl Monographien als auch Sammelbände vorgelegt (Social Science at the Crossroads, 2019).

So bedeutend das wissenschaftliche Werk von Björn Wittrock ist, so waren für seine Auszeichnung mit der Leibniz-Medaille doch seine Verdienste um die Organisation und Förderung einer international ausgerichteten und historisch fundierten Sozialwissenschaft ausschlaggebend. Früh zeichneten sich drei Dimensionen dieses entsprechenden Wirkens ab: der interdisziplinäre Zuschnitt, der internationale, dezidiert den globalen Süden einbeziehende Horizont und die konsequente Förderung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im frühen Karrierestadium. Seinen Ausgang nahm dieses Engagement am Swedish Collegium for Advanced Study in Uppsala, das Wittrock 1985 mitbegründete und als Gründungsdirektor, Leiter und Permanent Fellow zu einem der weltweit führenden Institutes for Advanced Study formte. Wittrock war aber auch 1991 Initiator des Konsortiums der weltweit führenden Institutes for Advanced Study (Some Institutes for Advanced Study, kurz SIAS) und 2004 des Netzwerks der europäischen Institutes for Advanced Study (NetIAS), die ihrerseits rege internationale Aktivitäten entfalteten. Große Verdienste erwarb er sich außerdem nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion um die Reorganisation der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung in Osteuropa – und schon deswegen ist es sinnvoll, dass wir ihn heute im Zusammenhang des Jubiläums einer in manchen Punkten vergleichbaren Reorganisation auszeichnen. In Schweden begründete er das vom Swedish Collegium und Riksbankens Jubileumsfond getragene hochkompetitive Spitzenforschungsprogramm Pro Futura Scientia für vielversprechende junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Schließlich gestaltete Björn Wittrock über Jahre zudem maßgeblich die von der Mellon Foundation und der Alexander von Humboldt-Stiftung geförderten European and American Young Scholars' Summer Institutes und das vom Institute for Advanced Study in Princeton, der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) in Paris und dem Swedish Collegium for Advanced Study in Uppsala getragene Summer Program in Social Science for Early Career Scholars from the Global South.



Von 2005 bis 2013 war Wittrock Präsident des 1893 in Paris gegründeten International Institute of Sociology. Der Academia Europaea dient er als Vizepräsident und Sprecher der Klasse für Social and Related Sciences. Über Jahre engagierte er sich in zahlreichen Gremien der EU-Forschungsförderung, namentlich des European Research Council. Großen Einfluss übte er von 2008 bis 2014 als Mitglied des Komitees für die Vergabe des Nils-Klimpreises und von 2014 bis 2020 im Komitee des Holberg-Preises aus.

Aber auch hierzulande wird Björn Wittrock als Wissenschaftler und wissenschaftspolitischer Organisator wie als Berater hochgeschätzt. So war und ist er Mitglied der wissenschaftlichen Beiräte des vom BMBF geförderten und in Accra (Ghana) angesiedelten Maria Sibylla Merian Institute for Advanced Study in Africa, des Max-Weber-Kollegs für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien in Erfurt und des vom Land Berlin geförderten Forums Transregionale Studien. Darüber hinaus wirkte und wirkt er in zahlreichen Findungs- und Expertenkommissionen bedeutender deutscher Forschungseinrichtungen mit.

Björn Wittrock ist für seine Verdienste vielfältig geehrt worden. So erhielt er 2003 die Ehrendoktorwürde der Universität Tartu in Estland und 2018 die Gustavus Adolphus Medaille in Gold seiner Heimatuniversität Uppsala. In Deutschland wurde er 2008 vom Bundespräsidenten mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet.

Björn Wittrock: Sehr verehrter Herr Akademiepräsident, sehr geehrte Frau Ministerin, sehr geehrte Frau Staatssekretärin, sehr geehrte Frau Senatorin, sehr geehrte Damen und Herren, zuerst möchte ich natürlich meine tiefste Dankbarkeit gegenüber der Akademie aussprechen. Es ist eine einmalige Ehre und zur selben Zeit eine tiefe Freude, die für mich überraschende, ja fast erschütternde Einladung zu dieser Zeremonie bekommen zu haben. Ich bin wirklich tief gerührt von den Worten des Akademiepräsidenten, und ich kann nicht mit Worten ausdrücken, wie tief diese Dankbarkeit ist – das müsste sich wirklich in meinem wissenschaftlichen Wirken zeigen.

Ich werde ein paar Worte über die wissenschaftliche Entwicklung der historisch ausgerichteten Sozialwissenschaften sagen. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die historisch orientierte Sozialwissenschaft in entscheidender Weise weiterentwickelt.

Erstens ist die Kenntnis über die Geschichte der Sozialwissenschaften, insbesondere über die Früh- und Vorgeschichte dieser Wissenschaften, erweitert und vertieft worden. Das verdanken wir zum großen Teil Arbeitsvorhaben, die am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte durchgeführt worden sind. Auch Gruppen außerhalb dieses Instituts, nicht zuletzt Wissenschaftler, die sich mit der vordisziplinären Geschichte der Wirtschaftswissenschaften und der soziologischen Forschung befassen, haben wichtige Beiträge geleistet. Selber habe ich mich in bescheidener Weise für dieses Feld interessiert, darunter als Herausgeber eines Sammelbandes zum Thema Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Begriffsgeschichte in der Periode 1750 bis 1850.

Zweitens ist in diesem Zeitraum in der Forschung über Prozesse transformativer Veränderungen sozialer und kultureller Bedingungen die Perspektive länger geworden. Ein Ansatzpunkt für diese Entwicklung war die Idee oder die kühne Hypothese, die schon Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Philosophen und Psychologen Karl Jaspers vorgeschlagen worden war und die eine nicht-eurozentrische Auffassung versprach. Um den Titel seines viel besprochenen, aber auch kritisierten Buches zu erwähnen: „Vom Ursprung und Ziel der Geschichte“. Es ist kaum verwunderlich, dass ein Buch mit diesem Titel wenig Interesse unter den Vertretern damals stark behaviouristischer Strömungen in manchen Sozialwissenschaften erweckt hat. Das geschah erst ein Vierteljahrhundert später mit der Veröffentlichung eines Sonderhefts der Zeitschrift „Daedalus“, der Zeitschrift der American Academy of Arts and Sciences, zum Thema „Wisdom, Revelation and Doubt in the First Millennium B. C.“ Der Herausgeber dieses Heftes war Benjamin Schwartz, Professor der Sinologie an der Universität Harvard.

Der Pionier einer empirisch ausgerichteten Forschung in Form eines Projektes mit Mitgliedern aus einer Reihe von Geisteswissenschaften war jedoch nicht Schwartz, sondern, wie Jürgen Habermas in seinem späten Großwerk „Auch eine Geschichte der Philosophie“ unterstreicht, Martin Bubers Schüler und Nachfolger Shmuel Eisenstadt. Eisenstadt betrieb den ersten Teil dieser Arbeit, an dem auch der eben vom Präsidenten erwähnte Althistoriker Christian Meier teilgenommen hat, in enger Zusammenarbeit mit dem deutschen Soziologen Wolfgang Schluchter. In der ersten Hälfte der Neunzigerjahre wurde ich als dritter Partner einbezogen, und das schwedische Wissenschaftskolleg hat sich um die Weiter- und Durchführung dieses Projektes bemüht. Das Ergebnis waren unter anderem zwei Sonderhefte von „Daedalus“ über die früheste Geschichte der Modernität sowie über ihre Vielfalt. Eine Reihe von anderen Publikationen, vornehmlich vielleicht ein großer Sammelband, herausgegeben von Johann Arnason, Shmuel Eisenstadt und mir, mit dem Titel „Axiale Zivilisationen und Weltgeschichte“ könnten erwähnt werden.

Später habe ich mich darum bemüht, in Zusammenarbeit mit anderen Geisteswissenschaftlern, darunter Sinologen, Japanologen, Mediävisten und Sanskritisten, zu prüfen, ob man eine weitgreifendere Artikulierung der Geschichte im 11. bis 13. Jahrhundert ausarbeiten könnte, die die Entwicklung in Europa in sinnvoller Weise und unter dem Gesichtspunkt analoger Entwicklungen in anderen Teilen der alten Welt erweitert. Damit könnten vielleicht – und jetzt wiederhole ich Thesen, die vorhin bereits von der Frau Staatssekretärin vorgeschlagen worden sind – Alternativen zu dem untersucht

werden, was als eine vorherrschende Auffassung bezeichnet werden könnte, nämlich dazu, dass in diesen Jahrhunderten eine einmalige Konstellation von gesellschaftlichem und kulturellem Pluralismus gerade in Europa entstanden ist, die eine grundlegende Bedingung für die später erfolgreiche, aber auch problematische Entwicklung Europas darstellte.

In mehreren Veröffentlichungen, darunter ein Triple-Heft der Zeitschrift „Medieval Encounters“, das auch als Buch veröffentlicht worden ist unter dem Titel „Eurasian Transformations, Tenth to Thirteenth Centuries: Crystallizations, Divergences, Renaissances“, ist diese Thematik von verschiedenen Kollegen weiter analysiert worden. Natürlich ist der Erfolg eines solchen Vorhabens davon abhängig, dass es Institute in Europa sowie in anderen Teilen der Welt gibt, die nicht nur die politische und soziale Geschichte, sondern auch die Wissenschaftsgeschichte aufarbeiten und gemeinsam wissenschaftliche Arbeit betreiben.

Ich möchte drittens erwähnen, dass nach den langen Auseinandersetzungen zwischen naturalistischen und nicht-naturalistischen Sozialtheorien in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, die oft besonders heftig waren, um die Jahrhundertwende vielversprechende Möglichkeiten von Verbindungen und Neuformulierungen entstanden zu sein schienen. Ich denke hier zum Beispiel an die überraschende, aber nicht zu verneinende Parallellität in struktureller Hinsicht zwischen Quentin Skinners Analyse ideengeschichtlicher Veränderungen mit der Entwicklung innerhalb der sogenannten analytischen Soziologie, mit Vertretern wie Jon Elster und besonders Peter Hedström. Heute jedoch gibt es auch starke Beiträge zur Handlungstheorie vonseiten der kognitiven Wissenschaften, die letzten Endes zu einer Stärkung der naturalistischen Strömungen in den Sozialwissenschaften zu führen scheinen. Das müsste weiter diskutiert werden.

Genauso wichtig ist es, eine Diskussion darüber zu fördern, wie die Handlungsimplicationen der Theorien über das Anthropozän aussehen könnten. Jedenfalls in einigen Formulierungen scheint es so, dass geisteswissenschaftliche und naturalistische Annahmen sich in komplizierter Weise überschneiden und verflechten und in antinomischer Weise auftreten können.

Diese Beispiele habe ich erwähnt, um anzudeuten, dass eine historisch ausgerichtete Sozialwissenschaft einige Relevanz für unser Verständnis von Prozessen des Wandels auch in der Gegenwart haben könnte. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.



Podiumsdiskussion

**Die nächsten 30 Jahre BBAW –
Ratschläge von *Critical Friends*
zum Schluss eines Jubiläums**

Julia von Blumenthal, Heinz Faßmann,
Julika Griem, Joachim Müller-Jung,
David Nirenberg, Dorothea Wagner
Moderation: Christoph Markschies

**Julia von Blumenthal, Heinz Faßmann, Julika Griem,
Joachim Müller-Jung, David Nirenberg,
Dorothea Wagner und Christoph Markschies**

Podiumsdiskussion zum Leibniztag 2023

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

„Die nächsten 30 Jahre BBAW – Ratschläge von Critical Friends zum Schluss eines Jubiläums“

MIT JULIA VON BLUMENTHAL, HEINZ FASSMANN, JULIKA GRIEM, JOACHIM MÜLLER-JUNG, DAVID NIRENBERG, DOROTHEA WAGNER UND CHRISTOPH MARKSCHIES

Christoph Marksches: Wir werden uns jetzt eine reichliche halbe Stunde unterhalten. Ich beginne meine Frageunde mit Dorothea Wagner. Sie war bis vor kurzem Vorsitzende des Wissenschaftsrates. Ich stelle sie nur kurz vor, weil sie die allermeisten bestens kennen. Sie ist am Karlsruher Institut für Technologie Professorin für Theoretische Informatik und war zuvor in Berlin an der Technischen Universität. Und wir freuen uns sehr, dass Sie hier sind. Meine Frage hängt natürlich mit dem Wissenschaftsrat zusammen. In einem Dokument des Wissenschaftsrats zu den Folgen der SARS-CoV-2-Pandemie für das Wissenschaftssystem gibt es eine schöne Fußnote. Da steht, man könnte ja eigentlich mal die Stellung der Akademien im deutschen Wissenschaftssystem evaluieren. Jetzt ahnen Sie meine vergleichsweise freche Frage: Könnten Sie diese Evaluierung kurz anreißen? Könnten Sie uns sagen, wie sich nach einer langjährigen Arbeit im Zusammenhang des Wissenschaftsrats die Akademienslandschaft im Zusammenhang des deutschen Wissenschaftssystems für Sie darstellt? Ich weiß, dass das eine sehr große Frage ist, aber Sie haben auch etwas Zeit, darauf zu antworten.

Dorothea Wagner: Ich fürchte, dass ich diese große Frage nicht in ihrer Gesamtheit beantworten kann. Wenn der Wissenschaftsrat die Akademien evaluieren würde, könnten Sie erwarten, dass Sie eine sehr fundierte, sehr sorgfältig ausgearbeitete Evaluation bekämen. Das kann man nicht so aus dem Stand. Und ich alleine, trotz acht Jahren Erfahrung im Wissenschaftsrat, drei Jahren als Vorsitzende immerhin, wäre dazu auch nicht in der Lage. Zunächst möchte ich mich ganz herzlich bedan-

ken, dass Sie mich eingeladen haben, lieber Herr Marksches, und mir die Gelegenheit geben, als Freundin einen kritischen Blick auf die Berlin-Brandenburgische Akademie zu werfen. Sie wissen aus vielen Gesprächen, dass ich die Arbeit der Akademie sehr schätze. Und trotzdem werde ich einen kleinen Stachel platzieren. Das wäre vielleicht ein Unterunterkapitel in der Evaluation des Wissenschaftsrates der Akademie. Ich habe unlängst ein Interview mit der designierten Leiterin des Gropius-Baus, Jenny Schlenzka, gelesen, in dem ein Zitat mich an Diskussionen der Exzellenzstrategie erinnerte.





Sie sagte vor dem Hintergrund ihres bisherigen Ortes, an dem sie tätig war, New York, in Berlin würde schon anders miteinander gesprochen und unter anderem würde sie hier öfter hören: Diversität ist schon wichtig, aber andere Dinge sind wichtiger. Ich denke, davon sollte man sich ein Stück in Deutschland verabschieden. Ich will nur exemplarisch anmerken: Ein Viertel der Bevölkerung in Deutschland hat Migrationshintergrund. Die Wiederwahl des türkischen Ministerpräsidenten zeigt, wie Erfahrungen der Ausgrenzung sich in Wahlverhalten niederschlagen. Nun, was bedeutet das für Universitäten und Akademien? Wir haben sicher noch einen langen Weg vor uns, was diese Thematik der Diversität in der Wissenschaft angeht und gerade Diversität im Zusammenhang mit Exzellenz. Das betrifft, wenn wir auf die Akademien schauen, das Zuwahlprinzip. Und ich traue mich, hier dieses Thema vorzubringen, weil Sie selber vor fünf Jahren in einem wissenschaftspolitischen Denkanstoß sogar als Überschrift die Frage gewählt haben: Einfach die Besten zuwählen? Ich weiß, Sie haben damals auf das Diktum von Hubert Markl angespielt: Erstklassige wählen Erstklassige, Zweitklassige wählen Drittklassige. Aber ich denke, eine intensive Befassung mit Auswahlkriterien wäre wichtig, und hier könnte die BBAW eine Vorreiterrolle übernehmen. Also es geht um diesen Bias, den wir alle mit uns im herumschleppen. Sich mit diesem Thema zu befassen, ist kein Selbstläufer, das kann ich auch aus den Diskussionen im internationalen Expertengremium der Exzellenzstrategie berichten. Ein Konzept der Diversität in der Wissenschaft für das deutsche Wissenschaftssystem muss erst erarbeitet wer-

den. Wir können nur begrenzt auf Vorarbeiten aus dem angloamerikanischen Raum zurückgreifen. Und angesichts dieser komplexen Gemengelage von Auswahlkriterien oder Kriterien für Divergenz genügt es nicht, auf Empirie zu schauen, zumal wir die empirischen Daten, die man bräuchte, gar nicht haben. Die Universitäten sind teilweise schon auf dem Weg. Gerade Universitäten, die innerhalb der Exzellenzstrategie etwas erreichen wollen oder etwas bleiben wollen.

Und ich denke, die BBAW als Hauptstadtakademie mit ihrer Nähe zur Berliner University Alliance, mit ihrer Nähe zum Humboldt-Forum in einer Stadt, die durch die Vielfalt ihrer Einwohner geprägt ist – und jetzt kommt die Hausaufgabe – wäre doch der richtige Ort, sich mit dem Konzept der Diversität für die Wissenschaft zu befassen, gern auch im Kontext der Zuwahlkriterien, aber noch viel lieber wirklich darüber hinaus als Beitrag für die Diversitätsthematik im deutschen Wissenschaftssystem.

Christoph Marksches: Lieber Herr Müller-Jung, Sie verantworten den wunderbaren Teil „Natur und Wissenschaft“ der FAZ, in den wir immer schon dienstagsabends gespannt schauen, wenn er im Internet zugänglich wird. Sie sind ausgebildeter Biologe, haben sich aber auch mit den Urwäldern Madagaskars beschäftigt und sind von der Kölnischen Rundschau dann an die FAZ und in dieses beeindruckende Ressort gekommen. Wenn Sie an Ihrem Schreibtisch und vor Ihrem Computer sitzen und die Mittwochseite zusammenbauen, welche Rolle spielt die Akademie der Wissenschaften und welche Rolle



sollte sie spielen? Was wünschen Sie sich von uns und was raten Sie?

Joachim Müller-Jung: Die Akademien in den Zeitungen, das ist ein eigenes Thema. Ich habe nämlich recherchiert und Ihnen den Gefallen getan, mal sehr tief in unser großes Archiv einzusteigen. Und ich war einigermaßen auch perplex, um es vorsichtig zu sagen, angesichts der Rolle, die den Akademien zukommen sollte. Wir haben heute schon von Hubert Markl gehört, Sie haben Hubert Markl auch in dem aktuellen Jahresmagazin porträtiert. Er geht auch auf diese wichtige, diese eminente Rolle des Mittlers, nämlich eines autoritativen Mittlers ein. Und da habe ich eigentlich vermutet, ich habe es geahnt, aber ich habe es dann auch bestätigt bekommen: Die Akademien spielen nicht die herausragende Rolle, die sie eigentlich spielen müssten. Ich bin ein Freund der Akademien, weil ich nämlich im Sinne von Herrn Markl diese Rolle sehe, die sich auf den akademischen Betrieb, natürlich in erster Linie auf das Streben und die Erkenntnis von Wahrheit bezieht. Klar, Sie zeichnen Spitzenforschung aus und versammeln sie. Aber diese Vermittlerrolle ist sehr wichtig und gesellschaftlich nicht zu unterschätzen. Mein Eindruck ist: Heute und in den nächsten zehn und wahrscheinlich auch zwanzig oder fünfzig Jahren spielt es eine ganz wichtige Rolle, gegen Desinformation aktiver zu werden. Gerade die Akademien wären dabei gefragt. Da liegt eine ihrer ganz wichtigen Funktionen. Und wer, wenn nicht die Akademien, könnte die dafür notwendige Spitzenforschung aus unterschiedlichen Disziplinen zur Verfügung

stelle? An den Akademien arbeitet man zusammen, eben ganz im Sinne Kants und der Aufklärung – um aus der gerade während der Pandemie beobachtbaren Unmündigkeit der vielen heraustreten zu können. Ich glaube, das ist wahrscheinlich eines der politisch am meisten unterschätzten Phänomene. Deswegen muss die Akademie hier auch aktiv werden – neben uns in den Wissenschaftsredaktionen – damit wir die auf uns zukommenden Probleme konfrontieren können. Ich will gar nicht Pessimismus verbreiten. Es wird dann häufig gesagt: Die Situation wird schlechter gemacht, als sie ist. Das denke ich nicht. Es ist ähnlich wie beim Klimaschutz. Meine Damen und Herren, ich glaube, Klimaschutz – ich habe das von Anfang an verfolgt – ist eben kein Thema von heute, auch keines von gestern, sondern eines von vorgestern und ein historisches Thema. Und so ist es auch mit den Falschinformationen. Wir erleben ja jetzt gerade, dass dieses Thema Desinformation in der Politik, dort, wo Entscheidungen getroffen werden, wirklich lähmend ist. Ich nenne nur zwei, drei Zahlen. Es gibt viele Studien, aber eine vom MIT ragt heraus: Falschnachrichten, und damit sind nicht Irrtümer oder Falschmeldungen gemeint, sondern in manipulativer Absicht verbreitete Nachrichten über wissenschaftlich oder politisch relevante Themen, verbreiten sich sechsmal schneller und erreichen hundertmal mehr Menschen. Man muss einschränkend sagen, dass das an der Plattform Twitter gemessen wurde, die in Amerika sehr viel intensiver genutzt wird als bei uns, aber bei uns auch eine Rolle spielt, gerade unter uns Journalisten und bei Politikern spielt sie eine wichtige Rolle. Die Wahrschein-

lichkeit, dass eine Falschnachricht über den Klimawandel geteilt wird, ist um 70 Prozent höher als bei einer korrekten Nachricht. Bei aller Liebe zur Wissenschaft und zur Wahrheit muss man das in Rechnung stellen. Die medialen Realitäten und ihre Entwicklungen, die ja weitergehen werden, stehen derzeit ein bisschen gegen die Wissenschaft. Aber da ist die Wissenschaft, die Akademie als Institution, finde ich, mehr denn je gefordert.

Christoph Markschies: Julika Griem ist Professorin für englische Literatur an der Universität Duisburg-Essen, beschäftigt sich zum Beispiel mit Erzähltheorie, ist Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft und leitet das Kulturwissenschaftliche Institut Essen. Von da her würde ich gerne meine Frage stellen. Auf den ersten Blick könnte es ja so aussehen, als ob so ein Kulturwissenschaftliches Institut Essen wie eine beschleunigte Akademie ist: Man bekommt schneller Fellows, die Fellows sind freigekauft aus dem akademischen Alltag ihrer Universitäten und gehen nach einer Weile, sodass man wieder neue kluge Fellows holen kann. Also ist so ein Institut sozusagen die modernitätsangemessen beschleunigte Akademie der Wissenschaften? Wie sieht das aus Essener Perspektive aus, wenn man auf Berlin schaut?

Julika Griem: Vielen Dank erstmal für die Einladung, Herr Markschies, und für diese Steilvorlage. Das hatte ich mir auch auf meinem Zettel notiert. Es gibt, wenn man nach dem systemischen Ort der Akademien im deutschen Wissenschaftssystem sucht, Frau Wagner hatte das angesprochen, erstaunlich wenig zeitgemäße Analysen. Der Wissenschaftsrat müsste sich aus meiner Sicht dringend damit befassen. Interessanterweise gibt es ein sehr gutes, relativ neues Papier, das eine Bestandsaufnahme der Institutes for Advanced Study und der sich sehr dynamisch verändernden Landschaft in Deutschland liefert. Also hier gibt es eine Leerstelle. Ich würde jetzt sagen, wenn wir das so formulieren, operieren wir von Beginn an mit einer interessanten Konkurrenzsituation. Und es ist die Frage, ob die vorliegt. Aus meiner Perspektive der Leitung eines sehr kleinen, sehr bescheiden ausgestatteten IAS im Ruhrgebiet, wo man auch noch etwas anders arbeitet als in Berlin ... Ich sage nur, siedeln Sie mal ein exzellentes Residenzprogramm in Essen an, Stichwort Innenstadt Essen, oder siedeln Sie das in Hamburg, Berlin, München oder Heidelberg an. Das sind so die alltäglichen Probleme, mit denen man dann in der institutionellen Laubsägearbeit vor Ort zu tun hat. Ich glaube aber nach wie vor, weil sich das KWI in Essen ohnehin den Charakter einer kreativen Jugendherberge auf die Fahnen geschrieben hat, dass wir in einer Zeit des sich dramatisch ändernden Sozialgefüges Wissenschaft einige Wettbewerbsvorteile haben. Wir können die Mischung im Maschi-

nenraum, die wir ja alle wollen, Stichwort nicht nur kulturelle Diversität, sondern auch Generationenmix, durch die anderen Organisationsprinzipien sehr viel schneller herstellen. Ich werde als Leiterin eines IAS ein bisschen nervös, wenn ich lese – ich habe es an verschiedenen Stellen gelesen – dass die Akademien dringend Residenzprogramme brauchen, die Ressourcen fressen werden, die eigentlich die IAS in Deutschland weiterhin brauchen, um ihre Residenzprogramme zu stabilisieren. Wir wissen alle, dass die Mittel begrenzt sind. Wenn wir jetzt anfangen, uns auch noch gegenseitig zu karnalisieren, dann wird es sehr, sehr schwierig. Ich weiß ja, Herr Markschies, dass Sie mich, glaube ich, nicht als eine glühende Verfechterin des Akademienprinzips eingeladen haben, und ich versuche immer gern, Ihren Erwartungen gerecht zu werden. Weil es wenig aktuelle Analysen zur Akademie als Institutionentypus gibt, ist mir die folgende, etwas rüde Hypothese eingefallen. Es gibt an der ETH Zürich ein ganzes Team, das sich damit befasst, die lebensgeschichtliche Zumutung des Emeritertwerdens rechtzeitig und umfassend vorzubereiten. Sie nennen das Offboarding. Es gibt Onboarding und es gibt Offboarding. Deutsche Universitäten haben überhaupt keine Mittel für solche Einheiten. Und dann ist mir, als ich heute Nacht darüber nachdachte, folgende Zuspitzung eingefallen: Das brauchen wir auch gar nicht, denn wir haben ja die Akademien. Noch mal zugespitzter gesagt: Wenn ich mich nach der Systemstelle der Akademie, und ich komme gleich noch positiver auf die BBAW zu sprechen, frage, dann ist die Akademie so etwas wie das Augustinum des deutschen Wissenschaftssystems, mit dem Unterschied, dass ich in einem Augustinum mehr Frauen finde. So, und jetzt höre ich auf mit der vormittäglichen Polemik und komme noch ganz schnell zu dem, was ich natürlich hier vor Ort bewundere. Als erster von drei Punkten, an denen sich die Akademien längst aufgemacht haben, sich zu verändern, ist natürlich die Junge Akademie zu nennen. Die Junge Akademie, die interessanterweise nicht hier unter uns sitzt, ist großartig, weil sie ... [Zwischenruf: Doch, hier!] ... ich meine hier oben auf der Bühne, ist großartig, weil sie sich, glaube ich, so stark von der Tradition der Akademie emanzipiert hat, dass sie eine Einheit ist, bei der ich sofort nachlese, wenn ihre Papiere vorliegen, die mit beträchtlicher konzeptueller und strategischer Ambition verfasst sind. Es ist schwieriger, glaube ich, wenn die Junge Akademie so eine Art legitimatorische Krabbelgruppe wird. Man hat ein Schrebergärtchen für die Jungen, und da dürfen sie Dinge tun. Das reicht, glaube ich, nicht. Die Jungen müssen überall mitmischen, sie müssen stören oder sie müssen auch von uns gestört werden. Eine größtmögliche Mischung, ein kreatives Durcheinander, muss auf sozialer Ebene unbedingt der Fall sein. Zwei Punkte noch, die ich viel



angesichts dieser Frage gefunden habe: Wie stellen wir uns der Gegenwart und der Zukunft? Das ist Wissenschaftskommunikation, ja, das wurde jetzt schon sehr häufig gesagt. Dazu könnten wir einen ganzen Tag verbringen, und ich würde nur warnen, dass allein die Beschwörung der Macht von Wissenschaftskommunikation die gravierenden Verteilungs- und Anerkennungskonflikte unserer Gesellschaft nicht lösen wird. Man kann das alles machen. Wir müssen es tun. Die Frage ist nicht, ob, sondern wie. Und das ist ziemlich kompliziert, weil es zwar Forschung dazu gibt, aber diese erst aufgebaut wird. Die dritte Antwort ist Politikberatung. Sollen die Akademien stärker in die Politikberatung einsteigen? Ja, ich glaube, viele von uns würden sagen: Wir machen es schon, und es müsste weiterhin forciert werden. Dafür robuste, belastbare Strukturen in einem Spannungsverhältnis zu etablieren, in dem sich die Politik aus meiner Sicht immer stärker darauf kapriziert, ihre politischen Entscheidungen zu verwissenschaftlichen, damit man sich dann die Expertise liefern lassen kann, ist ein ziemlich hartes Geschäft. Da müssten wir uns nochmal fragen, auch mit Blick auf andere Länder: Was sind denn die am besten konstruierten Einrichtungen mit Blick auf ihre Governance und viel anderes, die Politikberatung auf höchstem Niveau machen?

Christoph Markschies: Heinz Faßmann ist nicht nur Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, sondern, ich darf das so sagen, ein Grenzgänger zwischen Wissenschaft, Wissenschaftsadministration und Politik. Sie waren österreichischer Wissenschafts-

minister, Sie waren Vizerektor der Wiener Universität, und Sie sind Professor für angewandte Geografie und Geoinformatik an der Wiener Universität. Die Wiener Akademie ist ja so wie einst die Akademie der Wissenschaften der DDR gleichzeitig auch eine Art von Forschungsholding. Sie hat Forschungsinstitute und ist nicht nur eine Gelehrtenengesellschaft. Julika Griem hat es eben hübsch spitz „Augustinum des Wissenschaftssystems“ genannt. Jetzt müsste eigentlich erneut die große Schar von Frauen, die wir frisch zugewählt haben, hinten auf dem Schirm erscheinen, von denen man ganz gewiss nicht sagen kann, dass sie die Durchschnittspopulation eines Augustinum bilden. Die österreichische Akademie ist ganz anders strukturiert. Empfehlen Sie das auch der BBAW? Frau Griem hat ja erkennbare Probleme der klassischen Akademienlandschaft geschildert. Haben Sie den Eindruck, die haben Sie dadurch überwunden oder man kann sie besser überwinden?

Heinz Faßmann: Herzlichen Dank für die Einladung, in diesem Kreis Stellung zu nehmen. Es ist mir ein Bedürfnis, zunächst festzuhalten, dass Akademien sehr vielfältig sind, auch in ihrer institutionellen Verankerung. Die Österreichische Akademie der Wissenschaften hat eine systemische Funktion für die ganze Republik Österreich. Wir sind ein Forschungsträger, wir betreiben 26 Forschungsinstitute mit etwa 1.800 Mitarbeitenden. Davon etwa zwei Drittel mit naturwissenschaftlichem Schwerpunkt und ein Drittel mit geistes- und sozialwissenschaftlichem Fokus. Unser Dreijahresbudget beträgt in etwa 450 Millionen Euro und wird aus der öffent-



lichen Hand finanziert. Nicht eingerechnet sind dabei die Drittmittel, die eingeworben werden. Wir haben gleichzeitig noch eine weitere Aufgabe, denn wir sind ein Forschungsförderer mit speziellen Förderprogrammen besonders für die jüngeren Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Davon zum Teil aber auch Programmförderung, also etwas, was unsere traditionelle Forschungsförderungsstruktur so nicht bereitstellt. Und Drittens sind wir natürlich ebenfalls Gelehrten-gesellschaft, 740 Mitglieder, darunter sowohl korrespondierende Mitglieder im In- und Ausland, sowie wirkliche Mitglieder. Eine Junge Akademie haben wir auch. Und mir ist es ein tatsächlich immer ein großes Bedürfnis, die Junge Akademie nicht nur als ein Alibi und Legitimationsfunktion zu betrachten, sondern in den wissenschaftlichen Prozess hineinzubringen.

Wo sehe ich die großen Vorteile einer Akademie im Vergleich zur Universität, die ich auf Grund meiner vorherigen Tätigkeit als Vizerektor der größten Volluniversität Österreichs sehr gut kenne? Ich werde weiterhin

loyal zu meiner Alma Mater sein. Aber die Akademien können sich sehr viel schneller neuen Themen zuwenden. Sie sind nicht an disziplinäre Strukturen gebunden oder an Strukturen von Fakultäten. Wenn wir sagen, wir machen ein interdisziplinäres Programm, welches dieses und jenes Institut zusammenbringt, dann können wir das relativ schnell in die Tat umsetzen. Das ist ein wirklicher Vorteil. Wir können auch neue Formen der Zusammenarbeit ausprobieren, wie auch immer das Format dann auch heißt, „Themenplattformen“ und interinstitutionelle Zusammenarbeitsformen. Das geht alles unbürokratischer als an einer Universität. Auf der anderen Seite kooperieren wir mit den Universitäten im Sinne der Exzellenzförderung. Den qualifiziertesten Professoren und Professorinnen bieten wir zusätzliche Forschungsressourcen an. Oder wir führen gemeinsame Berufungen mit Universitäten durch.

Wo sehe ich den Nachteil der Akademien, nämlich der Akademien, so wie ich sie auch meine, mehr als Gelehrten-gesellschaft? Im Verteilungskampf sind wir

schwächer. Die Universitäten können im Zweifelsfall ihre Studierenden begeistern, auf die Straße zu gehen. Wenn unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auf die Straße gehen oder vielleicht einen Akademiestreik starten, dann würde das nicht sehr beeindrucken. Ich bin aber auf der anderen Seite sicher, liebe Frau Ministerin, liebe Frau Staatssekretärin, liebe Frau Senatorin, auf Lärm von der Straße reagieren Sie sowieso nicht, sondern nur auf die Rationalität der Argumentation, die Sie auch in Ihren beeindruckenden Grußworten so beschrieben haben. Also dahingehend alles Gute für die Akademie und auch für ihre Finanzierung. Und vielleicht kommen wir auf diese Punkte noch zu sprechen: die Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit. Ich schreibe als ehemaliger Bundesminister für Bildung, Wissenschaft und Forschung der Öffentlichkeitsarbeit eine enorme Bedeutung zu. Ich weiß, wie Politik reagiert, nämlich doch manchmal auf den Lärm der Straße oder auf die Schlagzeile in einer Zeitung. Wenn wir Forderungen durch die Medien ausgerichtet bekommen, dann müssen wir was tun. Das macht einen großen Unterschied. Öffentlichkeitsarbeit ist sehr wichtig. Und die Frage, wie eine qualitätsorientierte Öffentlichkeitsarbeit auch zu organisieren ist, ist ein eigenes Thema.

Christoph Markschies: David Nirenberg ist in Yale ausgebildeter Mittelalterhistoriker, hat lange an der University of Chicago gelehrt. Man kennt ihn beispielsweise durch sein wunderbares Antisemitismus-Buch, das im Beck-Verlag übersetzt worden ist, und manche andere Veröffentlichung. Wenn man den Einstein Drive in Princeton herunterfährt und das wunderbare Landhaus des Institutes for Advanced Study in Princeton vor sich sieht, dessen Direktor David Nirenberg ist, dann fällt einem ja erst nach einer Weile auf, dass es da Seitenflügel gibt und in diesen Seitenflügeln durchaus auch Projekte beheimatet sind und waren, die länger gedauert haben als ein Fellow-Jahrgang, etwa die Edition der Inschriften der Agora. Und ich werde nie vergessen, als ich in dieses Haus kam und mich an einen Tisch setzen und interdisziplinär beim Mittagessen unterhalten wollte, sagte jemand zu mir: „Die Historiker sind da hinten, hier sitzen die Biologen.“ Und dann bin ich zu dem Tisch gegangen, an dem Ihr Vorgänger allein saß, weil ich dachte, wir müssen das doch noch mal mit der Interdisziplinarität versuchen. Ist das Princeton Institut etwas ganz Besonderes? Und was kann eine Akademie vom berühmten Princeton Modell lernen? Herr Nirenberg wird auf Englisch antworten.

David Nirenberg: Mein Deutsch ist nicht gut genug, um darin zu antworten, ich bitte um Nachsicht. This is a great question. I want to say the Institute for Advanced Study is in many ways a child of the Prussian Academy. In the archives of the BBAW, there is a letter from

Einstein to the Prussian Academy resigning from his position, which he wrote on the ship that he took to go to Princeton. So, we are in a sense founded on the Academy's tradition. Which is not to answer your question yet. But I would like to maybe answer your question in three ways. Because I think the Institute needs to do things very similar to what the Academy needs to do. And looking back at Einstein is a way of thinking about what we need to do in the future. When Einstein left Germany, he left at a time of geopolitical fragmentation, in which science was being divided, well, eventually by war. It feels very much as if we are similarly in such a moment. And I think one role that the Institute has, is to serve as a place where researchers from all over the world can come together to pursue their questions. You spoke of the Stichwort „Freiheit“. But one freedom has to be the freedom from borders, at least for science, for knowledge, for research. And I think academies face a difficult challenge there because they're very often national or locally focused. But without that kind of freedom, we impose upon ourselves very stark frontiers on the possibilities of knowledge. And the other one is disciplinarity, which you just referred to. It's true that the biologists, the physicists, the mathematicians, the social scientists, the historians sometimes guard their tables. But we are also increasingly aware that the kinds of questions that we are facing cannot be addressed by any discipline alone. And I think the Institute in the time of Einstein and Oppenheimer and von Neumann was very aware of that. So I use Oppenheimer's desk, that's the desk I have as director. Oppenheimer was someone who understood that the challenges that technology posed to the world in the time of say the atom bomb, or von Neumann's discovery of climate change, could only be addressed by bringing together multiple disciplines. Technology alone cannot confront the problems caused by technology. For that we need all kinds of other disciplines, many of which are present in this house. And so I think the challenge for academies is not just to further Grundlagenforschung in the disciplines, but to bring together disciplines in new ways to address some of these questions. Questions, for example, such as the forms of sovereignty and democracy we need if we wish to address the challenges of technology. And finally, that takes me to the third frontier: people have spoken about science communication. And that's, of course, very important. But scientists, researchers, scholars are not alone in charge of deciding about what the implications of their knowledge for society are. And one role the academy can have, like the Institute for Advanced Study, is to bring together industry, scholars, politicians, and journalists, and many different registers of society, to think together about the challenges we're facing, whether it be AI regulation, or international climate law, or whether one country has the right to decide to



put chemicals into the atmosphere to address climate warming. So, I think these are some real challenges, interdisciplinarity, confronting the challenge of borders and opening up from research to many other registers of our societies that an academy can do perhaps better than any other institution.

Christoph Marksches: Da Julia von Blumenthal, die Präsidentin der Humboldt-Universität, meine und unsere nächste Nachbarin ist und wir uns so viel unterhalten, dachte ich, es ist vielleicht vertretbar, wenn wir die Runde mit ihr abschließen. Sie ist Politikwissenschaftlerin und ist nach Station unter anderem in Gießen an die Humboldt-Universität berufen worden, hat dort eine sehr große Fakultät geführt, ist dann Präsidentin der Viadrina in Frankfurt (Oder) geworden und leitet seit letztem Jahr die Humboldt-Universität. Liebe Frau von Blumenthal, es ist ja häufig so, dass Akademien sich von Universitäten absetzen. Wir wählen die Besten aus den Universitäten und dann gibt es einige, die kriegen 900 Mark zusätzlich und fühlen sich auch wie 900 Mark zusätzlich – um auf den einstigen Ehrensold der vormals Preußischen Akademie anzuspielen, der heutigentags natürlich nicht mehr gezahlt wird; ich wähle bewusst ein Beispiel aus der Vergangenheit. Die Frage ist, was geschieht, wenn man dieses klassische, aber problematische Denkmuster verlässt und das Verhältnis Universität-Akademie als eine Partnerschaft begreift und sagt,

dass man aufeinander angewiesen ist. Das meint ganz konkret: Wir können doch eigentlich ohne das wunderbare kulturwissenschaftlich-materialwissenschaftliche Exzellenz-Cluster der Humboldt-Universität mit unseren Materialien, mit den Texten gar nicht richtig umgehen. Wenn man das Verhältnis zwischen uns als einen lebendigen Austausch sieht: Was raten Sie im Rahmen der Nachbarschaftshilfe?

Julia von Blumenthal: Herzlichen Dank, Herr Marksches. Zunächst freue ich mich, dass ich mich damit revanchieren kann, zum 30. Geburtstag zu gratulieren und Dinge mit auf den Weg zu geben. Denn Sie erinnern sich vielleicht noch, als ich in Frankfurt (Oder) war, hatte ich zum 30. Geburtstag der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) Herrn Marksches eingeladen, der der Viadrina sagte, sie sei mit ihrem besonderen Profil auf einem guten Weg. Und jetzt gucken wir mal, ob ich mich mit einer ähnlichen Grußbotschaft revanchieren kann. Sie haben nach der Nachbarschaft gefragt. Und ich glaube, dass das ein guter Begriff ist, den ich gerne aufgreifen würde, zusammen mit einem Stichwort, das Julika Griem genannt hat: sich nicht zusätzlich auf den gleichen Feldern Konkurrenz zu machen. Wir sind in einer Zeit, in der die Herausforderungen an das Wissenschaftssystem ständig wachsen. Das betrifft die Größe der Forschungsfragen. Wir kennen sie alle, die multiplen Krisen, die nur interdisziplinär mit allen

vereinten Kräften bearbeitbar sind. Wir bewegen uns in einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem die Anforderung an Wissenschaft, nicht nur Öffentlichkeitsarbeit oder so etwas wie eine unidirektionale Wissenschaftskommunikation zu betreiben, sehr viel größer ist. Die eigentliche Frage lautet, wie ein echter Austausch mit der Wissenschaft stattfinden kann. Wir sind gleichzeitig in einer Situation, wo wir herausgefordert sind, das unglaubliche materielle Erbe zu bewahren und digital global zugänglich zu machen. Und wir machen das in einer Situation, wo um uns herum die Wissenschaftssysteme in Ländern, die Teil von Europa sind, unmittelbar in ihrer Existenz bedroht sind. Ministerin Schüle hat auf die Idee des Ukraine-Zentrums verwiesen. Und auch das ist ja eine ganz gemeinsame Aufgabe, die zu bewältigen ist. Wir haben also unglaubliche Aufgaben, und hier sitzen zwei Ministerinnen, eine Staatssekretärin, die über nicht wachsende Haushalte verfügen werden. Selbst wenn sie nominal noch wachsen, werden sie nicht real wachsen. Das heißt, die Ressourcen, mit denen wir arbeiten, werden nicht reicher. Meine Senatorin spricht immer von der Konsolidierung, und ich finde Konsolidierung eigentlich ein gutes Wort. Das heißt nämlich, dass wir uns überlegen, wo wir Errungenes sichern können und mit den begrenzten Ressourcen die notwendigen Aufgaben weiter betreiben. Und dann kommt man eben zu dem Punkt, Julika Griem hat es gesagt: Sich Konkurrenz zu machen mit den gleichen Dingen, das können wir uns nicht leisten. Deswegen gibt es die Berlin University Alliance, in der Universitäten, die sich im schwesterlichen Wettstreit sehr zugetan waren, zusammenarbeiten. Und diese Universitätsallianz arbeitet auch zusammen mit den außeruniversitären Forschungsinstituten. Ich fand sehr interessant, was Sie über die Österreichische Akademie der Wissenschaften sagten. Manches davon hat sich für mich so angehört, als würden Sie teilweise eine Rolle wahrnehmen, die bei uns eigentlich bei außeruniversitären Forschungsinstituten liegt. Also ist da die Frage des Kopierens mit sehr viel Augenmerk zu beachten, weil das ein anderes System ist. Wenn man sich anschaut, was bleibt denn dann eigentlich für die Akademie: Ist sie nur eine Augustinum-Offboarding-Einrichtung oder ist sie doch etwas mehr? Im Sinne der Vielfalt der Perspektiven halte ich gerade die Akademie, wie Sie sie jetzt stärker formieren als Akademie der erfahrenen, exzellenten Wissenschaftler:innen, für einen in gewisser Weise luxuriösen Raum der Freiheit. Den können wir in einer Universität mit ausgelasteten Studiengängen, Lehrverpflichtungsverordnung und Kapazitätsverordnung ehrlich gesagt gar nicht bieten. Das verpflichtet, aber das ist, glaube ich, auch notwendig. Denn ich habe immer ein bisschen die Sorge, dass wir vor allem auf die drängenden akuten Krisenprobleme blicken und solch einen Freiraum des Nachdenkens über ganz anderes, heute Ungedachtes, Unbeobachtetes,

vergessen und dass sich das dann vielleicht in fünf oder in zehn Jahren rächt, weil wir etwas übersehen haben. Ich bin also eine große Freundin dieser Freiräume und schätze ihre Funktion. Sie haben auch die Junge Akademie erwähnt, und über deren Stellenwert ist gesprochen worden. Mir hat besonders gefallen, Frau Griem, dass Sie sagten, dass wir auch die Junge Akademie kritisch befragen. Auch das finde ich in dem Austausch der Perspektiven sehr, sehr notwendig. Schließlich: Sie haben über Ihre Rolle in der Bewahrung von Kulturgütern gesprochen. Ich glaube, auch da hat die Akademie eine wichtige Rolle.

Christoph Marksches: Da unsere Zeit begrenzt ist, setzen wir diese Runde lieber später beim Mittagessen fort. Dann können Sie auch alle mitdiskutieren. Als wir die Runde mit „Critical Friends“ überschrieben, hatten wir die Hoffnung, die so nun eingetreten ist, dass nicht nur Freundliches zu hören war, sondern auch Kritisches. Ich glaube beispielsweise, wir werden, liebe Julika Griem, die Frage, ob wir in der Gefahr stehen, das Augustinum des Wissenschaftssystems zu werden, bei keiner Zuwahl vergessen. Ohne dabei natürlich in Altersdiskriminierung zu verfallen, denn mit Jugendwahn ist ja auch niemandem geholfen. Auch der Hinweis darauf, dass wir uns in den schwierigen Haushaltsentwicklungszeiten nicht gegenseitig kannibalisieren dürfen, sondern sehr präzise beschreiben müssen, was wir mit unserer spezifischen Struktur in diesem System *gemeinsam* tun können, war wichtig. Wir werden diese Diskussionen ganz gewiss fortsetzen, denn Sie sind und bleiben hoffentlich wunderbare Critical Friends. Haben Sie alle ganz, ganz herzlichen Dank!



Christoph Marksches

Bericht des Präsidenten zum Leibniztag 2023

17. Juni 2023, Konzerthaus Berlin

Leibniz ohne Perücke – Berichte und Ausblicke nach 323 / 30 Jahren

Leibniz ohne Perücke – das ist, meine sehr verehrten Damen und Herren, der Titel meines diesjährigen Berichts auf dem Leibniztag, mit dem ich (wie auch in den vorhergehenden Jahren) nicht den BBAW-Bericht, die Leistungsschau unserer Akademie, wiederholen oder vertiefen möchte – dankenswerterweise ist dieser schriftliche Bericht, wie früher auch das deutlich erdenschwerere Jahrbuch, wieder pünktlich zum Leibniztag erschienen und in dieser schwungvoll gestalteten Broschüre finden sich alle Informationen, im kleinen Heftchen wie gewohnt auch alle neuen Mitglieder, die wir gestern aufgenommen haben, acht Frauen und ein Mann. Statt eines wiederholten BBAW-Berichts lieber ein Präsidenten-Bericht über ein paar wichtige Fragen im Zusammenhang mit einem dreißigjährigen Jubiläum, ich beginne beim Titel:

„Leibniz ohne Perücke“ scheint auf den ersten Blick eine Metapher. Eine Metapher dafür, anlässlich des dreißigjährigen Jubiläums einer über dreihundertjährigen Akademie nicht zu viel Aufhebens um die Herkunft zu machen, sondern sich eher auf die Zukunft zu konzentrieren und nach der Zukunftsfähigkeit der Herkunft zu fragen. Und wer interessiert sich da schon für Leibniz? Ist der nicht ein Voraufklärer? Gehört er vielleicht gar nicht in eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel „Wandel durch Aufklärung“? Ich komme auf diese Frage gleich zurück, will aber trotzdem wenigstens kurz festhalten, dass Leibniz ohne Perücke nicht nur Metapher für einen kritisch-konstruktiven Umgang mit einem unserer Gründerväter ist, auch nicht nur Beschreibung für einen Wechsel der ikonischen Illustration unseres Leibniztages vor zwei Jahren. Wir kennen Leibniz zwar tatsächlich hauptsächlich von Abbildungen mit Allongeperücke (und so hat er unsere Leibniztage nach 1994 bis zur Pandemie auch optisch geprägt), aber schon die vormals Preußische Akademie zeigte ihn überraschenderweise an entscheidenden Stellen gern ohne diese Allongeperücke, wie eine Medaille dokumentiert, die anlässlich seines zweihundertsten Geburtstags zunächst

1846 dem damaligen preußischen König Friedrich Wilhelm IV. und dann nach der Jahrhundertwende in zwei Klassen „zur Ehrung besonderer Verdienste um die Förderung der Aufgaben der Akademie“ vergeben wurde und noch heute als Leibnizmedaille vergeben wird (zuletzt vorhin an Björn Wittrock).¹ Die Akademie stellte auf ihrer höchsten Auszeichnung nicht – wie üblich – den Landesherrn, sondern einen bürgerlichen, rasch aber aufgrund seiner Fama zum Baron nobilitierten Wissenschaftler ohne die übliche Allongeperücke dar und überreichte dieses Zeugnis vorsichtiger Renitenz im Vorfeld der Revolution von 1848 dem um sein Bild geprellten Monarchen.² Bis zu seiner Zerstörung im Jahre 1944 schmückte den Saal, in dem der Leibniztag stattfand, zudem eine auffällige – auffällig perückenlose – Büste des Universalgelehrten: Sie zeigt den perückenlosen Leibniz und wurde posthum 1788 von dem sonst wenig bekannten hannoverschen Bildhauer Johann Gottfried Schmidt nach für authentisch gehaltenen Porträts geschaffen und soll Leibniz darstellen, wie er im Morgenrock nach dem Frühstück an ein Stehpult tritt, um zu philosophieren.³ Warum ein Abguss ausgerechnet dieser Büste nach Berlin gekommen ist, müsste noch einmal geklärt werden. Jedenfalls war es ein bewusster Akt des Bildhauers Schmidt, sich an Vorlagen zu orientieren, die Leibniz mit Perücke zeigten (wie das eben gezeigte

.....

- 1 Dazu vgl. https://kulturerbe.niedersachsen.de/piresolver?id=isil_DE-MUS-163517_kenom_19048; vgl. auch http://www.gwleibniz.com/leibniz_skull/leibniz_skull.html (letzter Zugriff am 4. Dezember 2023).
- 2 Zur Büste vgl. insbesondere https://www.google.de/books/edition/Gottfried_Wilhelm_Freiherr_von_Leibnitz/oMjXS_hGVO4C?hl=de&gbpv=1&dq=Leibniz+b%C3%BCste+Johann+Gottfried+Schmidt%23&pg=PA370&printsec=frontcover (letzter Zugriff am 4. Dezember 2023).
- 3 G. E. Guhrauer, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz, Bd. 2, 370 (https://www.google.de/books/edition/Gottfried_Wilhelm_Freiherr_von_Leibnitz/oMjXS_hGVO4C?hl=de&gbpv=1&dq=Leibniz+b%C3%BCste+Johann+Gottfried+Schmidt%23&pg=PA370&printsec=frontcover). (letzter Zugriff am 4. Dezember).

Porträt des Leipziger Kupferstechers Martin Bernigeroth), ihn aber im Vorfeld der französischen Revolution ohne eine solche Perücke zu porträtieren. Damals galt Perücke aber eben auch schon als abständig: „Ein Arzt soll ohne Perücke zum Kranken“ ruft in der Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen“, die Ludwig Tieck 1826 bei Reimer publizierte, einer aus und ein anderer repliziert: „So wäre es doch besser, kein Brot oder keinen Katechismus im Hause zu haben, als die allernotwendigste Hauptzier zu entbehren“.⁴ Wie auch immer, ich würde mich freuen, wenn wir demnächst in der Akademie wieder die Büsten von Voltaire und Leibniz hätten, die in unseren Sitzungssälen schon im neunzehnten Jahrhundert standen und für alle sichtbar das spannungsvolle Nebeneinander von radikaler französischer und milder deutscher Aufklärung als zwei mögliche Orientierungen der Akademie dokumentierten.

Natürlich ist mein Titel „Leibniz ohne Perücke“ aber eben doch auch Metapher, meine sehr verehrten Damen und Herren. Eine Metapher nicht nur dafür, dass wir anlässlich des dreißigjährigen Jubiläums einer über dreihundertjährigen Akademie nicht zu viel Aufhebens um die Herkunft machen wollten, sondern – wie ich eingangs sagte – proaktiv nicht nur die Fragen behandeln möchten, über die jetzt alle sprechen und alle Politik und Gesellschaft beraten wollen, sondern auch die Fragen zu identifizieren gedenken, die sich in Zukunft stellen werden. Herkunft braucht Zukunft. Sie werden vielleicht fragen, wie das gelingen kann? Die BBAW hat auf Anregung des Wissenschaftsrats, der uns 2021 unter seiner damaligen Vorsitzenden Dorothea Wagner in seinem Papier „Impulse aus der COVID-19-Krise für die Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems in Deutschland“ empfohlen hat, Vorschläge für Strukturen für eine künftige Krisen so weit als möglich antizipierende Politik- und Gesellschaftsberatung zu machen, die die preparedness unterschiedlicher gesellschaftlicher Teilsysteme steigert, einen entsprechenden Vorschlag gemacht und arbeitet an seiner Umsetzung wie Implementierung.⁵ Die Konstanzer Molekularbiologin Gisela Kopp, Mitglied des Vorstandes der Jungen Akademie, hat uns gestern in der Versammlung der Akademiemitglieder nicht nur bestätigt, dass die von unserem Mitglied Paul Baltes vorgeschlagene Einrichtung der Jungen Akademie eine der besten Ideen aus dreißig Jahren Geschichte der BBAW ist, sondern dazu aufgefordert, nicht nur unsere Junge Akademie zu mehr Mut und Frechheit aufzufordern, sondern selbst mutiger und fre-

.....

4 <https://www.projekt-gutenberg.org/tieck/cevennen/chap003.html> (letzter Zugriff am 4. Dezember 2023).

5 <https://www.wissenschaftsrat.de/download/2021/8834-21.html> (letzter Zugriff am 4. Dezember 2023).

cher zu werden. Mit Papieren für die Gesellschafts- und Politikberatung, die nur den Konsens aller bilanzieren, wird eine Akademie angesichts des verschärften Wettbewerbs nicht überzeugen können. „Lessons Learned“ (aus den Krisen der Gegenwart), „Ernährung – Gesundheit – Prävention“, „Anders bauen“ lauten die gegenwärtig laufenden oder gerade eingerichteten interdisziplinären Arbeitsgruppen – wir wollen versuchen, in den nächsten Jahren noch proaktiver, noch origineller und so auch noch qualitätvoller zu werden. Und wir wollen die Wissenschafts- und Wissenschaftssystembeobachtung, die unsere Akademie seit dreißig Jahren prägt, weiter professionalisieren.

Eine meiner Fragen im Zusammenhang meiner Titelexegese ist noch nicht beantwortet, nämlich die eingangs vielleicht etwas vorlaut aufgeworfene Frage, wer sich außer den Fachleuten schon für Leibniz interessiert, den wir in Potsdam und Berlin edieren. Ist der nicht ein Voraufklärer? Gehört er vielleicht gar nicht in eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel „Wandel durch Aufklärung“? Das, meine Damen und Herren, scheint nur so. Ich kann heute davon berichten, wie überraschend gegenwärtig für zwei Kollegen, von denen ich es gar nicht erwartet hätte, der erste Präsident unserer Akademie offenbar ist. Vorgestern erzählte der an der Columbia in New York lehrende und aus dem Senegal stammende Philosoph Souleymane Bachir Diagne, dass ihn nicht nur die postkoloniale Frage nach einer afrikanischen und islamischen Philosophie interessiert, sondern die Schriften von Leibniz, die er natürlich als in Paris ausgebildeter Denker mühelos im originalen Französisch lesen kann. Und der Wiener Quantenphysiker Anton Zeilinger, Nobelpreisträger des Jahres 2022 und Mitglied unserer Akademie, hat jüngst bei der Jahresfeier der Wiener Akademie im Gespräch die interessante Idee vertreten, ob man die analogen, aber nicht kausal bedingten Verhaltensweisen von räumlich weit entfernten Quantenteilchen, die Einstein noch als spukhafte Fernwirkung bezeichnete, nicht nach dem Modell der prästabilisierten Harmonie von Leibniz erklären könne.⁶ Ich will den Feierlichkeiten zum dreihundertsten Geburtstag Immanuel Kants im nächsten Jahr nicht vorgreifen (wir laden zu allerlei Festivitäten ein), aber das letzte Wort über Leibniz lautet jedenfalls vielleicht doch nicht „Voraufklärer“.

Meine Bemerkungen über Leibniz wollen aber auch nicht den Eindruck erwecken, er sei ein Zeitgenosse der Gegenwart oder gar der schlechterdings unterschätzte Denker für die Zukunft. Im Gegenteil: Er ist weder der

.....

6 Siehe den Festvortrag von Anton Zeilinger bei der Jahresversammlung 2023 der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, einsehbar unter: https://youtu.be/-jysb_ZQIs?si=IhK_ONU50KRsgfVQ (letzter Zugriff am 4. Dezember 2023).



alleinige Gründer dieser Akademie (da müsste man mindestens noch die Königin Sophie Charlotte nennen und den Theologen Daniel Ernst Jablonski) noch entspricht die Akademie, wie wir sie heute erleben, seinen Ideen und Vorstellungen zu hundert Prozent. Im Gegenteil: In den letzten Jahren der Präsidentschaft hatte sich die Akademie sogar mit Leibniz überworfen, der sich weigerte, aus dem Homeoffice in Hannover häufiger in sein Berliner Büro zu kommen. Wir konstruieren gern über die fundamentalen Brüche und Diskontinuitäten der Berliner Akademiegeschichte mythische Formen der *longue durée*, anstatt fröhlich einzuräumen, wie oft die Akademie hier am Ort gezwungen war, sich neu zu erfinden: Ein erstes Mal erfand sich die Akademie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts neu, als ihr die auf Leibniz zurückgehende Finanzierungsgrundlage aus Mitteln eigenwirtschaftlicher Betriebe auf Monopolbasis wegbrach und ihre Sammlungen mitsamt der Sternwarte an die Berliner Museen und die Universität gegeben wurden. Damals haben die Brüder Humboldt die Akademie neu als gelehrten, interdisziplinären Gesprächszirkel der besten Wissenschaftler konstituiert und es wurde mit ersten gemeinsamen Forschungsprojekten begonnen. Dann folgten Theodor Mommsen und Adolf von Harnack, die die Akademie zu einem geisteswissenschaftlichen Großforschungsunternehmen ausbauten, in dem Scharen von Mitarbeitenden, die erwähnten Hilfsarbeiter und Akademiebeamten, in quasi-industriellem Maßstab Inschriften, Münzen, Texte im großen Stil unter der Patronage der akademischen Mandarine sammelten. Harnack scheiterte in der Akademie mit dem Versuch, auch naturwissenschaftliche Großforschung unter ihrem Dach zu etablieren, und betrieb mit dem Kaiser die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft – am Donnerstag wird unser Mitglied Patrick Cramer zum Präsidenten der aus ihr erwachse-

nen Max-Planck-Gesellschaft eingeführt. Ich könnte diese Geschichte der Versuche unserer Akademie, sich neu zu erfinden, jetzt länger fortsetzen und auf vollkommen übersehene Versuche hinweisen, die nicht so bekannt sind wie Wilhelm und Alexander von Humboldt, Theodor Mommsen und Adolf von Harnack. 1930 legte die Akademie eine Denkschrift vor, in der sie nicht nur für die Gründung von geisteswissenschaftlichen Instituten unter ihrem Dach warb, sondern auch für neue naturwissenschaftliche Institute und die Angliederung bestehender Institute.⁷ Die 1946 als „Deutsche Akademie der Wissenschaften“ neu konstituierte Preußische Akademie der Wissenschaften folgte diesem 1930 formulierten Plan für die Neuerfindung der Akademie und besaß, als die DDR zu einem Ende kam, etwa 75 Institute mit 25.000 Mitarbeitenden, die nach 1990 allmählich in das westdeutsche Wissenschaftssystem „eingepasst“ wurden (wir haben am vergangenen Mittwoch gelernt, dass Wilhelm Krull diesen Begriff auf Bitten des Wissenschaftsratsvorsitzenden Dieter Simon, unseres späteren Präsidenten, erfunden hat). Heute firmieren sie zu Teilen in der Max-Planck- und Fraunhofer-Gesellschaft wie der Leibniz- und Helmholtz-Gemeinschaft. Und wiederum ganz anders die 1993 feierlich eröffnete Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, die bereits 1999/2000 anlässlich des dreihundertjährigen Jubiläums der kurbrandenburgischen Societät wieder die Frage gestellt hat, wie sie sich in Zukunft weiter entwickeln sollte – zwei Bände, einer herausgegeben von Wilhelm Voßkamp, ein anderer geschrieben von Dieter Simon, künden von diesen Debatten. Ich glaube, nicht zu über-

.....
 7 Denkschrift der Preußischen Akademie der Wissenschaften über die Erweiterung ihrer Tätigkeit [Berlin 1930] = Werner Hartkopf/ Gert Wangermann, Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990, Nr. 66, S. 301–310.

treiben: Immer wieder hat sich Akademie in Berlin angesichts der Herausforderungen der Zeit neu erfunden, grundlegend revidiert und – wie es im Statut der Akademie anlässlich ihrer Neueröffnung nach dem Krieg am 31. Oktober 1946 heißt – „ihre Arbeit auf neuer Grundlage und in erweiterter Form wieder aufgenommen“.

Wir erinnern heute nicht nur an eine solche Wiederaufnahme der Arbeit auf neuer Grundlage und in erweiterter Form, die 1992/1993 mit der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie zum Abschluss gekommen ist. Wir erinnern nicht nur an die damals handelnden Personen, die zum Teil gar nicht mehr unter uns weilen – ich nenne Hubert Markl, Hasso Hofmann, Heinz Bielka und Günter Spur – und grüßen die, die bis auf den heutigen Tag das Leben der Akademie prägen: Christian Meier, Manfred Bierwisch, Helmut Schwarz und manche andere dazu. Wir nehmen diese Neukonstituierung auch zum Anlass, uns zu fragen, welche Arbeiten wir auf neuer Grundlage und in erweiterter Form wieder aufnehmen sollten und welche ganz und gar neuen Arbeiten. Darüber haben wir gestern in der Gemeinschaft der Mitglieder und vorgestern sowie heute mit unseren Gästen diskutiert und ich will nicht ausführlich zusammenfassen, was wir dabei im Konsens festgehalten haben. Nur so viel: Zu einer fundamentalen Revision der Grundentscheidungen von 1993, eine geisteswissenschaftliche Großforschungseinrichtung in klassischer Tradition mit einer Art von Agentur für Gesellschafts- und Politikberatung mitsamt anderen gemeinsamen interdisziplinären Arbeitsgruppen in West-Berliner Tradition besteht kein Anlass. In Verbindung mit einer großen Agentur für Wissenschaftskommunikation, unserer Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, und getragen von einem unabhängig konstituierten Netzwerk exzellenter Mitglieder funktioniert diese Kombination nach wie vor vorzüglich. Der vom unvergessenen Wissenschaftssenator Manfred Erhardt berufenen Planungsgruppe sei Dank. Aber so, wie wir die Kohärenz der geisteswissenschaftlichen Großforschungseinrichtung BBAW weiter profilieren und zu steigern versuchen, lohnt es sich auch, die Zusammenhänge zwischen den Interdisziplinären Arbeitsgruppen und den Forschungsprojekten – Langzeitvorhaben und kurzfristigeren Projekten – zu stärken. Wenn wir im Rahmen unserer Langzeitbeobachtung des Wissenschaftssystems und der Wissenschaft über die Entwicklung der Leitbilder von Inter- und Transdisziplinarität nachdenken, dann sollte das Konsequenzen für das Forschungsdesign in unserer geisteswissenschaftlichen Großforschungseinrichtung haben. Wo bleiben die Sozialwissenschaften? Und sollten wir nicht die langsam immer weiter durchlöchernden Grenzen zwischen Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften zum Anlass nehmen, nicht nur stärker Sozial-, sondern auch Naturwissenschaften in der geisteswissenschaftlichen

Großforschung zu berücksichtigen? Wenn ich persönlich über Zeit und Zeitbewusstsein in der Antike forsche, dann tue ich dies zum Teil mit einer israelischen Kollegin, die an der Hebräischen Universität in Jerusalem ein neurologisches Forschungsinstitut im Kontext der Sozialwissenschaften betreibt und mir so zu interessanten Entdeckungen bei der Analyse antiker Texte verhilft.⁸

Im Blick auf unsere Gesellschafts- und Politikberatung, meine sehr verehrten Damen und Herren, für die auf den Folien beispielhaft eine Abschlussveranstaltung der Interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft „Zukunft der Medizin: ‚Gesundheit für alle‘“ im Potsdamer Landtag kurz nach dem letzten Leibniztag steht und eine dort diskutierte Veröffentlichung der Gruppe, zweifelt niemand, dass hier auf dem neuesten Stand stehende, innovative Forschung im Hintergrund der Aktivitäten steht. Ein wenig anders ist das bei der geisteswissenschaftlichen Großforschung. Wird da nicht etwa seit dem vorletzten Jahrhundert penibel überflüssiges Wissen gesammelt, auf Karteikarten gebracht, um dann in großen, schweren Lederfolianten ediert zu werden? Schon der Wissenschaftsrat hat 1991 bei seiner Evaluierung der großen Langzeitvorhaben der Berliner Akademie festgestellt, dass Aufgaben wie die Dokumentation der deutschen Sprache, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von den Brüdern Grimm begonnen wurde, nicht einfach abgebrochen werden können – bislang ist die deutsche Sprache ja noch nicht ausgestorben, sondern verändert sich von Tag zu Tag, wie sich die Gemeinschaft der Sprechenden verändert. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm und ihrer Nachfolger ist längst digitalisiert, es gibt einen Nachfolger, das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache in unserem Zentrum digitaler Lexikographie der deutschen Sprache, in dem aus großen Textkorpora über die Wortbedeutungen hinaus noch viele weitere Informationen erhoben werden und jeden Tag ein neues Wort in den social media vorgestellt wird, was viele tausende Follower sehen.⁹ Mich ärgert, wenn diese kreative Arbeit als geistlose und forschungsdistante Sammelarbeit angesehen wird und die ganze Forschungsarbeit der Akademien so eingeschätzt wird. Und ich bin dem Siegener Medienwissenschaftler Erhard Schüttpelz angesichts solcher unerfreulichen Missverständnisse von Herzen dankbar, dass er einen systemischen und wissenschaftsgeschichtlichen Grund dieser Verzeichnung in seinem kleinen Büchlein „Deutland“ ziemlich präzise herausgearbeitet hat.¹⁰ Schüttpelz zeigt

8 Siehe die Webseite des Einstein Center Chronoi: www.ec-chronoi.de.

9 Siehe die Webseite des Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache: www.dwds.de.

10 Erhard Schüttpelz: Deutland. Fröhliche Wissenschaft Bd. 219, Berlin 2023.

klar, dass sich die Abwertung des Sammelns (das beispielsweise in der Akademieforschung eine zentrale Arbeitsform ist) der heute in vielen Geisteswissenschaften dominanten Vorstellung verdankt, alles müsse interpretiert werden und die Kunst der Interpretation sei die höchste Kunst. Schüttpelz kann allerdings zeigen, dass es noch im neunzehnten Jahrhundert in den Geisteswissenschaften eigentlich noch um viel mehr ging als nur um Interpretation, nämlich auch um Philologie und Geschichtswissenschaft: Umgang mit Geschriebenem meinte Rekonstruktion früherer Stufen eines überlieferten Textes, Überprüfung des Realitätsbezuges eines Textes, neue Erzählung der in ihm berichteten Vergangenheiten, kurz: Kritik. Natürlich können weder deutsche Worte noch griechische oder lateinische Inschriften gesammelt werden, ohne dass hier eine solche Kritik beispielsweise von authentischer versus pseudepigrapher Überlieferung mit der Interpretation Hand in Hand geht. Schüttpelz formuliert die provokative These, dass diese Methode erst im zwanzigsten Jahrhundert durch die hermeneutische, ausschließlich auf das Interpretieren konzentrierte Methode abgelöst wurde, in der es auf das Nacherleben und nicht mehr auf die philologisch-historische Kritik ankommt. Im zwanzigsten Jahrhundert proklamierte man endgültig Schleiermacher (zu Unrecht) gleichsam zum Kirchenvater dieser Methodenwende und die Herolde dieser Proklamation waren vor allem Wilhelm Dilthey und Hans-Georg Gadamer. Schüttpelz sieht als Folge dieser Verschiebung das Überhandnehmen von subjektiven Deutungen, die die ursprünglichen Autorinnen und Autoren überflüssig machen. Man könnte aber, so scheint mir jedenfalls, die Abwertung der Tätigkeit der Editionsunternehmen als reine Sammeltätigkeit auch als natürliche Konsequenz einer absurden Autonomisierung und Privilegierung der Interpretation verstehen.

Warum bin ich zum Schluss so ausführlich auf das Missverständnis der Tätigkeit unserer Mitarbeitenden und jener anderer Akademien als geistloses Sammeln eingegangen? Nun, weil natürlich auch der ursprüngliche Zusammenhang von Kritik und Interpretation heute anders realisiert werden muss als vor zweihundert Jahren. Für Echtheitsprüfung wäre heute auch ein Labor geeignet, das die Beschreibstoffe mit naturwissenschaftlich-technischen Methoden untersucht. Nicht nur im Bereich der



Digital Humanities brauchen Geistes- und Sozialwissenschaften den Dialog mit Natur- und Technikwissenschaften, auch beim Kerngeschäft von Kritik und Interpretation. Vielleicht ein Thema für ein Nachtragskapitel bei der Neuauflage der wunderbaren Monographie „Geistesarbeit“ von Steffen Martus und Carlos Spoerhase. Ich freue mich jedenfalls auf viele Gelegenheiten zur Zusammenarbeit, auch mit den alten und neuen Exzellenzclustern der Universitäten.

Auf der Basis eines grundsätzlich nach wie vor sinnvollen Grundkonzepts von Akademie hier in Berlin nachschärfen, mutiger Grenzen niederlegen und Begegnungen organisieren – wir haben, so darf ich für die Akademie berichten, die Diskussion der vielen guten Impulse und Anregungen aus den vergangenen vier Tagen, von unseren Gästen, Mitarbeitenden und Mitgliedern, noch längst nicht abgeschlossen. Aber wir werden weiter munter und engagiert, stellenweise auch frech und ohne Rücksicht, proaktiv und mit langem Atem unsere Arbeit auf neuer Grundlage und in erweiterter Form fortführen. Jeder Bericht darüber kann nur ein Zwischenstand sein. Vielen Dank für ihre Geduld.

Den Videomitschnitt des
Leibniztags können Sie
hier anschauen:



Feierliche Eröffnung „Marbach an der Spree“







© iStock/phive2015



Debatte

Wissenschaftliche Sitzung der Versammlung der Akademienmitglieder am 16. Juni 2023

Die Zukunft der Akademie

VORBEREITUNG UND MODERATION:
ULRIKE KUHLMANN UND JULIA FISCHER

Christoph Marksches: Gestatten Sie mir, bevor wir in die Debatte eintreten, dass ich noch zwei oder drei Worte zu dem Kontext der heutigen Debatte sage. Wir befinden uns mitten in den Festtagen anlässlich des dreißigjährigen Jubiläums der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1993. Und ich möchte noch einmal von ganzem Herzen der Vorbereitungsgruppe dieses Jubiläums danken und die Namen aller Beteiligten nennen: Julia Fischer, Ute Frevert, Jürgen Kocka, Ulrike Kuhlmann, Wilhelm Krull, Klaus-Peter Schmitz, Helmut Schwarz und Nathalie von Siemens. Eigens hervorheben möchte ich, dass sich unser Senat bei der Vorbereitung der Festtage sehr engagiert hat. Die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe haben das Programm zuwege gebracht, das am Mittwoch mit zwei Veranstaltungen zu der Lage der Jahre 1989 bis 1993 begonnen hat. Ich will Ihnen aus den beiden zurückliegenden Tagen unser Festwoche – Mittwoch und Donnerstag – jeweils eine Szene, die mich besonders beeindruckt hat, kurz vorstellen, damit Sie in den Spannungsbogen eingeführt sind (einige werden sie miterlebt haben, andere konnten das aus guten Gründen nicht möglich machen):

Mir ist zum einen unvergesslich aus den Veranstaltungen am Mittwoch, dass Joachim Nettelbeck, der frühere Sekretar des Wissenschaftskollegs, in dem die Planungsgruppe für eine neue Akademie aufgesetzt wurde und in dem sie auch mehrfach getagt hat, dem Sinne nach sagte: „Aus heutiger Perspektive finde ich, dass wir uns zu wenig um die Integration von Wissenschaftlern der alten DDR gekümmert haben.“ Dann stand Joachim Sauer auf und sagte ebenfalls dem Sinne nach: „Verzeihen Sie,

ich möchte meine Geschichte eigentlich selber deuten und nicht von Westdeutschen gedeutet haben. Und die Chemiker, die hier in die neue Berlin-Brandenburgische Akademie gewählt wurden, sind genau die gewesen, die da hineingewählt gehörten.“ Daraus konnte man wunderbar erkennen: Die Deutung der Vergangenheit ist heute eher noch kontroverser geworden, als sie das vielleicht in den 1990er- und frühen 2000er-Jahren war. Dazu drohen inzwischen die Erinnerungen zu verblasen. Dieter Simon, der damals Vorsitzender des Wissenschaftsrates war und unser zweiter Akademiepräsident, sagte am Mittwoch zu Wilhelm Krull: „Weißt du denn gar nicht mehr, dass die Redewendung „Einpassung des ostdeutschen ins westdeutsche Wissenschaftssystem“ von dir erfunden wurde?“ Da antwortete unser Senatsvorsitzender Krull, der damals im Wissenschaftsrat war: „Nein, das wusste ich nicht mehr.“ Darauf erwiderte Simon: „Und du weißt auch gar nicht mehr, was du damit gemeint hast?“ Dann haben sich die beiden gestern gemeinsam darüber verständigt, was das Wort „einpassen“ eigentlich meinen sollte. Auf solche Weise kann vermieden werden, dass Erinnerungen verblassen und sich Deutungen der Vergangenheit festsetzen, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Anders formuliert: Ich war aus ganz grundsätzlichen Erwägungen und als Historiker sehr, sehr glücklich, dass wir die unterschiedlichen Akzentuierungen am Mittwoch in dieser sehr pointierten Weise auf die Bühne gebracht haben.

Dann wollte ich auch noch kurz auf den Donnerstag eingehen und eine Szene nachzeichnen: Am Donnerstag haben wir ein Symposium veranstaltet, bei dem wir auswärtige Gäste gebeten haben, ihre Sicht auf die Ver-

gangenheit und Gegenwart mit uns zu teilen. Ich war besonders beeindruckt von dem Philosophen und Mathematiker Souleymane Bachir Diagne aus New York, der aus dem Senegal stammt und sagte, es sei Leibniz gewesen, der ihn zum Philosophen und Mathematiker gemacht habe. Ich habe, während er das sagte, übrigens ganz aufmerksam Martin Grötschel gemustert. Und darauf setzte Souleymane Bachir Diagne fort: „Da ich aus dem Senegal stamme, konnte ich die Schriften von Leibniz auch alle im originalen Französisch und musste sie nicht in irgendwelchen schlechten Übersetzungen lesen.“ Was ich genauso bemerkenswert wie dieses Insistieren auf der Originalsprache fand, war, dass er dann sagte: „Ja, natürlich gibt es eine interessante Tradition afrikanischer Philosophie“, aber diese Tradition afrikanischer Philosophie nicht etwa konfrontativ gegen eine europäische Tradition gesetzt hat. Wir alle auf dem Podium – anwesend waren die frühere Präsidentin der Israelischen Akademie der Wissenschaften, der frühere Präsident der Estnischen Akademie der Wissenschaften, ein Mitglied der Norwegischen Akademie – wir alle waren uns einig, dass es viel interessanter, als konfrontative Erzählungen zu entwickeln, ist, miteinander die Shared Traditions zu entdecken, die Shared Values und die gemeinsamen Zukunftsaufgaben.

Mit meiner Erinnerung an dieses zweite Symposium vom Donnerstag sind wir schon deutlich weiter an die Gegenwart herangekommen, denn heute behandeln wir in der Debatte gemeinsam die Gegenwart und die Zukunft. Und ich freue mich sehr, dass Ulrike Kuhlmann und Julia Fischer im Rahmen unseres vertrauten Formats „Debatte“ eine Runde zusammengestellt haben zur Zukunft der Akademie aus dem Blickwinkel von ganz neuen Mitgliedern, solchen, die schon länger dabei sind, und Mitgliedern der Jungen Akademie. Noch ein kurzer Vorausblick auf das, was folgt: Heute Abend feiern wir ab 18 Uhr ein Fest mit Wissenschaftskabarett. Morgen, am Leibniztag, werden wir, wie es sich für eine vormals Preußische Akademie gehört, zwar moderat, aber dann doch ein wenig über die Stränge schlagen. Zunächst spannen wir den Bogen dieser Festtage bei der Festversammlung noch ein wenig weiter, indem im Konzerthaus „Critical Friends“, also gute und daher kritische Freundinnen und Freunde der Akademie, aus dem deutschen und internationalen Wissenschaftsmanagement und der Wissenschaft kommentieren, wie sie Akademie wahrnehmen, gegenwärtig, und wie sie sich Akademie in Zukunft wünschen. Das ist gleichsam die Außensicht zu der Innensicht, die uns gleich beschäftigen wird. Normalerweise enden unsere Leibniztage immer schon mittags, morgen geht es aber noch mit einem Jubiläum angemessen weiter. Zunächst eröffnen wir am Nachmittag eine Dependance des Deutschen Literaturarchivs Marbach im Hause mit prominenter Besetzung:

Es kommen neben den Marbachern, der Direktorin Sandra Richter und dem Präsidenten der Deutschen Schillergesellschaft, unserem Senatsmitglied Kai Uwe Peter, auch ein Bundesminister und der ehemalige Regierende Bürgermeister. Daran schließt sich dann die Lange Nacht der Wissenschaften an. Kommen Sie unbedingt, wenn möglich, zu beiden Anlässen, denn viele aus dem Hause, viele von uns gestalten das alles mit. Und am Samstag, ich verspreche es, sind um Mitternacht unsere Festtage zu Ende.

Jetzt danke ich noch einmal ganz, ganz herzlich Julia Fischer und Ulrike Kuhlmann, dass sie diese Debatte vorbereitet haben. Liebe Ulrike, ich übergebe dir nicht nur – wie man im Englischen so schön sagt – den Fußboden, sondern auch die nächsten knapp zwei Stunden. Viel Vergnügen!



Einleitung

Ulrike Kuhlmann: Ganz herzlichen Dank. Ich danke natürlich auch Julia Fischer. Wir haben uns zusammengehockt und überlegt, wie man die Frage „Die Zukunft der Akademie“ zu einer Diskussion führen kann.

Und was Julia leider verpasst hat, ist das, was Christoph angedeutet hat: dass wir ja in den letzten zwei Tagen interessante Gespräche und Diskussionen hatten. Wir haben dabei in den vergangenen Tagen einiges darüber gelernt, warum unsere Akademie so konstituiert ist, wie sie es denn ist. Da gab es offensichtlich eine Gelehrten-gesellschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften, die irgendwie in die gesamtdeutsche Akademie-landschaft – und jetzt kommt das Wort – „eingepasst“ werden sollte. Es gab eine Westdeutsche Akademie zu

Berlin, deren moderne Elemente man ein Stück weit übernehmen wollte.

Was daraus entstanden ist, kennen Sie. Daraus entstanden ist am Ende zum Beispiel diese Mitgliederversammlung, in der wir uns heute befinden, und eine Akademie mit dieser Klassenstruktur, die eben nicht nur aus drei Klassen, sondern aus fünf Klassen einschließlich einer Technikwissenschaftlichen Klasse besteht, was wohl etwas Besonderes ist. Zum Für und Wider der Klassenstruktur haben wir auch etwas gehört. Die Frage, die sich dabei stellte und vielleicht heute noch stellt, ist, ob es tatsächlich möglich ist, einen Diskurs zwischen den Disziplinen zu schaffen, oder ob wegen der Klassenstruktur das gerade eher nicht passiert.

Auf jeden Fall ist wohl der Ansatz der West-Berliner Akademie die Grundlage für unsere interdisziplinären Arbeitsgruppen (IAGs) gewesen, die sich just diesem interdisziplinären Diskurs verschrieben haben und meines Erachtens sehr erfolgreich versuchen, gesellschaftlich und politisch relevante Fragen zu behandeln und Empfehlungen zu entwickeln.

Und schließlich das dritte Element der Langzeitvorhaben oder – wie unser Präsident immer sagt – „unsere geisteswissenschaftliche Großforschungseinrichtung“, die fast unbehelligt die Neukonstitution überstanden hat und auch eine einzigartige Einrichtung in der heutigen Zeit ist, wo ja durchaus ein Trend darin besteht, die „Humanities“ eher etwas gering zu schätzen und vielleicht auch eher zu kürzen. Wir finden hier dagegen einen Raum, wo im Rahmen dieser Langzeitvorhaben wirklich sehr, sehr intensive Forschung betrieben wird.

Diese Konstitution, die wir heute vorfinden – wenn ich das richtig verstanden habe –, ist auch ein bisschen zufällig entstanden, jedenfalls ohne lange sorgfältig vorbereitete Vorplanung. Sie wurde von sehr klugen Leuten, aber eben unter einem großen Zeitdruck entwickelt. Und ich meine, sie hat sich bewährt. Nicht umsonst feiern wir heute die Erfolgsgeschichte der letzten 30 Jahre.

Die Frage ist: Ist sie auch fit für die Zukunft? Oder gibt es Notwendigkeiten, sie weiterzuentwickeln? Und wenn ja, in welche Richtung?

Vier Wissenschaftlerinnen und ein Wissenschaftler haben sich bereiterklärt, sich mit dieser Frage zu beschäftigen und darüber zu diskutieren. Ich werde unsere Gesprächsteilnehmer gleich auch noch im Einzelnen vorstellen, aber zuvor möchte ich unsere Diskussionsidee wiedergeben. Um also solch eine Diskussion in Gang zu bringen, haben wir im Vorhinein die Teilnehmerinnen und Teilnehmer darum gebeten, jeweils ausgehend

von ihren eigenen Erfahrungen mit der BBAW oder der Jungen Akademie oder Akademien im Allgemeinen, ein kurzes Statement zu zwei Fragen zu geben.

Die erste Frage lautet: Was sind aus Ihrer Sicht Aufgaben und Möglichkeiten von Akademien im Unterschied zu anderen Forschungseinrichtungen wie Universitäten oder Forschungsinstituten?

Und die zweite Frage lautet: Wie soll die BBAW nach Ihrer Meinung in 10, 20 oder 30 Jahren aussehen? Welche Tipps oder Empfehlungen gibt es da für Sie?

Das wäre der erste Teil dieser Diskussion. Ich werde die einzelnen Teilnehmer nunmehr vorstellen, sie bitten, an das Pult zu treten und ihr Statement zu geben. Die Zuhörer würde ich bitten, sich Fragen zu notieren, denn das soll eine Einleitung zu einer allgemeinen Diskussion sein.

Jetzt möchte ich die erste Teilnehmerin vorstellen: Frau Dr. Gisela Kopp ist seit 2018 Hector Pioneer Fellow am Zukunftskolleg des Fachbereichs Biologie der Universität Konstanz, also Biologin von der Ausbildung. Und wenn ich das richtig sehe, hat sie sich sehr speziell sowohl im Diplomstudium wie in der Promotion mit Affen beschäftigt. Also sehr interessant. Sie ist seit 2020 Mitglied der Jungen Akademie und inzwischen auch Mitglied des Präsidiums und kann daher, so denke ich, auch eine bestimmte Erfahrung hier einbringen und ausdrücken. Darf ich Sie bitten?

Impulse

Gisela Kopp: Vielen Dank für die Vorstellung, vielen Dank auch für die Möglichkeit, hier heute teilnehmen zu dürfen und so die Perspektive der Juniorentuppe, wie die Junge Akademie zu Zeiten ihrer Gründung scheinbar gerne titulierte, beitragen zu können. Es freut mich wirklich sehr, dass diese Zusammenarbeit und der enge Austausch mit der Jungen Akademie von der BBAW so sehr gepflegt wird. Es haben anscheinend schon Personen gesagt, die Junge Akademie sei eine der besten Ideen der BBAW in der Vergangenheit gewesen. Dem schließe ich mich natürlich gerne an und möchte nun gerne etwas zur Zukunft der Akademie aus der Perspektive der Jungen Akademie beitragen.

Wenn wir über Akademien sprechen, dann müssen wir uns, denke ich, eingestehen, dass es eine sehr große Dissonanz gibt zwischen einerseits der Eigenwahrnehmung und der Realität in den Akademien und andererseits der

Außenwahrnehmung in der breiten Gesellschaft. Und zwar eine Dissonanz in einem Ausmaß, das es für andere Wissenschaftsinstitutionen nicht gibt. Wenn jemand sagt: „ein Forschungsinstitut“, wissen die meisten Leute, was in einem Forschungsinstitut getan wird, zumindest in groben Zügen. Wenn man über Universitäten oder Hochschulen redet, haben auch die meisten eine einigermaßen korrekte Vorstellung, was dort passiert. Aber was in einer Wissenschaftsakademie passiert, dass es Wissenschaftsakademien überhaupt gibt, ist vielen Menschen nicht bekannt, und wenn sie es wissen, wissen sie meist nicht, was in einer Akademie passiert. Das ist eine ziemliche Blackbox, und zwar in einem Ausmaß, das es, glaube ich, sonst im Wissenschaftssystem in dem Zusammenspiel mit der Gesellschaft nicht gibt. Und das ist nicht nur in der Gesellschaft der Fall, sondern sogar zum Teil im Wissenschaftssystem selbst. Wenn man mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern redet, fragen die: Was passiert denn in der Akademie genau? Man sieht meistens nur diese Mitgliedschaft, den Lorbeerkrantz, diese Würdigung, die wird wahrgenommen, aber die Arbeit in der Akademie bleibt doch oft sehr im Verborgenen.

Die Frage, die sich mir hier stellt: Ist das ein Problem? Sollte es unser Anliegen sein, dass jedes Schulkind weiß, dass es Wissenschaftsakademien gibt, warum es sie gibt, was an ihnen so wichtig ist, was sie tun? Oder ist es vielleicht gerade eine Chance, dass die Profile und Aufgaben von Wissenschaftsakademien gar nicht so konkret sind, nicht wie bei einer Universität (Forschung und Lehre) oder bei einem Forschungsinstitut (Forschung)? Den Anforderungszuwachs (Transfer, Wissenschaftskommunikation etc.) klammere ich hier für den Moment aus. Ich glaube, dass diese Unschärfe bei Akademien, die sich ja auch in den unterschiedlichen Profilen der verschiedenen Wissenschaftsakademien zeigt, eigentlich eine sehr große Stärke sein kann.

In einer Veranstaltung der Jungen Akademie hatten wir einen Gast für ein internes Gespräch eingeladen, und dieser Gast fragte uns: „Was macht Ihr hier? Was ist denn Eure Junge Akademie eigentlich? Was macht Ihr denn hier und warum macht Ihr das?“ Einer meiner Kollegen, Simon Wolfgang Fuchs, hat es dann sehr ehrlich auf den Punkt gebracht. Er hat geantwortet: „In der Jungen Akademie ist es eigentlich so, wie man sich Wissenschaft idealerweise wünschen würde.“ Also eine Wirklichkeit gewordene Wissenschaftsutopie, in der man durch reine intellektuelle Neugier, Freude am Diskurs, vor allem auch mit anderen Personen und Motivationen, über seinen Tellerrand hinaustreten, vielleicht manchmal auch mit konstruktivem Zorn oder Unmut über die Bedingungen Ideen umsetzen kann und seien sie auch noch so abwegig. Und ganz wichtig: dass man



diese mit Gleichgesinnten umsetzen kann. Gleichgesinnte nicht im Sinne von: „wir haben alle die gleiche Meinung, haben das gleiche Denken“, sondern Gleichgesinnte im Sinne von: „Wir sind wissenschaftlich interessiert, aber mit einem zusätzlichen größeren Interesse an mehr als der eigenen Forschung und der Lehre sowie dem Wunsch, aus unserem Biotop herauszutreten.“

Dies ist für mich einer der wichtigsten Aspekte der Akademie, die sie von anderen Forschungseinrichtungen unterscheidet und abhebt: Wissenschaft breiter zu denken. Über den Tellerrand hinauszuschauen, ist hier nicht nur ein „kann“ oder „sollte“ wie vielleicht woanders, sondern ein „muss“. Und unterschiedliche Wissenschaften wirklich zu integrieren und in die Welt um uns herum einzubetten. Das Stichwort hier ist Politik und Gesellschaft. Die Formen, wie diese Aufgabe wahrgenommen wird, sind äußerst frei und viel offener, als das in anderen Einrichtungen möglich ist, was (zumindest theoretisch) zu einer sehr großen Dynamik führen kann.

Diese Möglichkeiten sollten wir uns immer wieder bewusst machen. In der Jungen Akademie sind wir uns derer sehr bewusst. Ich hoffe, bei Ihnen in der BBAW auch. Dass diese Mischung aus Arbeitsakademie und – das fand ich in den Dokumenten, die wir noch zugeschickt bekommen haben – dem geselligen Zusammensein Möglichkeiten ergibt, viel offener und freier zusammenzuwirken, als es in normalen Arbeitskontexten möglich ist, auch ohne eine direkte Verzweckung und mit der Stärke der wirklichen Multidisziplinarität, die nicht auf einen bestimmten Zweck ausgerichtet ist. Es gibt heutzutage nicht mehr besonders viele Räume in der Wissenschaft, wo wirkliche Serendipität und auch die Langfristigkeiten so gegeben sind wie in einer Akademie.

Um zu den Empfehlungen zu kommen. Wie ich schon gesagt habe, kann ich ja nicht so viel tatsächlich über das sagen, was in der BBAW zum Beispiel passiert. Aber was ich wichtig finde, was Akademien sind und wo sie vielleicht noch stärker werden können, ist, dass sie wirklich Vorreiterinnen sind, dass sie Standards bei der Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems setzen. Ich glaube, hier können wir noch stärker werden. Und hier müssen wir auch proaktiv sein. Ich glaube, es ist wichtig in Akademien, dass sie proaktiv sind und nicht nur auf die äußeren Umstände reagieren. Diese Reaktion sehe ich eher in Beratungskommissionen, wo direkt angefragt wird, zu gegenwärtigen Sachverhalten Stellung zu nehmen oder diese einzuordnen.

In der Jungen Akademie werden wir öfter so eingeordnet: Wir sind frech oder wir sollen frecher sein. In der letzten Sitzung mit unserem Rat wurde uns auch gesagt, wir sollten mutiger sein. Das kann ich auch alles direkt an die BBAW weitergeben. Ich glaube, wir können alle oft frecher und vor allem mutiger sein. Die meisten oder alle von Ihnen sind sicher um einiges etablierter und sicherer als wir in der Jungen Akademie. Und hier kann man doch auch mutig seine Stimme oft erheben.

Wenn ich mir die BBAW anschau, sind besonders klar diese Schnittstellen, die sich zwischen unterschiedlichen Disziplinen ergeben können. Und so wundert es mich doch ein bisschen, dass die Langzeitvorhaben so sehr in den Geisteswissenschaften verortet sind. Es wäre sicher auch für viele andere Felder vorteilhaft, diese sehr langfristigen Vorhaben angehen zu können. Das ist natürlich jetzt ein bisschen Klientelpolitik aus der Naturwissenschaft, aber auch wir haben natürlich Fragestellungen, für die Langzeitprojekte sehr sinnvoll sein könnten.

Als Außenstehende muss ich ganz ehrlich sagen: Es ist natürlich historisch gewachsen oder hat historische Gründe, aber die Klassenstruktur in der BBAW erschließt sich mir nicht, wenn es doch eigentlich der Spirit sein sollte, dass über die Disziplinen hinweg zusammengearbeitet wird. Natürlich gibt es pragmatische organisatorische Gründe. Bei den Zuwahlen in der Jungen Akademie haben wir auch ein Auge darauf, dass aus verschiedenen Fachrichtungen ein ausgewogenes Verhältnis entsteht. Aber in der konkreten Arbeit werden doch diese Disziplinergrenzen in der Akademie eigentlich unerheblich.

Unbedingt ist es natürlich auch nötig – in der Jungen Akademie haben wir das gut im Blick, aber in vielen der seniorigeren Akademien kann man das noch stärker forcieren –, die Diversität der Mitglieder in den Blick zu nehmen und zu ändern. Ich glaube, im Gegensatz zu den Gründungsjahren, wo ich doch feststellen musste,

dass es mehr Wolfgangs in der BBAW gab als Frauen, hat sich das mittlerweile ein bisschen geändert. Aber auch andere Diversitätsdimensionen können und müssen in den Blick genommen werden. Was spricht dagegen, auch jüngere Mitglieder zu berufen? Auch vielleicht schon, bevor sie auf ihre Lebenszeitprofessur berufen sind, haben sich viele doch sehr stark ausgezeichnet und ihr wissenschaftliches Standing gezeigt. Besonders ist bei den verschiedenen Diversitätsdimensionen zu erwähnen, dass Personen mit Zuwanderungsgeschichte in ganz vielen Bereichen und auch in den Akademien bisher nicht gut repräsentiert sind.

Auch in der internationalen Zusammenarbeit bleibt in der Zukunft viel zu tun. Einerseits natürlich, weil Wissenschaft einfach global ist, aber andererseits auch, um andere Perspektiven besser wahrzunehmen, anzuerkennen und auch in die eigenen Diskurse integrieren zu können. Vor allem ist es hier wichtig, zu bedenken, dass es viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf der ganzen Welt nicht so komfortabel haben wie wir in Deutschland. Hier können wir als eine sehr unterstützende Gruppe fungieren.

Als letzten Punkt möchte ich anmerken, wie wir über die Wirkung der Akademien in die Gesellschaft reden: Wir müssen uns doch eingestehen, dass wir nur ein sehr eingeschränktes Publikum erreichen. Wir riskieren damit, dass das dazu führt, dass wir bestimmte Personengruppen komplett verlieren. Das hat natürlich auch mit der Selektivität im Wissenschaftssystem zu tun und den damit einhergehenden Ausschlussprinzipien bestimmter Bevölkerungsgruppen. Ich glaube, hier ist eine große Rolle der Akademien, die Wissenschaft in die breite Bevölkerung zu tragen, genau auch zu den Gruppen, die bisher wenige Anknüpfungspunkte zur Wissenschaft haben. Gar nicht unbedingt nur, weil wir sagen, jeder soll Wissenschaftler oder Wissenschaftlerin werden, sondern einfach, um zu verdeutlichen, wie wichtig Wissenschaft in allen Lebensbereichen ist. Und hiermit schließe ich und freue mich auf die anderen Beiträge meiner Mitdebattierenden.

Ulrike Kuhlmann: Ich darf mich ganz herzlich bedanken und darf als nächste Vortragende Professor Dr. Barbara Albert vorstellen. Sie ist Rektorin der Universität Duisburg-Essen und von der Ausbildung her Chemikerin. Sie war vor ihrem Rektorat Professorin für Anorganische Festkörper- und Strukturchemie an der Technischen Universität Darmstadt und kann auf eine ganze Reihe von Mitgliedschaften, Preisen und Stationen verweisen. Mir geht es darum, dass Sie genauso wie die anderen Ihr Statement bringen, und das eben aus der Blickrichtung der Rektorin einer Universität. Das ist, denke ich, auch interessant für unser Thema.

Barbara Albert: Vielen Dank, Frau Kuhlmann, auch für die letzte Anregung, die wir so nicht abgesprochen hatten, die ich aber gerne aufnehme. Ich freue mich natürlich sehr, und es ist mir eine große Ehre, hier meine Gedanken mit Ihnen zur Zukunft der Akademie zu teilen. Vielleicht die persönliche Vorbemerkung: Tatsächlich habe ich genau in die Richtung gedacht, die Sie jetzt angetönt haben. Als ich die Überschrift „Zukunft der Akademie“ als Anforderungsprofil an mich heute hörte, habe ich natürlich als Erstes an meine Gedanken zur „Zukunft der Universitäten“ gedacht, die ich, als ich letztes Jahr mein Amt als Rektorin antrat, tatsächlich auch reflektiert und in Gesprächen und Vorträgen mit meiner Universität und darüber hinaus ausgetauscht habe.

Wir feiern hier die Neukonstitution nach 30 Jahren, und zweifellos ist es ein guter Zeitpunkt, nach 30 Jahren zu reflektieren, wo man steht und wo man hin möchte. Die Universität, von der ich komme, Duisburg-Essen, feiert dieses Jahr „20 Jahre“. Und tatsächlich, anlässlich unserer Jubiläumsfeier im September werden wir auch eine Diskussion zum Thema „Zukunft der Universität“ haben. An der Stelle denke ich an eine besonders erhellende Schrift, die ich vor einiger Zeit gelesen habe, nämlich die Dissertationsschrift von Christine Burtscheidt „Humboldts falsche Erben. Eine Bilanz der deutschen Hochschulreform“, die 2010 im Campus Verlag erschienen ist. Da gibt es ein kleines Unterkapitel mit dem Titel „Universitäten vor dem Aus“ – allerdings im „Geschichtskapitel“, glücklicherweise nicht im „Zukunftskapitel“. Burtscheidt bezieht sich auf das Ende des 17. Jahrhunderts, als der moderne Wissenschaftsbegriff entstand und der Erkenntnisgewinn nach vorne trat, die Geburtsstunde der Naturwissenschaften bemerkt wurde und die Universitäten sich dennoch nicht ausreichend bewegten, wir würden heute sagen: nicht transformationsbereit, nicht veränderungsbereit waren. An den Universitäten passierten letztendlich die wichtigen Dinge in der Wissenschaft nicht. Christine Burtscheidt schreibt einen besonderen Satz. Sie bezieht sich darauf, dass die Gesellschaft und die Welt nicht mehr an die Universitäten geglaubt haben, die Politik auch nicht mehr, Universitäten geschlossen wurden und Nützlichkeitsabwägungen auch im Zusammenhang mit Forschung nach vorne gestellt wurden. Da steht dann dieser Satz: „Ihre Hoffnungen richteten sich auf die neuen Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, die damals entstanden.“ Daraus sind wir hier an der BBAW also entstanden, damals, aus diesem Antagonismus zu den Universitäten, die gerade versagten.

Glücklicherweise ist das heute eigentlich nicht die Frage. Deswegen habe ich mich, als Sie mir die Frage stellten: „Was sind die Aufgaben und Möglichkeiten von Aka-



demien, auch im Unterschied zu anderen Forschungseinrichtungen wie Universitäten und Forschungsinstituten?“, zugegebenermaßen auf die Frage gar nicht so tief eingegangen, denn ich glaube nicht, dass wir unsere Identität und unser Selbstbewusstsein hier in der Akademie daraus ziehen, wie wir uns von etwas Anderem abgrenzen. Sondern natürlich lohnt es sich, mal darauf zu gucken, was das Besondere hier ist und wie wir dieses Besondere nutzen können, um eben in Zukunft weiterhin relevant zu sein: als Akademie, als Gesellschaft, als Wissenschaftsgesellschaft. Wie können wir relevante Fragen angehen? Mit relevant meine ich jetzt nicht allein den Nutzen – nicht, dass Sie mir als Chemikerin umgehend unterstellen, dass ich nur Nützlichkeit und Anwendungen sehen möchte –, mit Relevanz meine ich tatsächlich die Fragen, die für heute und morgen wichtig sind, die wichtig sind für die Generationen, die kommen.

Und damit komme ich zur dritten Assoziation, die ich hatte, als mir die Aufgabe gestellt wurde, hier und heute zu sprechen. Ich habe an das Buch „Das Ministerium für die Zukunft“ gedacht, den Roman von Kim Stanley Robinson, der eine „Climate Fiction“ aufgemacht hat. Ein ganz beeindruckendes Buch, das ich Ihnen sehr gerne empfehle, „The Ministry for the Future“. Im Zusammenhang mit dem Klimawandel tauchen in diesem Buch viele Aspekte perspektivisch dargestellt auf, obwohl sie eigentlich schon Realität sind. Wir hatten heute früh in der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse die Freude, Ricarda Winkelmann zu hören, eine Forscherin, die an der Eismodellierung der Antarktis arbeitet. Sie hat sehr nüchtern und neutral dargestellt, was passiert und was passieren wird – und ihre Aussagen passten zu Robinsons Fiktion. Was möchte ich mit diesem Exkurs sagen: Relevante Fragen, die wir hier in der Akademie diskutieren sollten, sind für mich solche, die es notwendig und möglich machen, dass wir die Intelligenz, die Expertise, die Diskussionsbereitschaft und die Offenheit

der Akademiemitglieder nutzen, um die großen Fragen anzugehen – die großen Fragen und nicht die kleinen Fragen.

Die Charakteristika der Akademie, auch in Unterscheidung zu anderen Einrichtungen, sind ganz eindeutig: Ich sehe die Akademie in ihrer Position zwischen Individuum und Gesellschaft. Und da sind ganz deutlich herausstechend die beiden Charakteristika Freiheit und Zeit. Wir haben hier noch mehr Freiheit als an den Universitäten. Wir sind noch mehr aus dem Alltag herausgehoben in dem Sinne, dass wir Themen setzen können und uns entscheiden können, womit wir uns beschäftigen. Und wenn wir hierherkommen, nehmen wir uns die Zeit, und wir bekommen Zeit und Raum, um losgelöst von Alltag, von Mittelmaß, von Restriktionen, von natürlichen Begrenzungen wie Gebäudezustand, Geld, Studierendenmangel oder Studierendenüberschuss oder Sonstigem zu denken. Wir denken in der Akademie wissenschaftlich auf einem besonderen Niveau mit maximaler Freiheit und einem bestimmten Zeitbudget, das uns zur Verfügung gestellt wird beziehungsweise das wir uns nehmen, um hier zu sein.

Diesen Schatz müssen wir nutzen, und dann ist unsere Akademie auch lebensfähig. Wie wir dann die Themen setzen, ob Sie das Thema Klimawandel wichtig finden oder das Thema XYZ – ich nenne jetzt kein anderes, um mich nicht zu vertun in den vielen wichtigen Themen, die die Akademie behandelt – ist, glaube ich, nicht wichtig. Wichtig ist die Definition der Diskussionsebene. Und diese wird dadurch intrinsisch definiert, dass wir – und da zitiere ich unseren Präsidenten –, eben diese berühmte Bestenauslese machen. Wir könnten zweifellos diskutieren, wie wir die Bestenauslese machen. Wichtig aber ist vor allem: Wir machen die Bestenauslese. Wir wählen nach bestimmten Kriterien zu und haben damit automatisch die Chance, hier über Fragen zu diskutieren, die über dem Alltäglichen, sozusagen über dem Mittelmaß stehen. Das finde ich wichtig, und das macht für mich den Reiz des Ganzen aus. Diesem Anspruch müssen wir natürlich auch gerecht werden. Es ist unsere Verantwortung, dass, wenn wir uns hier die Zeit nehmen, wenn wir das Geld nutzen, das uns die Gesellschaft dafür zur Verfügung stellt, dass wir dann eben auch zu den großen Fragen der Zeit wesentlich beitragen, sie durchdenken und durchdiskutieren. Wenn Langzeitprojekte dafür das Richtige sind, dann machen wir in ihnen das, was andere nicht machen können, was andernorts nicht gemacht werden kann. Sei es, weil es qualitativ nicht möglich ist, oder weil man sich die Zeit oder das Geld dafür nicht nehmen kann. Das verstehe ich unter Nützlichkeit und Relevanz. Und das, finde ich, ist eben die große Chance einer Akademie: Sie ermöglicht die besondere Perspektive, die besondere Flughöhe, auf der

wir denken müssen, den besonderen Anspruch an die Qualität des Denkens.

Dies gesagt habend, muss ich etwas anschließen. Ich habe mich natürlich auch noch mit einer weiteren Frage beschäftigt. Herr Marksches, in einem Ihrer Aufsätze haben Sie drei Akademiefunktionen als mögliche Alternativen aufgeführt: Arbeitsakademie, Gelehrten-gesellschaft, Großforschungsholding. Das waren, glaube ich, Ihre drei Schlagworte. Und Ihre Frage: Was wollen wir sein, was ist die Funktion einer Akademie im 21. Jahrhundert? Meine Perspektive ist: Mir ist das eigentlich egal. Wenn hier die besten, inspirierendsten Geister sich auf eine Diskussion und auf eine Arbeit einlassen, ist mir das Format egal. Ich sehe die Chance für die Gesellschaft jedoch in besonderem Maße darin, dass man tatsächlich Langzeithemen angehen kann, die andere nicht bearbeiten können. Wir haben außerdem sozusagen eine Legitimation durch unsere Überdisziplinarität. Die Schlagworte, die wir andernorts verwenden, sind Interdisziplinarität und Transdisziplinarität. Für Akademie gilt jedoch mehr: Wir haben Überdisziplinarität und können deshalb relevante Themen in besonderer Weise mit Langzeitperspektive und besonderem Zeitbudget durchdringen.

Am Ende meines Wortbeitrags, so hat man mir gesagt, sollte ich auch Hinweise oder Tipps geben: Wo geht es hin, wo sind wir in 10, 20, 30 Jahren? Da ist mir natürlich alles Mögliche eingefallen. Aber die Gefahr besteht, wenn ich jetzt aushole, dass wir dann die Flughöhe, die ich gerade eben eingefordert habe, verlieren und in Kleinteiligkeit enden, quasi auf der Maßnahmenebene. Ich nenne deshalb nur ein Beispiel dafür, was wir in den nächsten Jahren angehen sollten, um zukunfts-fest zu bleiben: Tatsächlich wünsche ich mir, dass wir zur Bestenauslese intensiv diskutieren, wie und dass wir eher Potenzial als Preise zuwählen. Gerade weil wir uns ja doch eigentlich zutrauen, dass wir Leistung beurteilen können, müssen wir nicht darauf warten, bis jemand so arriviert ist, dass der ganze Rest der Welt auch weiß, dass die Person arriviert ist. Wir sollten uns die Mühe geben, Potenzial früher zu erkennen. Ein zweiter Punkt: Ich könnte mir gut vorstellen, dass die Klassen davon profitieren würden, wenn sie die von den Disziplinen her passenden Mitglieder der Jungen Akademie mit zu ihren Klassensitzungen einladen würden. Ich erwartete noch spannendere Diskussionen und sehe irgendwie keinen richtigen Grund, warum man wichtige Fragen getrennt adressiert.

Um zukunfts-fähig zu bleiben, appelliere ich an uns, nie auf die „kleinen“ Themen zu setzen, die alle anderen auch bearbeiten können, vor allen Dingen nicht auf politisch kurzfristige Fragestellungen. Große Themen

sollen die der Akademie sein, so wie wir es in der Vergangenheit oft erlebt haben und wie es hoffentlich in der Zukunft sein wird. Vielen Dank.

Ulrike Kuhlmann: Als Dritte in diesem Reigen darf ich die Ethnologin Professor Dr. Carola Lentz einladen. Sie ist seit Oktober 2020 Präsidentin des Goethe-Instituts sowie seit 2019 Senior Forschungsprofessorin am Institut für Ethnologie und Afrikastudien an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Außerdem war sie von 2018 bis 2020 Vizepräsidentin der BBAW und bringt deswegen sicherlich auch eine spezielle Sicht hier ein. Darf ich Sie bitten, nach vorne zu kommen?

Carola Lentz: Vielen Dank für die Einladung, an dieser Debatte teilzunehmen. Ich bin, glaube ich, heute die älteste Teilnehmerin in dieser Runde. Ich bin pensioniert, obwohl ich das noch nicht so merke. Ich habe eine Seniorforschungsprofessur, allerdings komme ich als Präsidentin des Goethe-Instituts im Moment kaum zum Forschen. Trotzdem freue ich mich, die Akademie weiter zu begleiten und an den Diskussionen teilzunehmen.

In die BBAW aufgenommen wurde ich 2014, also vor beinahe zehn Jahren. Ich war damals 60. In den Geistes- und Sozialwissenschaften ist das eigentlich ein typisches Akademie-Aufnahmealter, und ich finde es auch gar nicht so schlecht, wenn die neuen Mitglieder schon eine längere Erfahrung im Wissenschaftsbetrieb und in der Forschung mitbringen. Aber das Eintrittsalter beginnt sich auch in der Sozialwissenschaftlichen Klasse und in der Geisteswissenschaftlichen Klasse zu ändern. Doch zur Frage der Generationenmischung später mehr.

Lassen Sie mich mit einer persönlichen Erfahrung beginnen. Als ich aufgenommen werden sollte – es gab eine vorsichtige Voranfrage, ob ich mir das vorstellen könnte – habe ich natürlich geschaut, wer da alles in der Sozialwissenschaftlichen Klasse Mitglied ist und auch in den anderen Klassen. Große Ehrfurcht! Da waren viele bekannte und berühmte Namen, Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, von denen ich schon einiges gelesen und gelernt, aber die ich noch nicht persönlich kennengelernt hatte. Dann kam mein eigener Antrittsvortrag in der Klasse, vor dem ich mich ein wenig gefürchtet hatte, der dann aber lebhaft und freundlich, nicht sonderlich kontrovers und auch nicht scharf diskutiert wurde. Manche Fragen waren aus meiner Fachperspektive heraus betrachtet sogar beinahe banal. Sie führten mir vor Augen, wie viel von dem Hintergrund- und Alltagswissen über afrikanische Gesellschaften, das ich als Ethnologin über Jahre hinweg erworben habe, in einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit in Deutschland nicht unbedingt vorausgesetzt werden kann. In der Diskussion in der Klasse kamen also viele



verständliche, aber für mich als Fachwissenschaftlerin gar nicht so spannende Hintergrundfragen. Das hat mich dann aber motiviert, meine Mitgliedschaft in der Klasse und auch meine Arbeit als Sekretarin der Klasse, als die ich drei Jahre lang amtierte, dafür zu nutzen, in meine regelmäßigen Rundbriefe immer ethnografische Vignetten aus meiner Forschung einzuschmuggeln – in der Hoffnung, so Einblicke in afrikanische Geschichte, Politik und Kultur und in mein Fach Ethnologie zu vermitteln und damit ein wenig dem Eurozentrismus in der Wissensproduktion entgegenzuwirken. Mein größeres Anliegen war und ist, dass der „Globale Süden“ ein selbstverständlicherer Bezugspunkt für unsere Debatten wird. Dass er das nicht ist, fällt mir immer wieder bei Diskussionen über Aufklärung und „Modernität“ auf, in denen die Gesellschaften des Globalen Südens *cum grano salis* als „traditionell“ und Gegensatz zur Moderne kategorisiert werden, obwohl sie das, wie ich aus 40 Jahren Forschung in Südamerika und Afrika weiß, keineswegs sind.

Um dieses und viele andere Themen intensiv zu diskutieren, bietet die Akademie meines Erachtens einen großartigen Rahmen. Ihre Arbeit, das wurde von meinen Vorrednerinnen auch schon gesagt, ist von Neugier getrieben. Die Akademie bietet Raum für spannende inter- oder transdisziplinäre Debatten, aber eben auch eine entspannte, sachorientierte Diskussionskultur. Ich war jedenfalls angenehm überrascht, wie wenig Konkurrenz- und eitelkeitsgetrieben hier im Großen und Ganzen gearbeitet wurde und wird. Wer aufgenommen wird, ist ja „angekommen“, was seine Reputation angeht. Das bedeutet nicht das Ende aller Eitelkeit, aber zumindest kann man den Konkurrenzkampf um die Reputation etwas herunterfahren und sich im Austausch miteinander wirklich den Inhalten widmen. Und genau das habe ich in diesen zehn Jahren Mitgliedschaft in der

BBAW gerade im Vergleich zu anderen akademischen Kontexten als besonders attraktiv wahrgenommen: sachbezogene, fruchtbare und spannende Auseinandersetzungen.

Dazu kommt: Durch die lange Dauer der Mitgliedschaft entwickelt sich über die Jahre hinweg in jeder Klasse eine spezifische Diskussionskultur mit ihren eigenen Traditionen. Sie wird immer wieder durch Neuaufnahmen von Mitgliedern bereichert, weist aber doch auch Kontinuitäten auf. Es ist doch interessant, wenn man über Jahre hinweg immer wieder mit denselben Personen im Austausch ist. Ich weiß dann natürlich im Vorfeld schon ungefähr, was etwa Wolfgang Streeck zu einem bestimmten Thema sagen könnte, lasse mich aber trotzdem gern überraschen. In jedem Fall finde ich es fruchtbar, wenn man sich über mehrere Jahre hinweg trifft und die Diskussionen und auch untereinander bekannten gegensätzlichen Perspektiven immer wieder an neuen Themen neu beleuchten kann.

Nicht nur darum bin ich dezidiert für die Aufrechterhaltung des Klassenprinzips. Bei aller fachwissenschaftlichen Differenzierung bietet die fachliche Nachbarschaft in einer Klasse auch eine gewisse Gewähr für inhaltsreiche, intensive Diskussionen. Wenn ich disziplinar noch stärker in die Breite ginge, müsste ich jedes Mal die Grundlagen und Methoden meiner Forschungen noch mehr erklären, bis ich einen Gedanken präsentieren kann, der so diskutiert wird, dass auch ich durch die Diskussion weiterkomme. Insofern sind die Klassen für mich wichtig, um ein gewisses Niveau der Auseinandersetzung zu halten. Und sie werden ja durch viele andere breiter und disziplinar offener aufgestellte Formate ergänzt, die es in der BBAW auch gibt – die Interdisziplinären Arbeitsgruppen, die wissenschaftlichen Debatten in den Versammlungen und vieles mehr. Gerade diese Kombination finde ich sehr produktiv. Nicht unter Produktionszwang und nicht in Mittelkonkurrenz zu arbeiten, das ist die fruchtbare Grundlage des Austauschs. In den Klassen, mit Mitgliedern aus benachbarten Disziplinen, nach dem Prinzip „same but different“ oder „different but similar“. Daraus entstehen für mich vielfältige Anregungen für die eigene Forschung. Und auch in den breiteren, überdisziplinären Kontexten lerne ich dazu, indem ich wenigstens mal etwas von mir ganz fremden Methoden und Forschungsfeldern gehört habe.

Außerdem finde ich die lebenslange Mitgliedschaft ein sehr gutes Prinzip. Dadurch entsteht ein Generationenmix, der befruchtend auf die Diskussionen wirkt. Generations- oder Kohortenzugehörigkeit heißt ja auch, durch die eigene wissenschaftliche Sozialisation und aktive Zeit bestimmten theoretischen Strömungen intensiver verbunden zu sein, die vielleicht bei der jün-

geren Generation gar nicht mehr so bekannt sind. Und vielleicht kann man dann die jüngeren Kollegen auch einmal darauf aufmerksam machen, dass bestimmte Themen bereits vor 40 Jahren sehr gründlich diskutiert worden sind und es sich durchaus lohnen würde, sich den einen oder anderen Diskussionsbeitrag noch einmal anzuschauen. Also: ein die Alterskohorten übergreifendes Diskutieren finde ich auch sehr spannend.

Ich bin dagegen skeptisch, was die Politikberatung angeht. Ich würde meiner Vorrednerin zustimmen: Die Arbeit der Akademie muss erkenntnis- und neugiergetrieben sein. Die Akademie ist aber ein guter Ort für Wissenschaftsbeobachtung und -begleitung, die kritisch sein kann, weil sie nicht selbst unbedingt Mittel für Projekte einwerben muss. Ich sage dazu gleich in meiner Vision noch etwas. Die Akademie sollte jedenfalls die Möglichkeiten nutzen, Dinge zu tun, die eben Universitäten oder auch drittmittelfinanzierte Forschungsinstitute nicht tun können.

Ich finde die Akademie auch als Rahmen für die Verankerung von Langzeitprojekten sehr wichtig. Auch das ist ein Beispiel dafür, dass hier Projekte und Arbeiten, die nicht in die kurzfristigeren Forschungsförderungszyklen von Drittmittelgebern und Universitäten hineinpassen, einen Ort haben.

Und schließlich: auch die öffentliche Vermittlung von Wissen und Forschungsdebatten ist in den Formaten, die wir an der BBAW bereits haben, wichtig: den Salon Sophie Charlotte, die zahlreichen Vortragsveranstaltungen und öffentlichen Workshops, die gelegentlichen Unterrichtsstunden einzelner Akademiemitglieder in Schulen von Berlin und Brandenburg. Aber für mich kommt das als „Extra“ dazu und ist nicht das Wichtigste. Ich bin sehr für die Akademie als „Elfenbeinturm“! Vermittlung von Wissen und Wissensbeständen in die Breite soll bitte an anderen Orten, in anderen Institutionen geschehen. Es gibt auch hervorragende Wissenschaftsjournalisten, die auf diesem Feld tätig sind, und ich sehe diese Popularisierung von Forschung eigentlich nicht als Kernaufgabe der Akademien. Einblicke in die Forschung geben schon, in den erwähnten Formaten, aber ansonsten bin ich ein großer Fan vom „Elfenbeinturm“. Wir haben viel zu wenige davon, und das sollten wir nicht ohne Not preisgeben.

Wo sollte die Akademie, wurde ich zu überlegen gebeten, in 10, 20 oder 30 Jahren stehen, wie soll sie aussehen? Ich orientiere mich mal an einer Perspektive von 15 Jahren, dann bin ich Mitte 80, das könnte ich noch erleben. Apropos Alter: Ich habe mich gefragt, ob man vielleicht doch die Altersgrenze für die passive Wahlberechtigung auf 75 anheben sollte. Aus der Arbeit als

Klassensekretarin und als Vizepräsidentin weiß ich, dass viele Mitglieder wirklich erst mit 65 überhaupt anfangen, sich in der Akademie zeitlich engagieren zu können, weil sie vorher zu viele andere Verpflichtungen hatten.

Generell aber braucht die Akademie meines Erachtens keinen grundlegenden Wandel. Ich glaube, die Alleinstellungsmerkmale, wie man heute neudeutsch sagt, sollten unbedingt geschützt und weiter betrieben werden: Freiräume für neugiergetriebene interdisziplinäre Diskussionen und Grundlagendebatten, Generationenmix und kontinuierliche Diskussionszusammenhänge. Ich habe mir sieben Merkmale aufgeschrieben, wie die Akademie im Jahr 2038 aussieht:

1. Die Akademie bekommt von staatlichen Stellen eine bedarfsgerechte institutionelle Förderung, die von der Akademie selbst, nach ihren eigenen Regeln vergeben wird. Diese Mittel können auch für innovative Projekte der Wissenschaftskooperationen genutzt werden, ohne dass immer aufwendig Drittmittel eingeworben werden müssten. Sonst wäre die Akademie genau in derselben Zeitschleife und dem hohen Energieverschleiß gefangen wie sonst alle in der wissenschaftlichen Landschaft.
2. Die Akademie bietet kritische Wissenschaftsbegleitung. Man muss es nicht Elfenbeinturm nennen, aber sie bietet diesen Freiraum und diese Flughöhe. Meine Vorrednerinnen haben das schon sehr gut dargestellt.
3. Die Akademie ist gekennzeichnet durch einen guten Mix aus einem stabilen Tanker – das sind die Langzeitprojekte und die langfristigen Diskussionszusammenhänge in den Klassen – und flotten beweglichen Beibooten, die Innovationen ermöglichen. Und das Ganze eben kuratiert von und in Eigenregie der Akademie, weil die Politik ihr vertraut.
4. Die Akademie ist zur Hälfte weiblich. Bis 2038 sollten wir das geschafft haben. Noch sind wir weit davon entfernt. Die Akademie ist so attraktiv als Freiraum für Diskussionen und neue Ideen, dass die Spitzenwissenschaftlerinnen auch unbedingt Mitglieder werden wollen. Das ist nämlich auch ein Problem bei der Rekrutierung von Frauen. Ich erinnere mich daran, als ich versucht habe, eine Frau für die Präsidentschaft der Akademie zu finden: Es war nicht möglich. Nicht, weil es keine hervorragend qualifizierten Frauen gegeben hätte, sondern weil diese Frauen alle fünf Jobs gleichzeitig hätten machen müssen, können, sollen. Aber ich bin überzeugt: je attraktiver die Akademie, desto mehr bekommen

wir auch Spitzenwissenschaftlerinnen, die sich auch bereit erklären, Ämter zu übernehmen.

5. Die Akademie hat sich noch viel mehr als heute vom Eurozentrismus verabschiedet und sich konsequent für Themen wie Dekolonisierung, Rassismus, globale Gerechtigkeit geöffnet.
6. Die Akademie hat gute, stabil finanzierte Partnerschaften und Austauschprogramme mit Akademien aus Osteuropa, aus Zentralasien, aus dem Globalen Süden organisiert und steht in regem wissenschaftlichen Austausch mit Wissenschaftlerinnen aus aller Welt. Und schließlich:
7. Mit all diesen Leistungen und Fähigkeiten ist die Akademie eine begehrte Ansprechpartnerin für Politiker, ein Ort der Diskussion in Berlin und für Berlinerinnen und Brandenburger. Sie lässt sich aber von deren Agenden nicht treiben, sondern setzt ihre eigenen Agenden.

Ulrike Kuhlmann: Das war sehr konkret am Ende, fand ich. Sehr gut. Ich darf jetzt den vierten Redner bitten. Das ist Professor Dr. Timo de Wolff, der einzige Mann in unserer Runde. Er ist seit 2019 Professor an der TU Braunschweig und dort Leiter der Forschungsgruppe „Angewandte Algebra“ im Bereich Mathematik. Und er ist im Jahr 2022/2023 Sprecher des Präsidiums der Jungen Akademie. Also auch wieder eine spezielle Akademieerfahrung, die dahintersteht. Er studierte an der Goethe-Universität Frankfurt am Main nicht nur Mathematik, sondern auch Philosophie, was ich interessant finde. Und er ist selber seit 2019 Mitglied der Jungen Akademie.

Timo de Wolff: Ganz herzlichen Dank für die Einladung. Vielen, vielen Dank, dass ich, dass wir heute dabei sein dürfen und ein wenig unsere Gedanken zur Zukunft der Akademien beisteuern dürfen. Es gab ja zwei Leitfragen, die am Anfang genannt wurden, an denen wir uns orientieren sollten. Die eine war, welche Möglichkeiten Akademien bieten, gerade auch in Abgrenzung zu Forschungsorganisationen oder Universitäten. Und zum anderen die Frage, die eben schon aufgegriffen wurde: Wie soll die Akademie oder vielleicht speziell die BBAW in 10, 20 oder 30 Jahren aussehen? Ich würde gleich damit anfangen wollen, drei Punkte hervorzuheben, die für mich aus der Erfahrung der Jungen Akademie die Institution Akademie im Gegensatz zu anderen wissenschaftlichen Institutionen besonders machen. Aber vielleicht würde ich noch ein, zwei Bemerkungen vorweg machen wollen. Jemand sagte am Anfang – ich glaube, Gisela Kopp hat diese Aussage gemacht – dass die Junge Akademie die beste Idee der BBAW gewesen ist. Das

würde ich natürlich unbedingt sofort unterschreiben! Eine großartige Idee, die Sie gehabt haben! Und die Junge Akademie, das kann ich auch sagen – ich bin jetzt am Ende meines vierten Jahres, habe also nur noch, leider nur noch ein Jahr vor mir, denn im Gegensatz zu Ihnen, das wissen Sie ja, ist unsere Zeit begrenzt, damit wir jung bleiben – die Junge Akademie ist das Beste, was mir in meiner wissenschaftlichen Karriere bis jetzt passiert ist. Das wollte ich gern vorweg sagen.

Aber zur Sache. Drei Punkte, die aus der Erfahrung, die ich gemacht habe, Akademien zu einem besonderen Ort machen. Das Erste, das ist auch schon in den vorherigen Beiträgen gesagt worden, ist natürlich: Eine Akademie ist immer ein Ort von besonderem interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch. Das haben wir selbstverständlich in bestimmten Formen an anderen Orten auch. Aber ich glaube, das gibt es nirgendwo so intensiv und in derselben Form wie in einer Akademie. Das würde ich als ein Charakteristikum sehen. Und damit auch eine besondere Form der Wissenschaftsfreiheit, die wir haben. Der zweite Punkt ist, dass eine Akademie die Möglichkeit hat, sehr direkt in die Gesellschaft zu wirken. Das haben wir zwar auch an anderer Stelle durch unsere wissenschaftliche Arbeit. Aber ich glaube, oft passiert es dort eher auf eine transitive Art und Weise. Dass zum Beispiel eine bestimmte wissenschaftliche Erkenntnis etabliert ist, und dann dauert es eben eine Weile, bis sie wirkt. Oder dass es zum Beispiel einen Technologietransfer gibt oder das Wirken Einzelner in Debatten usw. Aber in vielen Projekten, die in der Akademie angelegt sind – zumindest kann ich das aus der Jungen Akademie heraus so sagen, und ich nehme an, dass das bei Ihnen ähnlich ist, verstehe es auch so, dass es in der BBAW ähnlich ist –, ist es dann doch ein unmittelbares Wirken in die Gesellschaft, zumindest, wenn man das möchte. Und das Dritte ist, auch das wurde schon an anderer Stelle ähnlich gesagt, dass Akademien, denke ich, eine besondere Autorität haben – eben dadurch, dass noch einmal eine Bestenauslese unter schon etablierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern stattfindet.

Es ist ganz interessant – ich hatte mir das aufgeschrieben und Gisela Kopp sagte das auch schon: Es scheint gleichzeitig so zu sein, dass zumindest viele Personen in der Gesellschaft nicht wissen, was wissenschaftliche Akademien tun. Also wir leiden sicherlich darunter als Junge Akademie. Ich weiß nicht genau – Sie haben es wahrscheinlich ein bisschen besser. Aber ich könnte mir vorstellen, dass, wenn ich damit vergleiche, welche Universitäten bekannt sind oder ob Personen wissen, was die Helmholtz-Gesellschaft, die Max-Planck-Gesellschaft usw. sind, dass es vielleicht doch, zumindest was das Arbeiten von Akademien angeht, eine geringere

Bekanntheit in der Gesellschaft gibt. Aber das ist nicht unbedingt schlimm. Ich glaube, es ist trotzdem so, dass Akademien auf jeden Fall besondere Autorität haben in dem, was sie tun oder tun können. Das ist vielleicht ebenfalls ein Charakteristikum.

Das Ziel sollte ja sein, zu sagen, wie die BBAW in 10 bis 30 Jahren aussehen soll. Das heißt, vielleicht müssen wir zumindest kurz einmal schauen – wir wissen natürlich nicht, wie die Gesellschaft dann aussieht – aber vielleicht können wir zumindest kurz schauen, was jetzt gerade in der Gesellschaft passiert, und ein bisschen versuchen, vorzuschauen, was uns dann gesellschaftlich bewegen könnte und was Aufgaben von Akademien sein könnten oder vielleicht auch deren Aufgaben sein sollten. Natürlich bricht man es in solch einem Beitrag immer auf bestimmte Punkte herunter. Aber ich sehe zumindest drei Entwicklungen, von denen ich denke, dass sie uns über die nächsten Jahre sehr massiv begleiten werden: Das eine ist die Klimakatastrophe, die jetzt anfängt, stattzufinden und die nicht morgen aufhören wird. Sie wird uns weiter begleiten. Das Zweite ist, darüber ist auch vielfach an anderer Stelle gesprochen worden, dass seit knapp anderthalb Jahren Dinge nicht so sind wie vorher, bedingt durch den Angriff Russlands auf die Ukraine und die Konsequenzen, die dadurch impliziert sind: das Infragestellen der bisherigen internationalen Ordnung und alles, was damit einhergeht. Das Dritte ist, dass wir uns meiner Meinung nach momentan in einer besonderen Phase technologischer Entwicklung und technologischen Umbruchs befinden. Das sind wir zwar irgendwie immer gewesen, aber es erscheint mir schon so, dass es in den letzten Jahren und voraussichtlich in den nächsten Jahren einen massiven technologischen Umbruch gegeben hat beziehungsweise geben wird. Um ein paar Themen zu nennen: KI, Robotik, Energieversorgung, gentechnische Entwicklung, eventuell Quantum Computing. Und das ist natürlich keine komplette Liste. Die Frage ist: Was macht das mit der Gesellschaft? Und dann: Was macht es mit unseren Akademien in Konsequenz?

Ich gehe davon aus, selbst wenn ich nur diese drei Punkte nehme, dass sich unsere Gesellschaft in Konsequenz sehr, sehr stark verändern wird. Das ist vielleicht nicht die industrielle Revolution, die wir erleben. Aber eben durchaus eine, wenn Sie so wollen, einerseits technologische oder digitale Revolution, die andererseits einhergeht mit einem Infragestellen von bestimmten gesellschaftlichen Ordnungen. Ich glaube, dass das unsere Gesellschaft weiter beeinflussen wird. Und ich befürchte, dass es Implikationen auf die Wissenschaft haben könnte, weil möglicherweise – das haben wir in der Pandemie gesehen – der Ruf nach der Wissenschaft

laut wird, Wissenschaft soll helfen und soll helfen zu lösen, es gleichzeitig aber auch manchmal eine gewisse Erwartungshaltung gibt, die wir gar nicht erfüllen können, weil wir selber nicht über Nacht Antworten liefern können. Oder, wenn ich jetzt noch einmal auf die Frage des Klimas rekurre: Es existieren Lösungsvorschläge, die von den Kolleginnen und Kollegen formuliert wurden, aber vielleicht nicht immer gehört wurden, und die Frage ist, was das dann in 20 Jahren bedeutet. Das wäre mein Ausblick auf das, was in den nächsten 10 bis 30 Jahren passieren könnte.

Die Frage ist also: Was bedeutet das für die Akademie? Und ich würde unterscheiden wollen zwischen der Frage, was muss oder sollte die Akademie tun, und der Frage, was kann sie tun oder was darf sie vielleicht auch tun. Ich glaube, eine ganz wesentliche Aufgabe bei allen Akademien – da gehe ich noch mal zurück auf die besondere Autorität, die damit einhergeht – ist das Verteidigen von Wissenschaft und von Wissenschaftsfreiheit in der Gesellschaft und natürlich auch innerhalb der Wissenschaft als Ganzem. Das hat verschiedene Aspekte, betrifft verschiedene Disziplinen unterschiedlich. Da ist, das wurde auch schon in einem der vorherigen Beiträge angesprochen, insbesondere die Verteidigung von solchen Disziplinen, die nicht das liefern beziehungsweise liefern können, was gerne von außen als Verwertbarkeit beschrieben wird. Dass Wissenschaft zunächst einmal aus sich selbst heraus existiert und sich auch nicht aus einer Verwertbarkeit heraus begründen muss, sondern eben durch den Willen zur Erkenntnis und zum wissenschaftlichen Fortschritt getrieben ist. Ich glaube, hier liegt eine unserer ureigensten Aufgaben: dass wir das hochhalten und immer wieder verteidigen und auch erklären gegenüber der Gesellschaft, warum dies ein Wert an sich ist, den wir bewahren müssen.

Gleichzeitig, und das betrifft vielleicht ein bisschen mehr die technische oder naturwissenschaftliche Seite, halte ich es für sehr wichtig, dass wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oder eben auch als Mitglieder von Akademien durchaus Mut machen für technologischen und für wissenschaftlichen Fortschritt. Ich habe das Gefühl, dass uns dieser Mut ein wenig abhandengekommen ist. Und ich fände es sehr gut, wenn wir ihn wiederentdecken würden. Ich bin überzeugt, dass wir alle aus unseren jeweiligen Disziplinen berichten können und damit auch begeistern können für das, was wir tun, woran wir forschen. Das sehe ich als eine Aufgabe, die auf uns zukommt.

Der zweite Teil, den ich als Aufgabe sehen würde, ist das Weiterführen des interdisziplinären Dialogs, den wir, ich habe es anfangs gesagt, meiner Meinung nach so nur in der Akademie führen können. Das sollten wir



als Kernaufgabe für uns hochhalten. Und ich glaube, als Konsequenz ergibt sich oft die Möglichkeit, dann auf drängende gesellschaftliche Fragen zu antworten. Gar nicht in dem Sinne, dass dies unsere primäre Aufgabe ist, aber dass es eben eine Chance ist, weil wir ansonsten diesen interdisziplinären Austausch in unserer täglichen wissenschaftlichen Arbeit in dieser Form nicht haben und – das Stichwort Arbeitsakademie wurde hier öfter genannt – die Möglichkeit haben, durch Langzeitlichkeit neben der Interdisziplinarität, durch Autorität und durch vorhandene Ressourcen anders zu wirken, als wir es beispielsweise in unseren jeweiligen Instituten tun können.

Der dritte Punkt, den ich sehen würde, ist, dass in meinen Augen auch in Zukunft eine wichtige Aufgabe der BBAW oder von Akademien allgemein darin besteht, das Wissenschaftssystem in Deutschland mitzugestalten – und auch über Deutschland hinaus. Das betrifft zunächst einmal ganz massiv Europa, insbesondere gegeben durch die Entwicklung, die wir im östlichen Bereich von Europa momentan erleben. An dieser Stelle kann ich vielleicht ein, zwei Dinge aus der Jungen Akademie berichten oder auch aus einer gemeinsamen Entwicklung, die momentan stattfindet. Zum einen war ich vor kurzem auf dem European Network of Young Academies Meeting in Stockholm. Das findet einmal im Jahr statt; dort treffen sich die jungen Akademien. Das Kernthema war Wissenschaftsfreiheit, die als solche diskutiert wurde. Es bestand das allgemeine Gefühl, die allgemeine Befürchtung, dass Wissenschaftsfreiheit zunehmend unter Druck steht, in ganz unterschiedlicher Form, in verschiedenen europäischen Ländern und darüber hinaus. Ich halte es für unsere Aufgabe, Wissenschaftsfreiheit gemeinsam zu verteidigen.

Das zweite Beispiel ist etwas, das erfreulicherweise von Ihnen, von der BBAW, angestoßen wurde: das Netzwerk TransEuropa, an dem wir als Junge Akademie ein bisschen teilhaben dürfen und wo wir in den letzten sechs Monaten auf zwei Treffen miterleben konnten, wie momentan das Wissenschaftssystem in der Ukraine und den Staaten in ihrer Umgebung aussieht, was dort gewünscht wird. Ich glaube, dass wir dazu beitragen können, dort Wissenschaft weiter mit voranzutreiben. Und zwar nicht, indem wir dort hingehen und sagen, wie es richtiggemacht wird, sondern indem wir das in partnerschaftlichem, gemeinsamem Austausch tun. Ich halte das für etwas Wichtiges. Das heißt aber natürlich nicht, dass wir uns auf Europa allein beschränken sollten, sondern Wissenschaft im globalen, internationalen Kontext sehen sollten.

Das wäre, was wir, was Sie in meinen Augen als BBAW tun sollten. Aber dann gibt es natürlich noch das, was wir tun können, tun dürfen. Das ist vielleicht der ganz besonders schöne Teil an einer Akademie. Zum einen, lassen Sie mich nochmal darauf verweisen, die besondere Art von Wissenschaftsfreiheit, die wir hier in unseren Akademien haben. Für mich persönlich ist das aus der Erfahrung der Jungen Akademie heraus wirklich ein Ort, an dem man völlig frei Projekte gestalten kann. Irgendwann habe ich einmal gelernt, was die Idee des Harnack-Prinzips war. Mir wurde gesagt, die Idee des Harnack-Prinzips sei, dass man ein männliches oder weibliches Genie in die Mitte stellt und ihm bzw. ihr größtmögliche Freiheit gibt. Ich glaube, so wie ich zumindest Junge Akademie wahrnehme, ist viel von der eigentlichen Idee, die oft dabei ein wenig unter den Tisch fällt, in den Akademien weiterhin instanziiert. Man muss nicht unbedingt das Genie finden, sondern es gibt eine Gruppe exzellenter Personen, die unterschiedliche Expertise mitbringen. Aber viele der anderen Dinge bleiben erhalten: Ressourcenfreiheit, eine administrative Unterstützung und eben der Wille, gemeinsam zu gestalten und zu arbeiten. Ich glaube, das ist das Wesentliche, worauf wir uns in allen Akademien weiter verständigen sollten.

Das Zweite, was ich mir sehr wünschen würde, und so begreife ich auch unsere Junge Akademie jetzt und hoffe, dass wir noch viel mehr in allen Akademien darauf hinarbeiten können, ist, Akademie wirklich als einen Ort des Wagnisses zu sehen. Ein Wagnis nicht für die Standardprojekte, sondern Akademie als einen Ort zu verstehen, an dem man Dinge ausprobieren kann, die durchaus auch scheitern dürfen, wo wir uns freimachen von den üblichen Zwängen, die wir im wissenschaftlichen täglichen Arbeiten im Hinblick auf Publikationsdruck usw. haben, sondern hier wirklich wagen können, Neues auszuprobieren. Das würde ich mir zumindest sehr wünschen.

Ulrike Kuhlmann: Herzlichen Dank. Jetzt haben wir einen Beitrag von Professor Dr. Anita Traninger. Sie lehrt seit 2021 Romanische Philologie/Literaturwissenschaften an der Freien Universität Berlin und hat eine ganze Reihe von Stationen hinter sich, die ich jetzt etwas abkürze: Sie ist promoviert an der Universität Wien, Cluster-Sprecherin des Exzellenzclusters „Temporal Communities – Doing Literature in a Global Perspective“. Und sie ist Geisteswissenschaftlerin und ganz neues Mitglied unserer Akademie, seit März dieses Jahres. Als neues Mitglied kann sie, denke ich, weil der Blick ja vielleicht noch ein halb auswärtiger ist, aus einer ganz neuen Perspektive ihr Statement abgeben. Das interessiert mich.

Anita Traninger: Vielen herzlichen Dank für die Einladung, heute zu Ihnen zu sprechen. Nach meinem Empfinden ist heute mein erster Tag. In diesem Sinne ist es eine Herausforderung und auch natürlich eine herausfordernde Situation, zu dieser Runde an meinem ersten Tag in dieser Akademie zu sprechen. Ich glaube, ich bin gefragt worden, zu sprechen, weil die Akademie als Institution eines meiner Forschungsgebiete ist. Meine Spezialisierung, mein Forschungsfokus ist in der Rhetorik der Frühen Neuzeit, und ich habe mich dementsprechend viel mit der Universität und der Akademie in historischer Perspektive befasst, insbesondere auch damit, wie sich die Akademien in einer Art Differenzierungsrhetorik von den Universitäten versucht haben abzusetzen und ihr Profil gegen die Universitäten zu entwickeln. Das ist auch gleich der Ansatzpunkt für das, was ich Ihnen in einer kurzen Reflexion über eine Akademie der Zukunft vortragen möchte.

Diese Rhetorik der Differenz hat die Akademien in der Geschichte ja dazu gebracht, sich auch eine Art mythischer Genealogie zu geben: die platonische Akademie als etwas, was ein Muster ist, an dem man sich immer orientiert habe. De facto waren die Akademien immer aufs Engste mit den Universitäten verbunden, und wenn es nur dafür war, zu sagen: Wir machen alles ganz anders. Vielleicht ist jetzt ein Moment gekommen, es wirklich anders zu machen. Und vielleicht ist jetzt ein Moment gekommen zu fragen, wie denn die Akademie sich auch lösen kann von dem Sich-Verlassen auf die akademischen Karrierestrukturen, die die Universitäten vorgeben. Es ist ja einiges schon angeklungen. De facto orientiert sich die Akademie, orientieren sich alle Akademien an den Themen, an den Anliegen, an den Forschungsschwerpunkten und nicht zuletzt an der Personalselektion der Universitäten. Was wäre denn, wenn sich die Akademie ihre Zuwahl anders organisieren würde? Was wäre denn, wenn die Akademie auf andere Kriterien zu schauen wägte, als die Universitäten das vorgeben?

Ich habe das letzte Jahr am All Souls College in Oxford verbracht, das ähnlich restriktiv ist in seiner Mitgliederzuwahl, das ähnlich – das Wort des Elfenbeinturms ist gefallen, dieses Konzept unterstütze ich ja nicht so, vielleicht haben wir da gleich eine Debatte, den Anfang einer Debatte – das eine ähnlich abgeschlossene Gesellschaft ist wie eine Akademie. Und dort war es so, dass 1979 die allererste Frau zugewählt wurde. Im Jahre 2022 lag der Frauenanteil bei 40 Prozent. Es wäre vielleicht eine Idee für die Akademie oder für jede Akademie zu sagen: Gehen wir den Universitäten nicht hinterher in der Erhöhung unseres Frauenanteils, eilen wir mal voraus. Eilen wir mal voraus und zeigen wir, was auf diesem Exzellenzniveau, das hier herrscht, möglich ist an einer neu gedachten Mitgliederstruktur. Damit sind nicht nur die Frauen mitzudenken, es sind ja einige Achsen des Ausschlusses auch sonst schon genannt worden. Alter ist ein Thema, Migrationsbiografien sind ein Thema usw.

Wenn Sie sich erinnern: Leibniz, der große Patron auch dieser Akademie, hat sein erstes Konzept für eine Akademie 1675 geschrieben, nachdem er in Paris jemanden gesehen hat, der eine Apparatur erfunden hat, um über Wasser zu gehen. Sein Konzept war eine Spektakelakademie. Eine Spektakelakademie, wo Handwerker, Künstler, Feuerschlucker zusammenkommen sollten, um alle Techniken der Zeit miteinander in Dialog zu setzen. Ich empfehle der Akademie nicht, auf Feuerschlucker und Gaukler zu setzen, aber vielleicht könnte man die Exzellenz in die Breite quer zu den institutionellen Segregierungen denken.

Dann komme ich direkt zum nächsten Thema, zur Klasseneinteilung. Mir leuchtet die Einteilung in Klassen vollkommen ein, aus dem einfachen Grund, als die fachliche Zuwahl natürlich über eine Kenntnis der Fächer erfolgen muss. Mir leuchtet aber auch ein, dass man diese Klassen sozusagen als ein organisierendes Grundraster einer Akademie versteht, die Arbeitsformen aber grundsätzlich quer dazu denkt. Die Akademie, soweit ich das als Neuankömmling sehe, hat sich interdisziplinäre Formate, hat sich Arbeitsgruppen gegeben. Vielleicht könnte man dahingehend weiterdenken, dass man quer zur Klassenstruktur zu arbeiten nicht zu einem Ausnahmefall oder zu einem Add-on macht, sondern zur grundsätzlichen Kollaborationsstruktur innerhalb der Akademie.

Wir haben es hier mit einer grundsätzlich veränderten Forschungslandschaft zu tun. Ich als Geisteswissenschaftlerin bin in der Situation, dass wir unsere Forschung mindestens am Standort Berlin eigentlich nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit organisieren. Die Papiere, die wir in der Vorbereitung zu der Debatte bekommen



und studiert haben, gehen zum Teil noch von einer Organisationsstruktur aus, wo die geisteswissenschaftliche Forschung allein bei Kerzenschein am Schreibtisch funktioniert hat und wo die interdisziplinäre Organisation als ein Feld der Zukunft, ein Thema der Zukunft skizziert wurde. De facto arbeiten wir aber seit 30 Jahren hier interdisziplinär. Erika Fischer-Lichte war die Pionierin in Berlin, die uns dazu gebracht hat, grundsätzlich gemeinsam an Fragen zu arbeiten. Das heißt aber auch, diese interdisziplinäre Arbeit in der Akademie müsste definitionsgemäß noch einen Schritt weitergehen. Man könnte sich überlegen, ob nicht die Akademie genau einen Ort bespielt und einnimmt, der in der akademischen Forschungsorganisation, in der universitären Forschungsorganisation zu kurz kommt. Wir arbeiten interdisziplinär zu Themen, aber uns fehlt eigentlich eine Ebene, eine Metaebene zur Reflexion dieser Interdisziplinarität. Die Akademie hat sich die Beobachtung des Wissenschaftssystems auf die Fahnen geschrieben. Sie könnte aber natürlich mit dieser Handlungsebene, dieser Metaebene der Interdisziplinaritätsbeobachtung noch mal ein ganz neues Feld besetzen.

Mein letzter Punkt ist der der Formatkreativität. Ich weiß natürlich viel zu wenig über die internen Organisationsformen der Akademie, aber ich könnte mir gut vorstellen, dass dieser Blackbox-Charakter – dass die Akademie zum einen nach außen operiert, in die Gesellschaft weist, aber nach innen auch eine Art geschützter Raum, ein Safe Space, wie man heute sagt, ist – ob dieser Safe Space nicht dazu genutzt werden könnte, in den Formaten der Auseinandersetzung noch kreativer zu werden und Zuspitzungen in einer Art und Weise zuzulassen, die in den histrionischen Debatten, wie sie heute in der Öffentlichkeit geführt werden, in den polemischen Überspitzungen, wie sie Social Media mit ihren Aufmerk-

samkeitsregimes uns nahelegen, keinen Ort haben. Dass man dieses Szenario überwindet, indem man keine Empörungsalgorithmen füttert, sondern indem man sagt: In diesen geschützten Räumen einer Akademie geben wir uns Formate, in denen Person und Sache getrennt werden können, in denen man Sachen ausstreiten kann ohne Sorge vor Gesichtsverlust, weil alle in Positionen sind, wo es nicht mehr um Positionskämpfe, um eine Konkurrenzorganisation in den Institutionen geht. Man könnte sich also Themen kontrovers vornehmen, Pro und Contra mit offenem Visier diskutieren, erkenntnisorientiert agieren und eben nicht auf die Polemik schielen. Das ist etwas, was auch schon in den vorigen Statements angeklungen ist: dass diese Konkurrenzfrage hier auf eine fast arkadische Weise ausgeklammert ist.

Formatkreativität könnte aber auch heißen, die Langfristvorhaben der Akademie in einem netzwerkartigen Sinn stärker mit den Institutionen außerhalb der Akademie zu vernetzen, aber auch mit der Forschung der Akademiemitglieder. Ich glaube, die Langzeitvorhaben sind eine großartige Sache, die tatsächlich ein Rarum, vielleicht schon ein Rarissimum in unserer Forschungslandschaft ist. Die Akademie könnte sich vornehmen, hier noch mal neue Impulse zu setzen in dem Verweben der Langzeitvorhaben mit der kurzfristigeren, projektformig organisierten interdisziplinären Forschung.

Formatkreativität könnte auch dort greifen, wo es darum geht, nach außen zu kommunizieren. Ich hatte den Blick zuerst nach innen gerichtet. Jetzt schauen wir nach außen. Und nach außen ist es ja so, dass unsere Universitäten hochprofessionelle PR-Abteilungen aufgebaut haben, wo unsere Ergebnisse, unsere Umtriebe laufend kommuniziert werden. Es fehlt aber, meine ich – das haben wir in der Pandemie ganz deutlich gesehen – eine Kommunikation über das, was Wissenschaft eigentlich tut, was Wissenschaft tut und was sie nicht tut, dass sie kein Entscheidungsgremium ist über Wahrheit, sondern eine methodische Wahrheitsfindungseinrichtung. Alle diese Fragen, wie Wissenschaft eigentlich funktioniert, das könnte ein Thema sein, wo Akademien eine besondere Rolle spielen können und gerade die BBAW hier in Berlin eine besondere Rolle im gesellschaftlichen Debatteprozess spielen könnte.

Einen Zeithorizont sollte ich benennen. Na ja, so schnell wie möglich, sagt man immer. 30 Jahre in die Zukunft zu denken, glaube ich, hat immer diesen utopischen Charakter. Utopien sind wichtig, um uns zu leiten, aber ich glaube, inkrementell, Schritt für Schritt agil vorzugehen, sich diese Ziele zu setzen als Leitsterne und zu sagen, da wollen wir hin. 5 Jahre, 10 Jahre, 15 Jahre machen wir, das wäre ein Aufbruchssignal, das man sich vielleicht zu einem 30. Geburtstag geben könnte.

Diskussion

Ulrike Kuhlmann: Herzlichen Dank. Ich glaube, gerade das Letzte war sehr spannend, mit vielen Anregungen. Ich will natürlich Kommentare und Fragen aus der großen Gruppe zulassen. Ich denke, einige brennen auch schon darauf, etwas dazu zu sagen. Ich möchte aber eine Frage an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer selber noch mal richten. Und zwar ist mir bei allen Statements aufgefallen, dass eigentlich ein Aspekt der Akademie fehlt, und das ist der Bezug zu Berlin und Brandenburg. Da hätte ich gerne von Ihnen, es muss nicht jede/-r antworten, also wer da gerne etwas dazu sagen möchte von den fünf Teilnehmerinnen und Teilnehmern, würde ich gerne dazu mal ein Statement haben, wie diese Perspektive gesehen wird. Wer möchte von den Fünfen? Frau Traninger?

Anita Traninger: Ich hätte eigentlich schon was gesagt zu Berlin in der Weise nur, dass ich meine, dass unsere Verbundorganisation in der geisteswissenschaftlichen Forschung sehr typisch ist für Berlin. Ich habe aber auch in meinem Zuwahlgespräch verstanden, dass sich die Akademie gerade nicht als lokale Akademie versteht. Also ich bin sehr gespannt darauf, wie die Mitglieder das sehen. Aber mir scheint, dass so eine Netzwerkknotenfunktion, die zum einen lokal vernetzt, aber auch global ausgreift, sehr attraktiv wäre für die Akademie an diesem Standort.

Ulrike Kuhlmann: Einer der anderen noch ein Statement zu der Funktion oder zu den Perspektiven als Berlin-Brandenburgische Akademie?

Carola Lentz: Vielleicht eine Anmerkung, weil ich sozusagen dienstältestes Mitglied unter den Rednerinnen bin. Das ist eine Herausforderung, aber ich finde diesen Mix großartig. Wenn es nur Berliner wären in der Mitgliedschaft, dann wäre ich als Mainzerin ja nicht Mitglied – das kann ich nicht gutheißen. Ich finde diese Veranstaltungsformate, die die BBAW etabliert hat, vor allen Dingen der Salon Sophie Charlotte, sind großartig, um sich hier mit der Berliner Wissenschaftslandschaft zu vernetzen. Auch die Veranstaltungen in Potsdam. Ich glaube, die Herausforderung ist – und ich wäre dafür, diese Spannung auszuhalten –, dass, wenn man überörtlich Leute aufnimmt, die auch Zeit finden, tatsächlich physisch präsent zu sein und nach Berlin zu kommen. Aber Berlin ist ja bekanntlich immer eine Reise wert. Ich glaube also, diesen Mix sollte man aufrechterhalten und die Spannungen aushalten, die das für die praktische Arbeit bedeutet.

Ulrike Kuhlmann: Dann sehe ich schon jemanden, der sich meldet.

Mitchell Ash: Ganz kurz möchte ich eine Anmerkung machen zu Ihren Bemerkungen zum Ursprung der Akademie. Das knüpft ganz gut daran an, was wir gerade diskutiert haben. Das sogenannte Ortsprinzip war damals der kontroverseste Punkt der Gründungsgeschichte, ob es zu durchbrechen sei oder nicht. Alle anderen deutschen Akademien pflegen dieses Prinzip. Es ist unser Alleinstellungsmerkmal, dass wir das nicht tun. Das sollte aber nicht heißen, dass wir uns komplett von unserem Ort, der uns ja finanziert, entfernen sollten. Also da ist ein Zwischenweg zu suchen, das sehe ich auch so. Aber: wir sollten uns wirklich schwer überlegen, wie der Einsteintag organisiert wird. Der Einsteintag wird immer schlechter besucht. Das hat Gründe. Ich glaube, da ist Änderungsbedarf in Potsdam. Wie genau, kann ich nicht sagen, aber ich wollte nur diesen Hinweis deponiert haben.

Die Bemerkung, die ich wirklich machen wollte, wurde von Carola Lentz angestoßen: Carola, du hast es wunderbar gesagt: halb weiblich. Aber ein Begriff, der noch nicht gefallen ist in diesem Raum, der aber inzwischen allenthalben um sich greift, heißt Diversity. Und Diversity ist nicht Frauenförderung. Das sollte man wirklich klar sagen. Es geht um Öffnung für andere Kulturen und Menschen mit anderen Hintergründen. Das ist vielleicht nicht so schnell zu erreichen jetzt wegen der Personalrekrutierung an den Universitäten. Es ist noch kein Pool da von Menschen mit diversen kulturellen Hintergründen, von denen wir sagen könnten, die sollten hier hinein. Aber in 30 Jahren kann ich mir nicht denken, dass es diesen Pool nicht gibt. Also das war schon eine Bemerkung, daran zu denken. Was die längere Perspektive betrifft, ist es durchaus denkbar, Diversität zu realisieren.

Ulrike Kuhlmann: Ich nehme das jetzt als Statement oder als Feststellung und würde jetzt eigentlich darum bitten, dass wir zwei, drei Fragen sammeln, vielleicht auch jeweils sagen, welche Teilnehmerin/welchen Teilnehmer Sie da ansprechen wollen, und dann den Diskutanten die Chance geben, auch zu antworten.

Helmut Schwarz: Keine Frage, eher ein Kommentar. Carola Lentz hat in ihrem Beitrag anklingen lassen, dass sie ein wenig enttäuscht ist, zu wenige Anregungen fachlicher Art aus den Akademiesitzungen bekommen zu haben. Ich glaube, das wäre zu viel verlangt von der Akademie. Dazu geht man zu Fachtagungen. Ich wäre höchst zufrieden, wenn die Akademie das leisten kann und leisten wird, was eine Urania im hohen Sinn bringt oder eine Volkshochschule: etwas zu lernen in Gebieten, wo man selber überhaupt nicht zu Hause ist,

oder anderen etwas zu geben, die von meinem Gebiet nichts verstehen. Aber selber zu erwarten, dass mir hier jemand etwas erklären kann aus meinem ureigenen Gebiet, das ist keine Hybris, aber ich glaube, es ist nicht einlösbar.

Ulrike Kuhlmann: Ich verstehe das jetzt so, dass Sie auch keine Antwort von Frau Lentz darauf erwarten. Meine Idee wäre jetzt, dass wirklich Fragen an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer formuliert werden, um einfach diese Diskussion zu wandeln. Wer hätte gerne eine Frage? Bitte.

Ortwin Renn: Vielen Dank. Ich habe noch einmal eine Nachfrage zum Thema Elfenbeinturm, also zur Rolle der Wissenschaft und der Funktion der Akademien im Verhältnis zur Politik und Gesellschaft. Dazu habe ich sehr unterschiedliche Signale gehört. Ich würde dazu auch gerne etwas beitragen, das möchte ich aber wegen der Zeitknappheit heute nicht tun. Die meisten wissen ja, wo ich in dieser Frage stehe. Aber mich würde die Argumentation interessieren, die eine Elfenbeinturm-Perspektive auf die Wissenschaft befürwortet. Wenn die Akademie ein Teil der Gesellschaft ist und auch von der Gesellschaft bezahlt wird, soll sie dann wirklich einen Elfenbeinturm bilden?

Ulrike Kuhlmann: Ich sehe gerade, Frau Cancik-Kirschbaum hat eine Frage. Dann würden wir das ein bisschen bündeln.

Eva Cancik-Kirschbaum: Das schließt ganz gut daran an. Die Frage richtet sich an Anita Traninger, aber tatsächlich haben alle Referenten das Verhältnis von Akademie und Öffentlichkeit, Akademie und Gesellschaft angesprochen. Ich möchte andersherum fragen, die historische Frage stellen: Es gab ja mal in den Akademien die Tradition der Preisfrage, also die Akademie als jemand, der große Fragen stellt und zu Lösungsfindungen aufruft, wo immer die dann herkommen. Wäre das ein Weg in Ihrem Sinne, dass man so etwas wieder aufgreift?

Ulrike Kuhlmann: Dann haben wir zwei Fragen. Eine dritte Frage?

Dörte Schmidt: Daran würde ich auch gerne noch einmal anknüpfen. Ich habe den Verdacht gehabt, das mit dem Elfenbeinturm war gar nicht so gemeint, dass die Personen, um die es hier geht, vollkommen heraustreten aus der Gesellschaft und da auch bleiben. Sondern ich habe es eher so verstanden, wie Carola angedeutet hat, dass es ein großer Luxus ist, zwischendurch mal raustreten zu können. Meine Frage wäre an dich, Carola: Hast du eine Idee, wie diejenigen dazu mehr

Zeit kriegen könnten, die noch nicht in Pension sind? Damit verbinde ich sozusagen die Frage, ob das Hinausschieben des Entfristungs- oder Entrechtungsalters die einzige Lösung ist oder es noch andere Ideen gibt.

Ulrike Kuhlmann: Jetzt, würde ich aber sagen, sind die Diskutanten selber gefragt. Frau Kopp hat, glaube ich, als eine der Ersten etwas vom Elfenbeinturm gesagt. Vielleicht sagen Sie etwas zu den drei Fragen?

Gisela Kopp: Ich hatte eben nichts zum Elfenbeinturm gesagt, sondern gesagt, dass wir schauen müssen, dass wir bestimmte Gruppen in der Gesellschaft auch erreichen. So wie ich es verstehe, ist einer der Aufträge an die Akademien, auch in den Statuten, eben dieser Dialog mit der Gesellschaft. Und ich beobachte, dass wir nur mit sehr bestimmten Gruppen in der Gesellschaft diskutieren. Ich habe jetzt auch zu Berlin gerade nichts gesagt. Ich komme aus dem mediterranen Baden, wie man es hier gerne nennt, und da auch noch aus einer ländlichen Region. Und dort ist die Situation wirklich eine komplett andere. Da gehen die Kinder in der Kleinstadt oder dem Dorf nicht in die Kinderuniversität. Das ist immer noch eine relativ privilegierte Region, aber ich glaube, wenn wir uns darüber Gedanken machen, wie Wissenschaft in der Gesellschaft wahrgenommen wird, dann brauchen wir uns nicht wundern: Es gibt bestimmte Bevölkerungsgruppen, die kommen damit einfach nie in Kontakt. Und ich glaube schon, dass es eine Rolle der Akademie sein könnte. Es muss ja nicht jede/-r Wissenschaftler/-in oder Akademiemitglied sein, der/die hier aktiv wird, es gibt ja verschiedene Binnendifferenzierungen. Ich glaube nicht, dass das eine das andere ausschließt. Ich habe auch Bereiche in meiner Forschung, da denke ich nicht, dass ich darüber jetzt groß mit jedem oder jeder reden muss oder darüber aufklären. Aber eher so diese Metafragen wie: Wie funktioniert Wissenschaft? Was gibt es überhaupt für verschiedene Wissenschaften? Wir haben in der Jungen Akademie gerade ein Kinderbuch veröffentlicht. Wenn wir an einen Wissenschaftler denken, denkt man immer noch an den alten, grauhaarigen Mann im Laborkittel, der irgendwie in einem Labor agiert. Aber es gibt ja eben so viele unterschiedliche Wissenschaften. Ich glaube, da ist eine gewisse Vermittlungsfunktion in den Akademien wichtig.

Timo de Wolff: Ich wollte auch noch ergänzen, dass ich es auch vielleicht als Kernpunkt unbedingt so sehen würde, dass die Frage des exzellenten wissenschaftlichen gemeinsamen Arbeitens sich nicht ausschließt mit dem Wirken in die Gesellschaft. Ich glaube schon, dass beides Aufgaben von Akademien sind. Den ersten Teil würde ich auch auf jeden Fall als Aufgabe einfach so sehen und so stehenlassen. Das habe ich auch im Ein-

gangsstatement ja gesagt. Ich glaube aber, dass, wenn es um die Frage nach dem Vermitteln von Wissenschaft geht oder dem Wirken in die Gesellschaft, dass das auch noch mal zwei Themen sind. Ich glaube, gesellschaftlich mitzugestalten, insbesondere in allen Themen, die Wissenschaft betrifft, das ist auf jeden Fall auch Aufgabe von Akademien. Und ich glaube, das ist auch vielleicht eine Erwartung, die Gesellschaft an uns haben darf. Ob man dann darüber hinaus vielleicht so etwas, was jetzt oft als Wissenschaftskommunikation betitelt wird, macht? Ich glaube, dass das auch schon durchaus eine Aufgabe von Akademien ist, dass es aber vielleicht nicht etwas ist, was unbedingt jeder oder jede unbedingt auch tun muss, so wie ich das sonst auch nicht unbedingt sehen würde in unserer Arbeit. Wir können uns ja alle in unseren Disziplinen und darüber hinaus vielfältig einbringen. Und ich glaube, da gibt es halt einfach unterschiedliche Talente und unterschiedliche Vorlieben, die man haben kann. Das finde ich dann auch in Ordnung, wenn man denen eben folgt.

Anita Traninger: Ich sage nur zum Elfenbeinturm: Ich glaube, es ist klar, dass wir dieses Sowohl-als-auch haben. Ich lehne die Metapher ab, weil es eine diskreditierende Metapher ist. Sie ist im 19. Jahrhundert von Sainte-Beuve, einem französischen Literaturkritiker, eigentlich für die Dichtung geschaffen worden und erst im 20. Jahrhundert auf die Wissenschaft umgelegt worden. Seither ist es eine Trope des Entweder-oder geworden. Entweder wir schotten uns komplett ab, oder wir sind im Dialog mit der Gesellschaft. Ich halte es nicht für hilfreich. Darum finde ich die Metapher nicht hilfreich. Das Zweite ist die Frage, ob wir Preisfragen wieder einführen sollen. Die sind ja eines der ersten großen partizipativen Formate, Eva Cancik-Kirschbaum hat es gesagt. Und ich glaube, dass im Grundsatz Dialogformate und partizipative Formate spannend und interessant sind, ich glaube nur, dass die Preisfrage ausgedient hat. Ich glaube, wir haben eine ganz andere Form von verteilter Schriftlichkeit in der Gesellschaft, dass diese Fragebeantwortungen dann nicht das erzielen, was wir davon wollen, nämlich einen inspirierten Dialog, der uns auf Themen und Fragestellungen bringt, an die wir selbst nicht denken würden. Insofern könnte man aber auch im Sinne der Formatkreativität darüber nachdenken, ob man nicht etwas Anderes erfinden könnte, das diese Funktion einnimmt.

Carola Lentz: Der Begriff Elfenbeinturm hat genau das erreicht, was er erreichen sollte, nämlich ein bisschen die Debatte hier loszutreten. Man kann das auch sehr viel eleganter systemtheoretisch formulieren. Das lasse ich jetzt aber mal. Es geht darum, dass es Bereiche in einer arbeitsteiligen Gesellschaft gibt, die dem intensiven Nachdenken dienen und die einer anderen zeitlichen

Dynamik und einer anderen Wissensökonomie unterliegen als der Anwendungsorientierung. Ich bin jetzt lang genug als Präsidentin des Goethe-Instituts im Politikgeschäft unterwegs, um sehr deutlich zu sehen, dass Wissenschaft meist nur als Absicherung von vorher bereits politisch getroffenen Entscheidungen verwendet wird. Und ich lasse mich als Wissenschaftlerin jetzt nicht davon unter moralischen Druck setzen, dass der Steuerzahler ja diese Freiräume zahlt. Nein, unsere Gesellschaft hat festgelegt, dass es Freiheit der Wissenschaft gibt. Und wir haben hier dieses Privileg, diese Freiheit der Wissenschaft in all den Verästelungen auszuüben, auszuprobieren und auszunutzen. Dabei kann am Ende Innovatives entstehen, was auf die Gesellschaft zurückwirkt, aber es muss nicht. Und ich sehe da durchaus einen notwendigen Kampf für die Freiheit, und das sage ich auch im Goethe-Institut mit Bezug auf den Kulturaustausch. Der soll jetzt nämlich bestimmten geostrategischen Priorisierungen, den großen Sicherheitsstrategien usw. dienen. Aber so kann ich doch keinen gehaltvollen Kulturaustausch organisieren. Wir haben es auch da mit Formen der Grundlagenarbeit zu tun, jetzt nicht unbedingt Forschung, aber Grundlagendebatten, wo kluge Menschen und Künstlerinnen miteinander ins Gespräch kommen, sich austauschen und gemeinsam Unerwartetes entdecken können. Und das geht nur – da teile ich Dörte Schmidts Anmerkung – mit Zeitressourcen, die vielleicht mit innovativen Formaten noch zu schaffen wären. Aber da droht vielleicht die Gefahr, dass sofort wieder der Konkurrenzkampf losgehen würde, wer von den Akademiemitgliedern das Privileg hat, ein Arbeitsstipendium für drei Monate Nachdenken zu bekommen. Es gibt dafür ja auch noch andere schöne Formate; man muss das im Konsortium sehen, im Zusammenspiel zum Beispiel mit dem Wissenschaftskolleg und anderen Forschungseinrichtungen, an denen man sich mal für ein Jahr von den Alltagsverpflichtungen freikaufen und sich dann neuen Fragen widmen kann. Und natürlich wird dieses Kerngeschäft der Akademie, die freien, neugiergetriebenen und wissensgetriebenen Auseinandersetzungen, flankiert von einer ganzen Reihe von weiteren Formaten. Da hat die Akademie ja auch schon viel ausprobiert. Also Schulklassenvorträge als ein Format hier in Berlin-Brandenburg, der Salon Sophie Charlotte, die Denkanstöße, die ja durchaus auch als Form der qualifizierten Politikberatung gelesen werden können usw. Ich sehe da persönlich keine Notwendigkeit zu einer grundlegenden Reform, auch wenn man das eine oder andere vielleicht noch mal neu denken kann und auch fragen kann, was unter Bedingungen einer neuen Medialität noch in welcher Form notwendig ist. Dennoch: die Präsenz, die Langfristigkeit, der Generationenmix und der „Elfenbeinturm“ – nennen Sie es, wie Sie wollen, Freiraum statt Elfenbeinturm – ich finde, das gilt es zu vertiefen, zu bewahren und zu schützen

vor allzu pragmatischen Vorstellungen. Bei einem Mathematiker würde ja auch niemand erwarten, dass er plötzlich irgendwie alle Probleme der Welt lösen muss. Der darf ja auch nachdenken. Der Anspruch auf Politikberatung und Anwendungsorientierung geht immer auf die Geistes- und Sozialwissenschaften und die Medizin und Technikwissenschaften. Von denen wird dann erwartet, dass sie das alles liefern. Die anderen machen Grundlagenforschung, wo sich mir als Laiin die Nutzanwendung auch nicht unmittelbar erschließt. Gerade wir Geistes- und Sozialwissenschaftler müssen da auch mal sagen: Wir brauchen auch Grundlagen-Überlegungszeit und entsprechende Räume.

Ulrike Kuhlmann: Die nächste Runde. Wer hat noch eine Frage?

Bernhard Jussen: Ich würde mich gerne noch einmal an Carola Lentz wenden. Einen kleinen oder vielleicht auch einen fundamentaleren Widerspruch habe ich darin doch gesehen, einerseits eine in meinen Augen völlig berechnete Ungeduld zu haben, wie lange das dauert, im Grunde die Kategorien zu verändern in Richtung Globaler Süden, Posteurozentrismus usw., und andererseits nach wie vor ein Fan der Klassenstruktur zu sein. In meinen Augen geht das nicht. Dass diese – sagen wir mal – Transformation der Denkkategorien so langsam geht, wie du es mehrfach versucht hast, uns geradezu einzupeitschen, zu Recht, das hat ja mit der Institutionalität zu tun. Und ob man das jetzt über- oder trans- oder wie disziplinär sagt: Wir sind nach wie vor in Geistes- und Sozialwissenschaften eingeteilt. Und ich würde dafür plädieren, dass wir darüber nachdenken, ob das nicht letztlich doch ein Teil des Problems ist. Bis wir mal mit Leuten zu tun haben, die deine Abers in unsere Debatten bringen, das ist reiner Zufall. Wir wissen alle, dass wir diese Worte hochschmeißen müssen. Manche tun es, andere tun es nicht. Aber die Institutionen bleiben davon, wenn man sich die Vorhaben anguckt und die Zentren, weitgehend unberührt.

Gudrun Krämer: Lieber Herr Jussen, wir sitzen ja in einer Klasse. Ich glaube nicht, dass die Einteilung in Klassen als solche verhindert, dass wir querdenken. Das ist uns völlig unbenommen. Ich würde aber sehr praktisch argumentieren: Wenn wir eine intensive Aussprache haben wollen über einzelne Themen und Arbeiten und dergleichen, dann läuft das in den Klassen zum Teil ausgezeichnet, weil der Kreis immer noch überschaubar ist und uns genau das ermöglicht, was häufig nicht mehr geboten wird, nämlich den Austausch mit Leuten, die gewillt sind, zuzuhören, auch wenn es nicht ihr eigenes Thema ist, und etwas dazu zu sagen. Das würde in diesem großen Saal ganz sicherlich nicht funktionieren. Und davon ganz abgesehen: Im konkreten Fall hat die

Geisteswissenschaftliche Klasse nun extra ihre Sitzungen so gelegt, dass wir alle die Sitzungen der Sozialwissenschaftlichen Klasse besuchen können. Also dem ist eigentlich keinerlei Riegel vorgeschoben. Da rollt der Ball zurück ins Frankfurter Feld.

Christoph Marksches: Ich wollte gern mit einer Frage an ein Votum von Barbara Albert und von Anita Traninger anknüpfen, nämlich mit der Frage, warum eigentlich die BBAW als Großforschungseinrichtung mit Langzeitvorhaben und Drittmittelprojekten ausschließlich auf den Bereich der Geisteswissenschaften beschränkt ist. Die Albert'sche Frage und die Anregung von Anita Traninger lauteten: Muss nicht in unserer Akademie mehr Interdisziplinaritätsbeobachtung auf einer Metaebene und Vernetzung geschehen als bisher? Das möchte ich gern vor diesem Hintergrund der fachlichen Einseitigkeit der BBAW als Forschungseinrichtung diskutiert wissen. Denn eine der zentralen Beobachtungen zur gegenwärtigen Wissenschaftsentwicklung ist doch, dass in vielen geisteswissenschaftlichen Disziplinen die Grenzen nicht nur durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit anderen geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Fächern fallen, sondern dass zunehmend die Grenzen hin zu Naturwissenschaften erodieren. Deswegen habe ich zunehmend den Eindruck, wir könnten an der Stelle unseres Forschungsprofils viel experimenteller sein. Wenn wir uns als Großforschungseinrichtung begreifen, werden wir natürlich nicht Konkurrenten von naturwissenschaftlichen Großforschungseinrichtungen wie den Max-Planck-Instituten sein wollen oder gar können. Aber wir können unsere eigenen Forschungsunternehmen an der Stelle stärker verändern. Wir könnten auch in unseren eigenen geisteswissenschaftlichen Langzeitunternehmen und Drittmittelprojekten viel stärker die Grenzen zu naturwissenschaftlichen Fragestellungen und Methoden öffnen. Meine Frage ist nur: Sind Sie dann schon zufrieden, Frau Albert, wenn wir auf diese Weise Naturwissenschaften stärker hineinbringen? Und die Frage an Anita Traninger lautet: Könnte eine solche Erweiterung unseres Forschungsportfolios eine erste Folge einer Interdisziplinaritätsbeobachtung sein, wenn wir nicht anderen Einrichtungen hinterherlaufen wollen, sondern (nicht nur im Blick auf Gleichberechtigung und Diversität) einmal vorlaufen wollen? Wäre das eine Möglichkeit, stärker Themen an den interdisziplinären Grenzen zu den Naturwissenschaften in unsere bislang ausschließlich geisteswissenschaftlichen Großforschungszusammenhänge hineinzuziehen? Günter Stock hat das ja immer über die BBAW gesagt: größte geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtung der Region. Es wäre schön, wenn man in Zukunft auch sagen könnte: früher eine primär geisteswissenschaftliche Forschungseinrichtung, heute eine Einrichtung,

die auf dem Wege ist, die Zukunft jenseits des klassischen Duals Geistes- und Naturwissenschaften vorauszu-denken.

Martin Hellwig: Mir ist bei der Diskussion unbehaglich, weil sie in vielem sehr abstrakt und abgehoben ist. Und ich frage mich, was bedeuten die vielen guten Wünsche und Absichten konkret für das Vorgehen jedes Einzelnen von uns, des Präsidenten, von wem auch immer? Man muss, glaube ich, unterscheiden, von welchem Wir wir jeweils reden und wie: Bezeichnet das Wir uns als Akademiemitglieder, die die Gelegenheit zum Austausch nutzen, die die Akademie uns bietet? An dem Wert dieser Funktion dürfte wenig Zweifel bestehen. Aber es ist auch die Frage erhoben worden: Schulden „Wir“ der Gesellschaft nicht etwas mehr? Schulden wir ihr, aus dem Elfenbeinturm herauszugehen und in die Öffentlichkeit zu wirken? Aber wie steht es dann mit dem Kollektivsubjekt „Wir“? Sind wir uns alle jeweils so einig, dass das funktioniert? In diesem Zusammenhang sollte man sich vielleicht auch einmal ansehen, was andere Akademien machen. Ich bin unter anderem Mitglied der American Academy of Arts and Sciences. Die hat neben ihren Zusammenkünften mit interdisziplinären Diskussionen auch regelmäßig Projekte, die sie ad hoc aufgreift und bearbeitet. Das haben wir bei den interdisziplinären Arbeitsgruppen auch, aber die Projekte der American Academy of Arts and Sciences sind konkreter und stärker zielorientiert, bereiten auch sehr viel Datenmaterial auf, das dann in die Diskussion eingeht. Beispielsweise gab es ein Projekt zur Bedeutung des tertiären Bildungssektors für die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung, lokal, regional, national, mit viel Datenmaterial und daraus abgeleiteten Politikempfehlungen, nicht im Sinne von Parteipolitik, auch nicht im Sinne von Tagespolitik, sondern als Beitrag zur Kenntlichmachung und zum Angehen von längerfristigen anstehenden Strukturproblemen. Das Petitum, außerhalb des Elfenbeinturms zu wirken, könnte durch so etwas erfüllt werden, ohne dass das Kollektivsubjekt „Wir“ gleich im Zentrum steht.

Ulrike Kuhlmann: Ich würde die Frage jetzt so fassen, dass Sie praktisch die Umstellung oder die Ergänzung durch konkrete Projekte empfehlen oder erfragen. Und die Frage unseres Präsidenten nach der Erweiterung dieser Großforschungseinrichtung auf vielleicht nicht nur geisteswissenschaftliche Themen würde ich ebenfalls aufgreifen. Habe ich das richtig zusammengefasst? Ja, Frau Albert?

Barbara Albert: Weil ich auch angesprochen wurde, würde ich gerne mal vorweggehen. Herr Marksches, Sie haben eine Unzufriedenheit bei mir identifiziert, die ich gar nicht so deutlich äußern wollte. Aber Sie haben

natürlich den Finger in die Wunde gelegt, dass ich mich da so ein bisschen drumherum gedrückt habe. Einerseits wollte ich schon deutlich machen, dass ich mir des Wertes dieser Langzeitvorhaben im Bereich der Geisteswissenschaften sehr bewusst bin und ich froh bin, dass es so etwas wie eine Akademie gibt, die genau so etwas macht, was wir eben in der Forschungslandschaft an nicht vielen anderen Stellen oder auch nirgendwo sehen. Zugleich hat sich die Unbehaglichkeit dabei eigentlich jetzt eben an der Diskussion des Elfenbeinturms dann doch noch aufgemacht. Wenn selbst ich als Akademiemitglied unsere Langzeitvorhaben nicht wirklich gut benennen kann, sind sie schon sehr tief im Elfenbeinturm abgeschirmt, und nur die Expertinnen und Experten hier unter uns können überhaupt sagen, was da gemacht wird. Das heißt tatsächlich, und damit kann man vielleicht den Bogen zum zweiten Aspekt schlagen, an dieser Stelle müssen wir aufpassen. Es wäre tatsächlich ein konkreter Vorschlag, wenn man das, was sowieso überall jetzt passiert, nämlich die Vernetzung der Disziplinen, die wir hier in der Akademie haben, eben ausnutzte und sich öffnete, anders würde. Sie haben es Erosion genannt, ich spräche von Überdisziplinarität. Ob das nun automatisch bedeuten muss, dass man Zahlen erhebt oder sich im Bereich der Gesellschaftswissenschaften ein stärkeres Profil verschafft, könnte ich nicht beantworten. Dafür hätte ich jetzt auch nicht spontan plädiert, weil ich denke, dass es noch andere Institutionen in der Forschungslandschaft in Deutschland gibt, die so arbeiten. Aber große geisteswissenschaftliche Langzeitprojekte offen zu machen für die Vernetzung in andere Disziplinen, das wäre, glaube ich, reizvoll.

Anita Traninger: Ich könnte nicht mehr zustimmen. Ich würde eine Sache hinzufügen. Den Geisteswissenschaften wird ja ganz oft angeraten, sie müssten sich für interdisziplinäre Arbeit mit den Naturwissenschaften zusammenschließen. Das ist ja etwas, was wir oft hören, wo immer ein Defizitargument mitschwingt. Und genau dem könnte eine Akademie wie diese Akademie entgegenzutreten und sagen: Wir bauen unsere Kooperationen von Fragen her, wir bauen sie von gemeinsamen strategischen Zielen her und nicht, um irgendwelche Defizite an der einen oder anderen Stelle auszugleichen. Insofern gefällt mir der Vorschlag sehr, sehr gut.

Carola Lentz: Ich kenne kaum eine Akademie, die dermaßen viel öffentliche Veranstaltungen macht, wo sich auch die Langzeitvorhaben präsentieren, wie die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Weil man vielleicht selbst keine Zeit hat, zu allen Veranstaltungsangeboten hinzugehen – ich bedauere das immer sehr –, ist das dann vielleicht doch, ich sage das jetzt mal so frech, eine eingeschränkte Optik.

Ich habe schon den Eindruck, dass sich die Langzeitvorhaben sehr wohl immer wieder präsentieren. Man muss dazu einfach auch feststellen, dass es für die Geisteswissenschaften außerhalb dieser Akademie gar keine Möglichkeiten mehr gibt, solche Projekte auf Dauer zu stellen. Denn in den Leibniz-Instituten müssen dann doch wieder kurzfristiger angelegte Drittmittel eingeworben, immer wieder neue Projektanträge gestellt werden. Und so etwas wie die Max-Planck-Institute haben wir in dem Zusammenhang nicht. Man kann sich natürlich kritisch fragen, ob man die griechischen Inschriften auch noch ins 250. oder 300. Jahr fortführen will. Aber man muss sich wirklich klarmachen, wie die Wissenschaftslandschaft in Deutschland aufgestellt ist. Da hilft der Vergleich mit der American Academy of Arts and Sciences nur partiell. In Deutschland sind die Langzeitvorhaben an der Akademie einfach ein wichtiger Baustein in einer Gesamtlandschaft. Und die zweite Frage ist: Wie sind die Akademien untereinander arbeitsteilig aufgestellt? Was Herr Hellwig vorgeschlagen hat, ist interessant, aber das gibt es in der Leopoldina schon, dass sich da themenbezogene Ad-hoc-Gruppen finden, die dann über ein paar Monate intensiv zusammenarbeiten. Da ruft der Präsident dann die Mitglieder an, die er in einer bestimmten Arbeitsgruppe haben will, und dann arbeiten die sehr intensiv und produzieren Ergebnisse, über die dann allerdings doch auch gestritten wird, ob sie nicht vorschnell waren, wie zum Beispiel im Fall der Pandemie. Man kann also für die Zukunft überlegen, ob man von vornherein arbeitsteilig verfährt und sagt: Okay, das macht die Akademie Leopoldina, und das macht eben nicht die BBAW. Ich finde, mit den begrenzten Zeitressourcen und auch den begrenzten fachlichen Ressourcen, die wir haben, könnte man darüber nachdenken, wie wir arbeitsteilig in der Akademielandschaft unterwegs sein wollen.

Ulrike Kuhlmann: Ich würde jetzt noch eine Frage zulassen, und zwar von Martin Quack.

Martin Quack: Barbara Albert hat sehr schön gesagt, die Akademie sollte sich doch den großen Fragen zuwenden. Das fand ich sehr gut. Die erste Frage, die ich dazu habe, ist: Warum hat man eigentlich die Fragestellung 10, 20 oder 30 Jahre genommen statt 100, 200 und 300 Jahre? Immerhin als Preußische Akademie ist die Akademie relativ alt, und man kann sich schon fragen: Was muss man tun, damit man so lange überlebt? Viele werden jetzt sagen: Das ist völlig unrealistisch über solche Zeiträume. Das weiß ich nicht mit Sicherheit und würde dann noch hinzufügen, dass die griechische Akademie, die ja an alle Akademien den Namen gegeben hat, fast tausend Jahre überlebt hat. Und auch da kann man etwas zum Gesellschaftsbezug sagen. Es wurde vorhin erwähnt, wir sollten in die Gesellschaft gehen. Der

Vorvater der Platonischen Akademie ist natürlich dafür zum Tode verurteilt worden, dass er die Ideen zu sehr in die Gesellschaft getragen hat. Und effektiv, als sie durch Justinian nach fast tausend Jahren geschlossen wurde, war das derselbe Grund: dass die Akademie zu störend für die Gesellschaft war. Trotzdem sollte man sich überlegen: Was muss man eigentlich tun, damit man Jahrhunderte überlebt als Akademie?

Ulrike Kuhlmann: Ich glaube, dass die Frage jetzt nicht so schnell beantwortet werden kann. Insofern würde ich die Frage als Endpunkt auch mal stehenlassen wollen in unserer Debatte und Julia Fischer das Schlusswort geben.

Schlussworte

Julia Fischer: Ich greife doch noch einmal die letzte Frage auf: Warum 10, 20, 30 Jahre? Dabei haben wir uns natürlich etwas gedacht. Das ist nämlich eine Reichweite, die wir von heute aus noch halbwegs überblicken können und von der man annehmen kann, dass Änderungen, die wir heute anstoßen, vielleicht noch eine Wirkung zeigen. Die Debatte heute sollte eben nicht nur eine akademische sein, sondern fürs Präsidium und den Vorstand auch Ideen liefern, wie wir die Akademie weiterentwickeln wollen.

Wenn ich kurz zusammenfassen darf, was uns mitgegeben wurde: Die Akademie darf sich auf alle Fälle den Kern ihrer Identität bewahren. Es gab keine Fundamentalkritik, dass wir alles anders machen müssen, sondern es wurde deutlich, dass die Akademie ein guter Ort ist. Sie wird weiblicher werden, das ist klar, internationaler hoffentlich, vielleicht auch heterogener, was ihre Altersstruktur angeht, und sicherlich diverser in dem Sinne, dass Leute dann verschiedene Perspektiven mitbringen werden. Sie bleibt ein Ort der Reflexion, ein Ort der Freiheit, und zwar der Freiheit, in einen Diskurs oder auch in einen Disput zu gehen, ohne sich zu beschädigen, aber ernsthaft an den großen Fragen entlang zu diskutieren. Die Akademie identifiziert selbstbewusst große Themen und stößt Debatten an, und sie schafft diesen Spagat, sich einerseits darauf zu besinnen, dass bestimmte Diskurse auch erst einmal hinter verschlossenen Türen durchdacht werden, und dann sucht sie die Öffnung und steht wieder im Austausch mit der Gesellschaft. Sie ist immer wieder für Überraschungen gut. Gleichzeitig pflegt sie Traditionen. Und ich freue mich schon auf den Salon Sophie Charlotte in 15 Jahren. Ich hoffe, ich kann dabei sein. Die Klassenstruktur wird behalten, weil sie sich bewährt hat, aber gleichzeitig wird viel häufiger die gemeinsame Diskussion zwischen



verschiedenen Klassen, zweien, dreien oder auch in großen Debatten wie hier gesucht. Und sie bleibt, und das macht sie einzigartig, die Heimat für Langfristvorhaben, für den langen Atem. Und das wird von der Politik auch insofern anerkannt, dass die Akademie auskömmlich finanziert wird. Diese Langzeitvorhaben sind nicht nur in den Geisteswissenschaften angesiedelt, sondern auch in den Natur- und Technikwissenschaften. Die Akademie bleibt auch eine Beobachterin des Wissenschaftssystems und schafft es, wie Harry Valérien einst sagte, sich nicht mit einer Sache gemein zu machen, aber dennoch weiterhin zum engagierten Diskurs und zur Weiterentwicklung des Wissenschaftssystems beizutragen. Vielen Dank, Ulrike, für die souveräne Leitung der Diskussion, und allen Vortragenden für ihre inspirierenden Beiträge.

Ulrike Kuhlmann: Ich darf mich ganz herzlich bedanken, vor allen Dingen bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, und gebe das Wort an unseren Präsidenten.

Christoph Marksches: Ich unterstütze nochmal, was Julia gesagt hat: Ganz, ganz herzlichen Dank, Ulrike, und auch dir, Julia, für die Vorbereitung und denen, die gerade mitdiskutiert haben, Frau Albert, Frau Kopp, Frau Lentz, Frau Traninger und Herr de Wolff für das, was Sie gesagt haben. Vielleicht drei ganz kurze Beobachtungen zum Schluss.

Erste Beobachtung: Auf meinem Esszimmertisch zu Hause lagen für die Vorbereitung dessen, was wir heute tun, an den vergangenen Tagen getan haben und morgen noch veranstalten werden, ganz viele Broschüren und Bände zur Reformdiskussion von Akademie in Berlin aus dreihundert Jahren. Ich blicke gerade auf Herrn Voßkamp, und erwähne daher lediglich den von

ihm herausgegebenen Band „Ideale Akademie“. ¹ Als wir 300 Jahre alt wurden, gab es ein Symposium und daraus entstand der genannte Band mit sehr vielen anregenden Vorträgen. Die erste Beobachtung aus diesen vielen Diskussionen und Veröffentlichungen ist: Es gibt *Wiedergänger*. Das Thema, ob wir noch Klassen brauchen in der Akademie, ist ein solcher klassischer Wiedergänger. Diese Frage allerdings haben wir, und das ist vielleicht auch ganz beruhigend, heute Mittag nicht mit derselben Verve diskutiert wie 1993 und im Jahre 2000, sondern schon in der gelassenen Erfahrung, wie es vorhin beschrieben wurde: Ja, eine Klasse ist eine Struktur, aber es muss ganz viel quer zu dieser Struktur passieren, sonst erstarrt alles in dieser Struktur.

Die *zweite Beobachtung* hat Ulrike Kuhlmann ja sehr schön beschrieben: Bei der Neukonstituierung der BBAW sind zwei sehr unterschiedliche Typen von Akademien einfach kombiniert worden, um östliche und westliche Traditionen zu verbinden. Eine Akademie mit Langzeitvorhaben, die man mühsam aus den Instituten der Akademie der Wissenschaften der DDR wieder herauspräpariert hatte und die einfach vom Wissenschaftsrat und anderen Akteuren an die neue Akademie geschoben wurden, wurde mit einer ganz anderen Akademie in der West-Berliner Tradition verbunden. Wie lange die BBAW mit diesem durch die Langzeitvorhaben repräsentierten Teil der Berliner Akademie-Vergangenheit gefremdelt hat, merken Sie daran, dass im Jahre 1999 der Präsident Dieter Simon ein Brevier geschrieben hat über das Thema, wie er sich die Entwicklung der Akademie vorstellt, und da werden die Langzeitvorhaben in einem Anhang aufgeführt. ² Sie waren damals also offenbar (noch) kein organischer Teil der neuen Akademie. Die BBAW aufgrund der Langzeitvorhaben als eine geisteswissenschaftliche Großforschungseinrichtung *sui generis* zu begreifen und nicht nur als ein zufälliges Sammelsurium von Langzeitvorhaben, ist eine Entwicklung nach der Jahrtausendwende. Und da Günter Stock unter uns sitzt, sollte auch ruhig erwähnt werden, dass er diese Entwicklung als dritter Präsident der BBAW energisch befördert hat und viel für die Entwicklung des Forschungsprofils dieser Forschungseinrichtung getan hat. Ich fand das Beglückende an der heutigen Diskussion, dass deutlich geworden ist, dass diese beiden Traditionen der Akademie heute ganz eng zusammengehören und ihre Zusammengehörigkeit niemand mehr infrage stellt. Wir als Präsidium, als Vorstand, als Mitglieder und Mitarbeitende wollen eben

.....

1 Ideale Akademie. Vergangene Zukunft oder konkrete Utopie? Hg. v. Wilhelm Voßkamp, Forschungsberichte der BBAW 11, Berlin 2002.

2 Dieter Simon, Akademie der Wissenschaften. Das Berliner Projekt. Ein Brevier, Berlin 1999.

nicht nur Akademie an und für sich entwickeln, sondern auch diese Forschungseinrichtung. Wenn man als Akademie in der Tradition der West-Berliner Akademie in den Interdisziplinären Arbeitsgruppen und Initiativen Wissenschaftsbeobachtung und Wissenschaftssystembeobachtung versucht, um damit auch die Entwicklung von Interdisziplinarität zu beobachten, und – wie das vorhin vorgeschlagen wurde – das in einer Richtung, der Beobachtung von Interdisziplinarität auf einer Metaebene, sogar intensiviert, dann hilft das angesichts der inzwischen erreichten Verbindungsqualität beider Akademietraditionen auch dabei, die Forschungseinrichtung als Forschungseinrichtung weiterzuentwickeln. Ich könnte jetzt zu diesem Thema mehr sagen, möchte aber mit einer *dritten Beobachtung* schließen.

Ich finde, man merkt unseren Diskussionen in diesen Festtagen an, dass die beiden Traditionen – Interdisziplinäre Arbeitsgruppen und Initiativen einerseits, also die West-Berliner Tradition; und die durch Langzeitvorhaben und Drittmittelprojekte geprägte Großforschungseinrichtung, also die vormals preußische und die DDR-Tradition andererseits – zwar in dreißig Jahren schon enger zusammengewachsen sind, als sie es je zuvor waren. Und trotzdem habe ich den Eindruck, dass sie noch nicht so vollständig miteinander verbunden sind, wie man es sich wünschen möchte und vorstellen kann. Frau Albert sagte so schön: „Ich weiß noch gar nicht so richtig, was ...“ – da kann also noch viel passieren. Denn uns unterscheidet ja von vielen anderen Forschungseinrichtungen, dass ein autonomes Netzwerk von sich selbst ergänzenden Mitgliedern das Forschungsprofil und die Forschungsprojekte der Forschungseinrichtung aussucht, evaluiert, betreut und miteinander ins Gespräch bringt. Was in einer interdisziplinären Arbeitsgruppe zur Beobachtung der Interdisziplinarität erforscht und bedacht wird, darf nicht folgenlos bleiben für die Projekte der Forschungseinrichtung. Wenn wir so die Kohäsion zwischen den beiden sehr unterschiedlichen traditionellen Arbeitsformen noch deutlich steigern, werden wir als Institution unverwechselbar und sind nicht nur ein Museum des Akademiegedankens. Wir sind aber, so glaube ich fest, längst dabei und waren es auch heute wieder, theoretisch und praktisch viele weitere Fäden zu knüpfen zwischen der Akademie als Großkommunikationsagentur, der Akademie als einer Agentur für Gesellschafts- und Politikberatung, der Akademie als einer Großforschungseinrichtung und der sie tragenden lebendigen Runde der Mitgliedschaft, die hier versammelt sitzt. Insofern ist mir für die nächsten Jahre gar nicht bange und wir können jetzt getrost in die Pause gehen. Und nochmals vielen, vielen Dank!

Personenregister

- Albach, Horst 41, 60, 63
- Albert, Barbara 132, 133, 146, 147, 148, 149
- d'Alembert, Jean-Baptiste le Rond 96
- Aristoteles 100
- Arnason, Johann 107
- Ash, Mitchell 27 ff., 31, 33, 38 f., 44 ff., 62, 84, 86 f., 143
- Aurich, Horst 22
- Bahr, Egon 10
- Baltes, Paul B. 120
- Banys, Jūras 93
- Becker, Karin Elisabeth 4, 11
- Becker, Katja 99
- Ben-Gurion, David 75
- Bernigeroth, Martin 120
- Bielka, Heinz 122
- Bierwisch, Manfred 22, 26, 50 ff., 57, 63, 122
- Birthler, Marianne 15, 17, 25 f., 28 f., 31, 33, 45
- von Blumenthal, Julia 93, 116
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang 97
- Bredekamp, Horst 10
- Bredemeyer, Reiner 94
- Buber, Martin 107
- Bulmahn, Edelgard 33, 43 ff., 69
- Burtscheidt, Christine 133
- Cancik-Kirschbaum, Eva 143 f.
- Cohen, Nili 73 f., 81, 85, 87, 93
- Czyborra, Ina 93 f., 96, 99, 102
- Derrida, Jacques 74
- Diagne, Souleymane Bachir 74, 76, 82, 84, 86 f., 120, 128
- Diepgen, Eberhard 62
- Dilthey, Wilhelm 123
- Döring, Sabine 93 ff., 99, 102
- Dössel, Olaf 86
- Einstein, Albert 12, 43, 82, 115, 120
- Eisenstadt, Shmuel 107
- Elster, Jon 107
- Engelbrecht, Jüri 74, 78, 82, 84 ff., 93
- Engels, Friedrich 29, 53, 97
- Erasmus von Rotterdam 75
- Erhardt, Manfred 11, 40 ff., 50, 60, 122
- Ertl, Gerhard 66 f.
- Faßmann, Heinz 93, 113
- Fink, Heinrich 18, 27
- Fischer, Gunter 67
- Fischer, Julia 11, 128 f., 148
- Fischer-Lichte, Erika 141
- Frevert, Ute 11, 28, 30, 49, 66 ff., 128
- Frey, Barbara 4, 11
- Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 119
- Friedrich, Bärbel 28, 45, 47
- Frühwald, Wolfgang 62
- Fuhrmann, Horst 45
- Fünfstück, Susanne 64 ff.
- Gadamer, Hans-Georg 123
- von Goethe, Johann Wolfgang 74, 97
- Göske, Daniel 93
- Griem, Julika 93, 112 f., 116 f.
- Grimm, Jacob 122
- Grimm, Wilhelm 122
- Grötschel, Martin 129
- Grübel, Hartmut 24, 45 ff., 65
- Gunnerus, Johan Ernst 83
- Günther, Oliver 93
- Habermas, Jürgen 107
- Hacker, Jörg 13, 31, 93
- Hallof, Klaus 49, 52 ff.
- Hann, Chris 85 f.
- von Harnack, Adolf 9, 121, 140
- Haug, Gerald 11 ff.
- Havemann, Robert 67
- Hecker, Michael 28
- Hedström, Peter 107
- Heine, Heinrich 74
- Hellwig, Martin 146 f.
- Hesse, Hermann 70
- Hofmann, Hasso 122
- Honecker, Erich 40, 50
- von Humboldt, Alexander 9, 121
- von Humboldt, Wilhelm 9, 41, 121
- Jablonski, Daniel Ernst 10, 121
- Jaspers, Karl 107
- Johnson, Uwe 100
- Jussen, Bernhard 145 f.
- Kalviņš, Ivars 71
- Kant, Immanuel 82, 96, 102, 111, 120
- Kleber, Bernhard 43, 94
- Klinkmann, Horst 21 ff., 26, 41 ff., 59 ff., 67
- Klix, Friedhardt 22
- Kocka, Jürgen 3, 11, 37, 63, 66, 68, 128
- Kohl, Helmut 22, 27, 39
- Kolditz, Lothar 56
- Kopp, Gisela 120, 130, 138, 144, 148
- Korlén, Gustav 21
- Korngold, Erich Wolfgang 97
- Krämer, Gudrun 146
- Krull, Wilhelm 11, 15, 20, 24, 26, 30 f., 33, 43, 45, 56, 94, 121, 128
- Kuczynski, Jürgen 67
- Kuhlmann, Ulrike 11, 128 f., 132 f., 135, 137, 140, 142 ff.
- Künzel, Kathrin 4, 11
- Graf Lambsdorff, Hagen 70

Leibniz, Gottfried Wilhelm 10, 40 f., 74 ff., 80 ff., 85, 119 ff., 129, 141, 147
 Lenin, Wladimir Iljitsch 29, 96
 Lentz, Carola 94, 142 ff.
 Lepenies, Wolf 59 f.
 Maeß, Gerhard 26
 de Maizière, Lothar 55, 59
 Markl, Hubert 10, 42, 62 ff., 93, 110 f., 122
 Marquard, Odo 93
 Martus, Steffen 123
 Marx, Karl 28, 53, 65, 97
 Mau, Steffen 15, 17, 24 f., 28, 30 f.
 Mayntz, Renate 11
 Meier, Christian 10, 40, 42, 45, 51, 55, 57, 60, 63 f., 68, 93, 107, 122
 Meske, Werner 22
 Metzler, Gabriele 28, 35 f., 46 f., 50
 Meyer, Hansgünter 22, 94
 Mittelstraß, Jürgen 41 f.
 Mommsen, Theodor 9, 121
 Mothes, Kurt 45
 Mottek, Hans 67 f.
 Müller-Jung, Joachim 93, 110 f.
 Mulsow, Martin 10
 Münkler, Herfried 10
 Neiman, Susan 10
 Nelle, Dietrich 45
 Nettelbeck, Joachim 49, 58, 67 f., 128
 von Neumann, John 115
 Nirenberg, David 115
 Nowak, Siegfried 45
 Oppenheimer, Julius Robert 115
 Oschmann, Dirk 27 f., 31
 Osterkamp, Ernst 10
 Pääbo, Svante 99
 Partier, Benno 44
 Perler, Dominik 10
 Peter, Kai Uwe 94, 129
 Poppe, Gerd 26
 Quack, Martin 147
 Rapoport, Samuel Mitja 67
 Rapoport, Tom 22, 25
 Renn, Ortwin 143
 Richter, Sandra 94, 129
 Riedmüller-Seel, Barbara 40, 60
 Riesenhuber, Heinz 34, 39, 45, 47, 59
 Ritter, Gerhard A. 36
 Robinson, Kim Stanley 133
 Römhildt, Roland 4, 11
 Sauer, Joachim 49, 52 ff., 67, 128
 Savoy, Bénédicte 76, 86
 Schadewaldt, Wolfgang 9
 Schäuble, Wolfgang 29, 39
 Schaumann, Fritz 22
 Schavan, Annette 42
 Scheler, Werner 21
 Schlenzka, Jenny 109
 Schluchter, Wolfgang 107
 Schmidt, Dörte 143 ff.
 Schmidt, Johann Gottfried 119
 Schmitz, Klaus-Peter 11, 128
 Schneidmüller, Bernd 93
 Schüle, Manja 93 f., 96, 99, 117
 Schüttpelz, Eberhard 122 f.
 Schwartz, Benjamin 107
 Schwarz, Helmut 11, 65 ff., 122, 128, 143
 von Siemens, Nathalie 11, 128
 Simon, Dieter 10, 20 ff., 39, 41, 45, 56, 66, 121, 128, 149
 Skinner, Quentin 107
 Solga, Heike 99
 Sophie Charlotte, Königin zu Preußen 121, 136, 142, 145, 148
 Spārītis, Ojārs 49, 67, 69 ff., 78
 Specht, Jule 30, 69
 Spinoza, Benedict / Baruch 75 f., 80 f.
 Spoerhase, Carlos 123
 Springer, Friede 94
 Spur, Günter 60, 122
 Stewart, Matthew 76
 Stock, Günter 79, 146, 149
 Stoehr, Jochen 23, 59
 Streeck, Wolfgang 136
 Terpe, Frank 34, 39, 45, 47, 59
 Ther, Philipp 38
 Thieme, Werner 42, 60
 Tieck, Ludwig 120
 Tønnessen, Aud Valborg 74, 79, 83 ff.
 Traninger, Anita 140 ff.
 Vogel, Sandra 4
 Voßkamp, Wilhelm 10 f., 121, 148
 Wagner, Dorothea 93, 109, 112, 120
 Winkelmann, Ricarda 133
 Wittrock, Björn 102, 105 f., 119
 de Wolff, Timo 137, 144, 148
 Zechlin, Ruth 94
 Zeilinger, Anton 83, 99, 120
 Ziegler, Günter M. 93
 Ziller, Gebhard 22, 45
 Zimmermann, Bernd Alois 100



Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) wird dreißig Jahre alt. Anlass zu feiern? Eigentlich ist die Akademie als „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften“ über dreihundertzwanzig Jahre alt. Aber vor dreißig Jahren endete die Akademie der Wissenschaften der DDR und die BBAW wurde neu konstituiert. Diesen Einschnitt unserer Geschichte nahmen wir zum Anlass, um im Juni 2023 mit vielen Gästen aus dem In- und Ausland aus unterschiedlichsten Perspektiven auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres Hauses zu blicken.

www.bbaw.de